26
3
78
13
94½
6½

SBR069027166959

Staatl. Bibliothek
Regensburg

97.2124

7

Ak

Gespräche

über die

Abschaffung

des

geistlichen Standes,

nebst Untersuchung:

Ob derselbe dem Staat entbehrlich,

ja sogar schädlich sey,

herausgegeben

von

Friedrich Germanus Lüdke.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai, 1784.

G 18.

07/1459

Vorbericht.

Wer nur einige Weltkenntniß besitzt und mit unserer neuesten deutschen Litteratur etwas bekannt ist, der kennt auch den Ton, auf den viele von unsern itzigen Weltleuten und Gelehrten in Ansehung der Geistlichen gestimmt sind. Wenige berühmte Gottesgelehrten von zu einleuchtenden Verdiensten, als daß man sie verkennen dürfte, etwa ausgenommen, werden alle übrigen, unter denen doch mancher einsichtsvolle und rechtschaffene Mann, ohne alles öffentliche Geräusch, im verborge-

nen, viel Gutes wirkt, als verächtliche und dem Staat entbehrliche, ja wohl gar schädliche Menschen auf die Seite geworfen, und des Anstichelns auf sie ist kein Ende. Zum Stolz und Eigendünkel kann es doch dem Geistlichen wohl nicht ausgelegt werden, der die Unbilligkeit dieses Verfahrens lebhaft fühlt, weil er um der Sache willen, die er treibt, für sein eigenes Amt Achtung hat; denn das wäre doch wohl in jeder Art ein unbrauchbarer, schlechter Mensch, der den Stand, dem er sich gewidmet hätte, nicht schäzte. Und so dürft' er denn doch auch wohl, wenn es mit Bescheidenheit und Unpartheylichkeit geschiehet, sein Amt öffentlich vertheidigen? Ich sollt' es denken.

Zwar scheint es auf einer Seite schicklicher, und von besserer Wirkung zu seyn, wenn einer, der kein Geistlicher ist, dafür spräche. Allein auf der andern Seite kann sich auch nicht leicht jemand zwischen dem Schaden oder Nutzen, den der Prediger zu stiften fähig ist, zwischen

der Untugend oder Tugend des geistlichen Standes, sobald er will, besser in die Mitte stellen, und das Auge stets für Beide offen behalten, als der Geistliche selbst, der sich und andere auch von der schlimmen oder guten Seite kennen zu lernen, und den Einfluß seines Amts in die Denkungsart des Volks aus eigener Erfahrung zu erforschen gesucht hat. Ob der Verfasser und Herausgeber der folgenden Gespräche, deren Veranlassung die Leser selbst darin finden werden, das gethan habe, muß er anderen zu beurtheilen überlassen. Er ist zufrieden, wenn man nur die Hauptmaterie und die Nebendinge, worauf die Unterredung zuweilen fällt, für unsere Zeiten des Untersuchens nicht unwürdig, nicht unnütz oder unwichtig finden, und ihm dabey die Gerechtigkeit wird wiederfahren lassen, daß er die verschiedenen Urtheile, welche izt über Religion und Religionslehrer, sowohl in Privatgesellschaften, als in öffentlichen Schriften, laut genug gefället werden, mit einiger Kenntniß der Sache ehrlich gesammelt,

 und

und mit Vernunft geprüfet habe; denn für etwas mehr, als für ein treulich niedergeschriebenes Protokoll über die Stimmen, welche izt in der bürgerlichen und gelehrten Welt, aus den oder den Gründen, für und wider das Amt der Religionslehrer gegeben werden, will er diese Gespräche nicht gehalten wissen. So wie hier darüber gesprochen wird, hört man wirklich alle Tage davon sprechen.

Der ungenannte Gelehrte, der mit dem Fragment, worin er wider die Religions- und Kirchenverfassung der christlichen Europäer seine Gedanken ohne Zurückhaltung sagt, hier öfters ins Gespräch kömmt, wird unfehlbar zugestehen, daß eine Freymüthigkeit der andern werth sey, und es nicht ungern sehen, daß vernünftige Leute da, wo sie seiner Meinung nicht seyn können, ihrer seits ebenfalls unverhehlt ein offenherzig Wort wider ihn reden. Es sollte übrigens dem Herausgeber leid thun, wenn irgend jemand von seinen Lesern, er stehe nun auf welcher Seite er wolle, in die-

sen

sen Gesprächen etwas fände, das der strengsten Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Unpartheylichkeit entgegen wäre.

Wenn ich etwa von den Gegnern des geistlichen Standes noch einen scheinbaren Einwurf erwartete, so wär' es der: **Polykarp** sey ein aufgestelltes, bloß erdichtetes schönes Ideal von einem nützlichen Landprediger, das aber nirgends, oder nur höchst selten vorhanden wäre. Allein der Herausgeber könnte mehrere um ihre Landgemeinen sehr verdiente Männer, als die wahren Originale zu dieser getreuen Kopie, nennen. Er will nur ihrer Bescheidenheit nicht zu nahe treten, darum verschweigt er ihre Namen. Und wenn viele andere Landgeistliche, mögen es doch der Anzahl nach auch immer die meisten seyn, nicht in dem ganzen Umfange, wie **Polykarp**, zum gemeinen Nutzen thätig seyn können, so liegt es häufig nicht an dem Mangel ihrer Fähigkeit und ihres guten Willens dazu, sondern an äußerlichen bekannten Umständen, die

es ihnen unmöglich machen. Indessen bleibt doch das, was sie nach ihren Umständen durch ihr Amt gutes stiften, immer von sehr wichtigen Belang für die Religion und das gemeine Wesen. Es läßt sich nur nicht überall, wie in der W*** schen Gemeine mit Sicherheit berechnen, weil es nicht allenthalben so offenbar ins Auge fällt. Berlin, den 6. Februar 1784.

Erstes Gespräch.

Erstes Gespräch.

Philaleth. Kriton.

Philaleth.

Willkommen, Kriton! Wie gerufen mußt Du eben bey mir einsprechen. Gerade dacht' ich an Dich.

Kriton.

Wie so?

Philaleth.

Ich überlegte eine Sache, bey der mir dein guter Rath sehr nöthig ist. Schon neulich hab' ich einmal von meinem ältesten Sohn mit Dir gesprochen. Du weißt, daß wir über den Stand, den er wählen, über das Fach der Wissenschaften, auf welches er sich legen soll, noch nicht mit einander einig sind.

Kriton.

Noch nicht seyd Ihr darüber zum Schluß gekommen? das wundert mich. Bey dem itzigen Zustande der Wissenschaften, und bey der gegenwärtigen Verfassung der Welt, dächt' ich, könnten Du und Er darüber nicht mehr zweifelhaft seyn.

Philaleth.

Das waren wir allerdings; ich bin aber fest entschlossen, ihm seinen freyen Willen zu lassen. Ich habe zu oft erfahren, was es für üble Folgen hat, wenn Aeltern ihre Kinder in diesem Stück zwingen; oder sie nur wider deren natürlichen Neigung und Fähigkeit zu einer Lebensart, zu einem Stande überreden, den sie, sich selbst überlassen, nicht würden gewählt haben, als daß ich es nicht bloß auf meinen Sohn dabey sollte ankommen lassen.

Kriton.

Du hast vollkommen Recht. Jede Beschäftigung, zu der der eigene Trieb und die Anlagen der Natur den jungen Menschen nicht mächtig hinziehen, mislingt. Wissenschaften, Künste, alle Arten von nützlichem Gewerbe führen für den, der Geschmack daran findet und sie aus Neigung treibt, unmittelbar das größte Vergnügen mit sich. Aber Zwang dabey macht unglückliche und ungeschickte Arbeiter.

Philaleth.

Das sehen wir an unserm Verwandten, dem Prediger in H***. Der Mann quält sich vom Montage bis zum Sontage mit seiner Predigt, und denn hält er sie doch so, daß dem Zuhörer angst und bange wird, und wirklich für keinen Menschen Erbauung dabey ist. Hast du ihn je gehört?

Kriton.

Einmal in meinem Leben, und nie wieder. An dem Unglück des Mannes, der in einem andern Fache so brauchbar gewesen seyn würde, ist niemand Schuld, als sein Vater, der ihn, wider alle Neigung des Sohnes, dem geistlichen Stande widmete, zu dem kein Mensch mehr sein Kind bestimmen sollte.

Philaleth.

Kein Mensch mehr? Warum denn?

Kriton.

Weil es mit dem geistlichen Stande überall auf die Neige geht. Die jungen Leute können in jedem andern Stande der Welt viel nützlicher werden, und ihr Glück auch viel besser machen.

Philaleth.

Der Meinung bin ich nicht. Ich dächte doch, daß ein geschickter und rechtschaffener Prediger ein sehr nützlicher, brauchbarer Mann in der Societät wäre.

Kriton.

Dafür hat man ihn vor dem gehalten, als man in der Religion mit eigenen Augen noch nicht so weit, wie izt, sahe; als das Volk noch so ganz dumm und abergläubig war. Aber die Zeiten haben sich geändert, und sind nunmehr so aufgeklärt worden, daß die Geistlichen immer entbehrlichere Leute werden.

Philaleth.

In unserm Lande, wo wir doch so abergläubig nicht sind, wo durch die Cultur der Wissenschaften Freyheit zu denken genug eingeführt, und selbst unter das Volk über Religionssachen ziemliches Licht verbreitet ist, sieht man die Geistlichen doch noch nicht für entbehrlich an. Man besezt ja die Kirchenämter, so viel möglich, mit geschickten Männern, schäzt sie als solche werth, und giebt ihnen Brodt und Ehre.

Kriton.

Vor der Hand noch, lieber Philaleth. Aber lange möcht' es wohl nicht damit währen. Gieb Acht, es vergehen nicht zehn Jahr, so wird es auch bey uns ganz anders werden. Gerade Brodt und Ehre sollen alle Menschen auf Gottes Erdboden behalten, aber eben den Geistlichen will man es nicht mehr lassen. Dazu werden alle Anlagen gemacht.

Philaleth.

Wie soll ich das verstehn. Brodt und Ehre den Geistlichen nicht mehr lassen?

Kriton.

Nicht anders, und das von Rechtswegen, seitdem man angefangen hat einzusehen, daß der geistliche Stand eben der unnützeste und schädlichste von allen ist; ein Stand, der nichts als Unfug in der Welt anrichtet, und alle die Verwirrung, die darin ist, hineingebracht hat.

Philaleth.

Scherz in einem so ernsthaften Ton? Wie kömmt Kriton dazu?

Kriton.

Nimm es nicht für Scherz, Philaleth. Es ist mein ganzer Ernst. Wenn wir uns aus der Barbarey, in der wir noch zum Theil stecken, nur erst ganz werden heraus gewickelt haben, so sollst Du wohl sehen, wo unsere Prediger bleiben. Barbarey ist doch noch immer so lange im Lande, als Geistliche da sind.

Philaleth.

Seltsamer Mann! wie kömmst Du denn heute zu so ganz entgegengesezten Urtheilen, als Du sonst von diesen Männern fälltest? Du wirst Dich doch wohl nicht den Schriftstellern zugesellen wollen, die seit einiger Zeit den armen Geistlichen scheinen ganz den Tod geschworen zu haben?

Kriton.

Freund! man wird immer klüger, und es sezt mich in Verwunderung, daß einige neuere Philosophen Dir über den nachtheiligen Einfluß, den unsere Priesterschaft in die Denkungsart des Volks hat, noch nicht die Augen geöfnet haben. Freymüthig und wiederholt genug ist es doch nun schon von mehreren öffentlich gesagt, daß die Geistlichen allenthalben gerade die Leute sind, welche alle Aufklärung

unter dem Volk hindern; daß sie die Menschen in dem düstern Aberglauben erhalten, und sie in der Religion eigensinnig, auffäßig, unverträglich machen.

Philaleth.

Es mögen einige, es mögen mehrere seyn, die das thun, aber doch nimmermehr alle. Ich weiß nicht, wer Dich wider einen Stand, in dem wir so manchen gelehrten, wackeren Mann kennen und zum Freunde haben, in so üble Laune gesezt hat. Aber so viel weiß ich wohl, daß Du heute der Mann nicht bist, den ich um Rath fragen kann.

Kriton.

Und warum nicht? Ich rieth Dir doch sonst mehrmal gut. Was haben denn Deines Sohnes Studien mit der Geistlichkeit zu thun? Er wird doch hoffentlich nicht Theologie studieren wollen?

Philaleth.

Das könnte wohl seyn. Gerade dies Studium hat er sich gewählt, und kein anderes. Er verlangt nur meine Einwilligung.

Kriton.

Er selbst, Dein Sohn, hätte sich das gewählt? Der offene, trefliche Kopf, aus dem ein ganz anderer Mann werden kann, der wollte ein Theolog werden? Haben wir der Pfaffen noch nicht genug im Lande?

Philaleth.

Diese Benennung verbitt' ich. Pfaffen taugen nicht, aber unsere protestantischen Prediger sind keine Pfaffen.

Kriton.

Haben aber doch denselben Geist, und ewig Schade wär' es um den Kopf und das Herz Deines Sohnes, wenn er auch davon angesteckt würde, wie er es gewiß noch auf der Schule werden wird. Denn die Theologen können um ihres eigenen Vortheils willen nicht anders als eigennützig und sektirisch denken. Was gilts, Dein Sohn wählt auch nicht aus freyen Triebe den geistlichen Stand. Gewiß steckt dein Beichtvater dahinter, den ich sonst noch für einen ehrlichen Mann hielt, der mir aber durch diesen Rath nun auch verdächtig wird.

Philaleth.

Wie Du doch argwöhnisch bist, das sonst gar nicht in Deinem Charakter ist. Ich sage Dir, Herr ** weiß kein Wort davon, und es ist nie eine Sylbe mit ihm darüber gesprochen, geschweige berathschlaget worden. Wenn er es erfährt, wird ihn der Entschluß des jungen lebhaften Menschen eben so sehr befremden, als Dich.

Kriton.

So begreife ich nicht, wie er auf die Grille kommen kann, ein Theolog zu werden, da sie ihm niemand in den Kopf gesezt hat. Ich denke,

Du, als Vater, wirst doch das nimmermehr zugeben.

Philaleth.

Nicht zugeben? Warum denn nicht?

Kriton.

Weil er, wie schon gesagt, viel etwas besseres und nützlicheres lernen kann.

Philaleth.

Es sollte mir leid seyn, wenn das wahr wäre. Der Gottesgelehrte beschäftiget doch sein Nachdenken mit so edlen und würdigen Gegenständen, daß ich keine würdigeren kenne. Gott und der Mensch! Kann deren Kenntniß von irgend einer andern übertroffen werden?

Kriton.

Nein! das kann sie nicht. Aber auf Gottes und Menschenkenntniß muß sich jeder vernünftige Mann legen. Dazu braucht es nicht, daß einer Theologie studiere.

Philaleth.

Das freylich nicht, denn sonst müßte alles Theolog werden. Aber wer den geistlichen Stand erwählt, widmet sich doch Wissenschaften und Beschäftigungen, die mir mehr anreizendes und den Geist unterhaltendes zu haben scheinen, als manche von unsern Amtsverrichtungen. Ich erinnere mich, doch schon von Dir gehört zu haben, wie oft Du

über

über der einförmigen Arbeit, die Zoll- und Accise-rechnungen Deiner Unterbedienten vom Morgen bis zum Abend zu revidiren, ermüdetest; und ich gestehe ebenfals, daß mir bey den häufigen Criminal-untersuchungen mit unserm Land- und Stadtdiebischen Gesindel, oder den unaufhörlichen Ehescheidungsprozessen nicht selten alle Lust zur Arbeit vergeht.

Kriton.

Desto besser schmeckt uns hernach das Vergnügen, das uns, außer der Zeit unserer Dienstgeschäfte, die Wissenschaften gewähren.

Philaleth.

Nur, dünkt mich, in so vollem Maaße geniessen wir es nicht, als der Geistliche, dessen Denkungs- und Empfindungskräfte durch seine Hauptverrichtungen sich stets erweitern und veredeln können. Keiner von uns beyden kann doch alle die guten Kenntnisse, die er besizt, Sprachen, todte und lebende, Geschichte, alte und neue, Völkergeschichte, Naturgeschichte, Alterthümer, Länderkunde, Philosophie, natürliche Theologie und Moral, Physik, schöne Wissenschaften, kurz, was du willst, so unmittelbar zu dem Zweck seines Amts nutzen, als der Prediger. Ich will damit keiner einzigen Kunst, Wissenschaft, Beschäftigung, die wir Weltleute treiben, von ihrem Werth und Interesse, so sie fürs Publicum und für jeden einzelnen Liebhaber derselben

hat,

hat, das Geringste entziehen. Ich verlange nur, daß Du mir einräumest, die Theologie sey ein angenehmes, würdiges Studium, und alles, worauf sich der angehende Theolog legt, sehr interessant für einen Menschen, der Kopf und Herz für ernsthafte Wahrheit hat.

Kriton.

Ernsthaft genug ist die Sache freylich, welche die Geistlichen treiben; aber von Wahrheit in der Theologie mußt Du nicht sprechen. Nirgends, Philaleth, tappt man mehr im Dunkeln, in keiner Wissenschaft ist man mehr in Gefahr zu irren, und die noch so mühsam gesuchte Wahrheit doch am Ende zu verfehlen, als in der Theologie. Wenn Du das Gegentheil glaubst, so kennst Du den statum rerum theologicarum gar nicht.

Philaleth.

Ich dächte doch, daß ich ihn kennete. Ich bin wenigstens auf die Schriften unserer besten Gottesgelehrten seit vielen Jahren sehr aufmerksam gewesen, und habe sie mit Nutzen und Vergnügen gelesen.

Kriton.

Auch verstanden?

Philaleth.

Völlig.

Kriton.

Bist auch deiner Sache gewiß geworden!

Phila-

Philaleth.

So gewiß, als man irgend einer moralischen Wahrheit, die sich nicht mathematisch demonstriren läßt, werden kann.

Kriton.

Das ist viel. Du bist also wohl der erste unter unsers Gleichen, der sich dessen rühmen kann, und in alle Geheimnisse der Theologie eingeweihet? Oder wirst Dich noch in ihre Mysterien einweihen lassen?

Philaleth.

Spotte Deines Freundes nicht. Zum Theologen wär' ich verdorben. Der muß sich auf allerley spitzfindige Schulfragen, und schwere Untersuchungen legen; er muß auch die Geschichte der verschiedenen Lehrmeinungen studieren, welche für andere Leute wenig Interesse haben. Damit habe ich mich nie abgegeben. Die gehören auch für Unser einen nicht. Wenn wir nur unsers Glaubens, in so fern er uns gewissenhaft, ruhig, glücklich macht, gewiß sind, welches ich gottlob! bin; was gehen uns Laien die subtilen Fragen der Schulgelehrten an.

Kriton.

Du vergissest daß die ganze christliche Religion und Theologie an Spitzfindigkeiten und schweren dunkeln Lehrsätzen hängt, in die kein menschlicher Verstand je Licht und Gewisheit bringen wird. Ist sie denn nicht durchweg ein Gewebe von Meinungen,

gen, worüber die Gottesgelehrten selbst uneins sind? Und wird nicht auf den Glauben an diese Meinungen noch immer von den Geistlichen jeder Parthey Seel und Seligkeit gesetzet?

Philaleth.

Sey billig, Kriton. Du thust älteren und neueren Theologen mit dieser Beschuldigung groß Unrecht. Man hat schon seit langer Zeit theologische Lehrsätze, worüber von je an verschieden gedacht worden, von eigentlichen christlichen Religionslehren abgesondert, und unsere Gottesgelehrten bestehen izt immer mehr auf diesen Unterschied.

Kriton.

Deren möchten wohl sehr wenige seyn.

Philaleth.

Viel oder wenig, so müssen wir doch auch den Wenigen nicht Unrecht thun.

Kriton.

Aber die meisten verdammen uns Layen doch, wenn wir nicht glauben, was die Kirche glaubt, und nicht alles, was sie uns aus der Bibel heraus erklären, für göttliche Wahrheit annehmen.

Philaleth.

Du hast Recht, sie verdammen auch wohl die gründlichsten Gottesgelehrten selbst, wenn sie nicht das ganze Kirchensystem unterschreiben, und seufzen

oder

oder spotten über noch so rechtschaffene Prediger, wenn sie nicht in ihren alten systematischen Lehrformeln zu den Leuten reden. Allein was schaden uns ihre Verdammungen oder Spöttereyen? Sie sind ja ganz unkräftig.

Kriton.

Die sollten nicht schaden? Sie richten lauter Verwirrung unter dem Volk an. Der gemeine Mann weiß nicht mehr, was er glauben, mit wem er es halten soll, und wird bald gar keine Religion mehr haben. Aber so muß es kommen, damit die Geistlichen ihr eigen Werk zerstören.

Philaleth

Und das hoffest du, fürchtest darf ich heute nicht sagen, noch zu erleben.

Kriton.

Binnen kurzem.

Philaleth.

Mir ist nicht bange dafür. Sektirerey wird es unterhalten; vielleicht hier und da vermehren, aber das Christenthum wird deswegen nicht zu Grunde gehen.

Kriton.

Also meinest Du, eines könne mit dem andern bestehen?

Philaleth.

Das meine ich. Es gab bald beym Ursprunge des Christenthums Sekten, und doch besteht es bis auf den heutigen Tag.

Kriton

Kriton.

Du mußt doch zugeben, daß der Sektengeist nichts taugt. Paulus selbst warnet ja mehrmal davor.

Philaleth.

Das geb' ich allerdings zu. Je weniger Sekten in der Religion, desto besser. Ich sage nur, das Christenthum wird durch alle Sekten doch nie zerstört werden. Du hast doch auch die Stelle in des Paulus Briefen gelesen: „Es müssen Rotten „unter euch seyn, damit die Rechtschaffenen offenbar werden.“

Kriton.

Und welche sind die Rechtschaffenen?

Philaleth.

Die es so, wie der göttliche Stifter unsers Glaubens machen, der selbst von Hertzen fromm war, und den Samariter, wie den Juden, selig prieß, wenn sie es auch waren.

Kriton.

Du kömmst mir auf dem halben Wege entgegen. Also gestehst Du, daß man unter allen Sekten fromm seyn könne?

Philaleth.

Ja wohl!

Kriton.

Läßt sichs denn auch ohne Geistliche seyn?

Phila-

Philaleth.

Ebenfalls, wenn Du ohne das Amt der Geistlichen zugleich die Erkenntnisse und Gesinnungen im Publicum erhalten kannst, welche die Menschen fromm machen.

Kriton.

Dazu, sollt' ich glauben, gäb' es Mittel — und so könnten wir ja die Geistlichen abschaffen, die den Sektengeist nur befördern und unterhalten.

Philaleth.

Damit würden die Sekten nicht aufhören. Die müssen seyn. Paulus kannte die Welt und urtheilte sehr richtig.

Kriton.

Also hältest Du nichts vom Universalchristenthum?

Philaleth.

Nein! in dieser Welt ist es eine Chimäre. Es läßt sich eine angenehme Idee damit verbinden, aber realisirt wird sie unter dem Monde nie werden. Sage mir Kriton, wo ist nicht in der Welt Sektirerey? Sieh' hin, wo Du willst. Sektirerey unter Rechtsgelehrten, Sektirerey unter Aerzten, Sektirerey unter Philosophen! Und Du wunderst Dich, daß es in der Kirche, daß es unter Theologen Sekten giebt? Kannst Du alle Köpfe unter einen Hut bringen?

Kriton.

Das wohl nicht. Aber ich stelle mir vor, es würde viel leichter seyn, das Volk zu einerley Glauben und Religion zu bringen, wenn die Geistlichen nicht wären, die eben den beständigen Krieg in der Kirche unterhalten.

Philaleth.

Bilde Dir doch das nicht ein. Schaff' alle Geistlichen ab, und Du wirst sehen, daß sich gleich wieder Leute finden werden, die sich in Glaubenssachen klüger, als andere, dünken, und durch ihre Einsichten also auch die Einfältigeren leiten wollen. Haufenweise werden sich diese gern von ihnen leiten lassen. Und so sind wir wieder, wo wir waren, haben Partheyen und Häupter der Partheyen, die eben so fest auf ihren Sinn bestehen, eben so ihre Ueberzeugung für die einzige richtige ausgeben werden, als je sektirische Geistliche es gethan haben.

Kriton.

Das sollt' ich nicht glauben.

Philaleth.

Nicht? So erinnere Dich doch, wie es bisher unter uns Christen gestanden hat, und sieh, wie es noch stehet.

Kriton.

Wie denn?

Phila-

Philaleth.

Du weißt doch wohl, daß zu allen Zeiten unter den gemeinen Christen grübelnde, oder fanatische Köpfe aufgestanden sind, viel Volk an sich gezogen, und sich allein für ächte evangelische Christen ausgegeben haben? Und hast Du nie unter unsern unwissenden Krämern und Handwerkern Leute gefunden, die der Schrift Meister seyn wollen, sie besser, als unsere einsichtsvollsten Gottesgelehrten zu verstehen glauben, und sich daher Lehrer für andere zu werden unterwinden?

Kriton.

Das ist wahr. Aber zuweilen haben diese Leute auch Recht. Mancher unstudierte Christ, der die Bibel ohne Vorurtheil mit seinem schlichten Menschenverstande lieset, hat sich daraus richtigere Einsichten in Religionssachen erworben, als sein Pastor, der eben nicht viel gelernt hat, und die heilige Schrift nur durch die Brille seiner Dogmatik lieset, wovon der gemeine Mann nichts versteht.

Philaleth.

Zugestanden! Aber eben so oft haben dergleichen Leute auch Unrecht. Da ist nichts so widersinniges und ungereimtes, das sie nicht, um dieser oder jener übel verstandenen Schriftstelle willen, als ausgemachte Wahrheit behaupten. Das breiten sie dann aus, und finden immer Leichtgläubige genug, die ihnen beyfallen, wovon ganz neue Beyspiele aus den öffentlichen Nachrichten bekannt sind.

Kriton.

Das müßte die Polizey nicht dulden.

Philaleth.

Nicht dulden? Wenn sie es nur verhindern kann.

Kriton.

Warum sollte sie es nicht können?

Philaleth.

Ja! wenn sie den Leuten bey nahmhafter Strafe verbieten will, von Religionssachen zu sprechen, wenn sie Gewissenszwang einführen, und die Menschen so behandeln will, wie man im Oesterreichischen die so genannten böhmischen Deisten oder Abrahamiten behandelt hat, so kann sie's.

Kriton.

Behüte Gott! Gewissenszwang muß nirgends seyn. Jeder muß frey sagen können, was er in der Religion glaubt und nicht glaubt, für wahr oder nicht wahr hält.

Philaleth.

Der Meinung bin ich auch. Allein dann wirst Du der Sektirerey ewig die Thüre offen lassen müssen, die Du ihr durch Abschaffung der Geistlichkeit verschliessen willst.

Kriton.

Sie wird gewiß von selbst zufallen. Rechne doch, daß dergleichen Leute, wenn sie sich mit Stiftung

tung neuer Sekten, statt der alten, abgeben wollten, dabey gar kein solches Interesse finden, als die Geistlichen, die von ihren Aemtern leben, und mit ihren Aemtern ein Gewerbe treiben.

Philaleth.

Interesse genug, wenn jene die Ehre haben, Gewissensräthe für andere, Häupter einer eigenen Parthey zu seyn, die ihnen anhängt, und sie als hoch erleuchtete Männer venerirt. Glaubst Du nicht, daß ihnen dies schon etwas einbringen wird? mehr, als der Kramladen und das Handwerk einbrachte? Wir haben Beyspiele, daß ein einziger solcher Mensch in einer großen Stadt zehnmal reicher geworden ist, als alle Geistliche des Orts zusammen genommen.

Kriton.

Alsdenn lag die Schuld an der Regierung, die sich nicht darum bekümmerte, solchem Unwesen zu steuern.

Philaleth.

Die Regierung steuerte ihm allerdings, sobald es bekannt wurde, weil sonst die größten Unordnungen daraus entstanden seyn würden. Und eben, um solchen Unordnungen vorzubeugen, setzet und besoldet die Obrigkeit eines jeden wohl eingerichteten Staats öffentliche Lehrer der Religion bey jeder Gemeine.

Kriton.

Weil die Obrigkeit bisher kein besseres Mittel dazu wußte, so schien ihr die Geistlichkeit noch immer ein nothwendiges Uebel im Staat. Sie wird aber künftig schon Augen bekommen, und einsehen, daß es ein viel klügeres Mittel zur Aufrechthaltung guter Ordnung und Sittlichkeit im Staate giebt, als das Predigtamt.

Philaleth.

Wirklich? Weißt Du eines? Theile mirs doch mit, ich wäre begierig es zu wissen. Ob ich gleich ein großer Freund von rechtschaffenen Geistlichen bin, und es mir leid thun sollte, wenn das Ungewitter, das Deiner Meinung nach über ihrem Haupte schwebt, wirklich ausbräche: so würde ich mich doch, sobald die Religion und der Staat offenbar dabey gewönne, ganz ruhig darin finden, und denken: Das Glück einzelner Personen muß dem Wohl des ganzen Staats aufgeopfert werden. Pereat pars, ut conservetur totum!

Kriton.

Der Vorschlag, bessere Einrichtungen zum Nutzen des Staats in Ansehung der Religion zu treffen, als bisher durch die Geistlichen möglich gewesen ist, rührt zwar nicht von mir, sondern von einem Ungenannten her; Du kannst ihn aber selbst lesen, und dann wollen wir mehr darüber sprechen.

Philaleth.

Das wäre mir lieb. Wo? in welchem Buche steht denn der wichtige Vorschlag? Nenne mir's doch. Ich lasse mich gern belehren, wo ich Gründe sehe, lasse meine liebsten Vorurtheile fahren, sobald mich jemand überzeugt, daß es Vorurtheile sind.

Kriton.

Ich will Dir das Buch geben, ehe ich weggehe. Ich hab' es in der Tasche. Wenn Du den Aufsatz, der mich sehr zum Nachdenken über Prediger und Predigtwesen gebracht hat, wirst gelesen haben, so wette ich, Du wirst Deine Gedanken von selbst ändern, und gewiß Deinen Sohn nicht den geistlichen Stand, mit dem es aus ist, wählen lassen.

Philaleth.

Es wird darauf ankommen. Er hat seine Parthey zu fest genommen, und ich kann nichts wider die Gründe haben, die ihn zu seiner Wahl bestimmen. Laß doch sehen, was ist es denn für ein wichtiger Aufsatz? Wo hast Du ihn her?

Kriton.

Er steht im deutschen Museum. Das liesest Du doch?

Philaleth.

Freylich, wer wird das nicht lesen. Wenn auch nicht immer alles den Leser an sich zieht, so ist

doch in jedem Stück etwas unterhaltendes und lehrreiches.

Kriton.

Da hast Du das neunte vom Herbstmonat 1782. Lies es.

Philaleth.

Sobald ich dazu kommen kann. Du thätest mir aber einen Gefallen, wenn Du izt gleich meine Neugier befriedigtest, und mir sagtest, was denn so wichtiges wider unsere Geistlichkeit darin stünde.

Kriton.

Recht gern! eine interessante Nachricht von U-pang.

Philaleth.

Von U-pang? Das kenne ich nicht.

Kriton.

Du wirst es wohl kennen lernen. Da haben die Engländer ohnlängst in den tibetischen Gebirgen zwischen Indien und China ein ganz civilisirtes zahlreiches Völkchen entdeckt, von dem man bis izt in Europa wenig erfahren hat. Es wird aber eine weitläuftige Beschreibung davon in England heraus kommen. Vor der Hand theilt das deutsche Museum nur ein im Manuscript erhaltenes merkwürdiges Fragment daraus mit. Der englische Gesandschaftsprediger Steele hat von Madras aus die Gesandschaft nach U-pang begleitet, und sich

da mit einem Pundit über den herrlichen Religionszustand in diesem Ländchen unterredet.

Philaleth.

Mit einem Pundit? Wer ist der Pundit?

Kriton.

Ein kluger, einsichtsvoller Indianer, ein Philosoph. Seinen rechten Namen kann kein Deutscher aussprechen. Der V. des Aufsatzes im Museum nennt ihn willkührlich Pundit.

Philaleth.

So? Und was erzählt er dem Gesandschaftsprediger?

Kriton.

Daß man in seinem Staat alle mögliche Religionsverwandten fände; „daß da ein jeder glauben „könne, was und wie viel er wolle; alles, und „auch nichts; daß sogar offenbare Atheisten, die „man bey uns verbrennen und deren Asche man in „die Luft streuen würde, mit dem orthodoxesten „gleiche Freyheiten genössen; und daß alle diese aus„nehmend ruhig und gesellig, durchaus in Fried' „und Eintracht mit einander lebten."

Philaleth.

Ist denn das so etwas unerhört merkwürdiges? Du findest das auch in manchen europäischen Ländern, besonders in Freystaaten. Nim unter mehre-

ren England, nim die preußischen Staaten. Da hat auch ein jeder die Religion, die er will. Er kann viel, er kann wenig, auch wenn es ihm gefällt, nichts glauben. Man duldet da alle Sekten, und der Landfriede wird dadurch nicht gestört

Kriton.

Stille! Philaleth. Von Duldung aller Sekten müssen wir Deutschen wenigstens nicht reden. Würde man wohl im heiligen römischen Reiche eine Gesellschaft von Naturalisten, als öffentliche Religionsgesellschaft, oder eine socinianische Gemeine dulden, und ihr freye Religionsübung verstatten?

Philaleth.

Daran ist der westphälische Friede Schuld, daß es nicht geschiehet.

Kriton.

Hatte man denn zu der Zeit, da der westphälische Friede geschlossen wurde, schon über die Begriffe von wahrer Toleranz hinlänglich nachgedacht? Und hat einer größern Gewissensfreyheit in Deutschland, als man damals für zulässig erkannte, der Weg durch diesen Friedensschluß auf ewig abgeschnitten werden können?

Philaleth.

Nach meiner Ueberzeugung nicht. Man bindet sich aber noch daran, und unsere Publicisten glauben, es sey Rechtens sich daran zu binden.

Kriton.

Kriton.

Zum offenbaren Beweise, daß wir von wahrer Religionsduldung noch sehr eingeschränkte Begriffe haben. Wir verstatten in Deutschland Juden und Herrnhutern freye Religionsübung, versagen sie aber den Deisten und Socinianern, die doch so wenig, wie jene, das geringste lehren, so der Ruhe des Staats, oder der bürgerlichen Tugend nachtheilig wäre. Wer hätte nicht von der im Oesterreichischen einzuführenden Toleranz weit mehr erwarten sollen, als wirklich daraus geworden ist. Nun es zur Sache kömmt, müssen doch alle Einwohner der kaiserlichen Erbländer schlechterdings entweder Katholiken, oder Lutheraner, oder Reformirte, oder Juden seyn. Wie hat man die armen Deisten in Böhmen behandelt? Und wenn die socinianischen Gemeinen in Ungarn nicht gesezmäßige Freyheiten hätten, würden sie gewiß von der Zahl der zu tolerirenden Christen ausgeschlossen seyn.

Philaleth.

Alles ganz wahr! Aber in den Staaten von Europa, wo vielerley Religionspartheyen geduldet werden, leben doch die Leute auch so ganz gesellig, wie in U = pang, zusammen. Was ists denn nun mit der dortigen Verträglichkeit der Bürger sonderlich neues und unerhörtes? In London, in Berlin im ganzen deutschen Reich mag mancher ein Atheist seyn, den man noch nicht verbrannt hat, auch bis

izt noch nicht zu verbrennen Willens ist. Man läßt jeden seinen Glauben oder Unglauben für sich selbst verantworten, und verträgt sich mit ihm, als Mensch und Mitbürger.

Kriton.

Die gesellige Verträglichkeit ist auch nicht das merkwürdigste in U = pang. Höre nur weiter. Da sind Viertelkommissarien, die führen Listen von den Mitgliedern jeder Religionsparthey. Bey denen läßt man sich unentgeldlich zu der Parthey einschreiben, mit der man es halten will. Auch ist ein Tollhaus da. In das steckt man die Proselytenmacher, und jeden, der wider andere Religionspartheyen redet, oder schreibt, weil man den für toll hält, der sich merken läßt, daß seine Religion besser und seligmachender sey, als eines andern seine.

Philaleth.

So strenge und inquisitionsmäßig nimt man das? Da seh' ich keine Freyheit. Doch ich unterbreche Dich.

Kriton.

Und beym öffentlichen Gottesdienst in U = pang dürfen die Menschen ohne allen Zwang thun, was ihnen beliebt; sich so närrisch betragen, als sie immer wollen, auch auf den Köpfen stehen, wenn sie Lust haben.

Phila=

Philaleth.

Also auch Unsinnigkeiten beym Gottesdienst würden verstattet werden? Die sollte man doch in einem wohlgesitteten Staate billigermaßen nicht erlauben.

Kriton.

Halte nur mit Deinen Anmerkungen ein, bis Du weißt, warum man das gut findet. — Oeffentliche Kirchen und zum Gottesdienst eingerichtete Gebäude giebt es in U = pang auch nicht.

Philaleth.

Nicht? Wo kommen denn die Leute zusammen? Etwa auf dem freyen Felde, oder im Walde?

Kriton.

„Alle öffentliche Zimmer in öffentlichen Häu„sern dienen zum gottesdienstlichen Gebrauch."

Philaleth.

Was für Zimmer? in was für öffentlichen Häusern? Etwa Wirthshäuser, Weinschenken, Kaffehäuser?

Kriton.

Vermuthlich, es steht nicht ausdrücklich da. „Aber Lehrer, Prediger, Priester, Kirchenältesten" sind des Pundits eigene Worte, „giebt es bey uns „gar nicht." Dergleichen Leute zu halten, nennen „die U = panger:" „Die Religion unter die Pfaffen „herabsetzen."

Philaleth.

Also haben sie öffentlichen Gottesdienst, aber keine eigene Personen, die ihn verwalten. Was machen sie denn, wenn sie in der Absicht, Gottesdienst zu halten, zusammen kommen?

Kriton.

Eine gewisse Art von Predigten müssen sie wohl haben; denn es heißt: „Alle verheirathete Mannspersonen über dreyßig Jahr sind in einer Religionsversammlung von hundert Menschen, denn stärker „dürfen sie nicht seyn, Lehrer, Prediger, Priester „Kirchenälteste, und wie die sogenannten Diener der „Kirche und des Klingebeutels heißen.“ Alle Woche vereinigen einige alle diese Aemter in ihren Personen. Das geht dann nach der Reihe ohne alle Belohnung und Ehrenbezeugung herum. Außer der Zeit, da einer als Diener der Gemeine auftritt, ist er vollkommen so viel, als er vorher gewesen. Die natürliche Religion wird in den Schulen gelehrt. Und dann haben die Einwohner von U-pang zwölf Festtage. An solchem Tage zieht die ganze Gemeine jeden Orts in ihren Feyerkleidern mit Musik auf einen Hügel. Sogar die Kranken und Sterbenden lassen sich mitschleppen. Alle werfen sich auf die Knie, und eine Magistratsperson verrichtet mit lauter Stimme ein Dankgebet, welches die Gemeine leise nachspricht. Alsdenn geht der Zug nach Hause, und nun folgt ein öffentliches Gastmahl, welches mit Musik, Gesang und Tanz beschlossen wird.

Phila=

Philaleth.

Diese Gebräuche sind in der That sonderbar genug, haben aber doch etwas ähnliches mit einigen katholischen Wallfahrten nach gewissen Wunderbildern und heiligen Kapellen. Und die Gebräuche gefallen Dir so wohl?

Kriton.

Sehr! Hr. Steele erzählt auch, der Pundit habe ihm gesagt, sie hätten ihre ganze Religionseinrichtung weisen Männern, die selbst Priester gewesen wären, zu verdanken. Um Ruhe, Sicherheit und allgemeine Menschenliebe in dem Staat von U=pang zu gründen; um nicht alle dem Elende, welches Priesterhaß und Religionszwist dem menschlichen Geschlecht zugezogen haben, ein weites Thor zu öffnen, aus Liebe zu seinem Volk, aus Liebe zur Tugend, aus Ehrerbietung für die Religion, habe der große Kaiser von U= pang, Ogul, den Vorschlag der philosophischen Köpfe unter ihnen angenommen, und mit einemmal den ganzen Peiesterstand aufgehoben.

Philaleth

Und so, meinst Du, werden unsere europäischen Fürsten es auch machen?

Kriton.

Das denk' ich.

Phila-

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Philaleth.

Deine Leichtgläubigkeit macht mich lächeln; ich hätte sie Dir nicht zugetraut. Wenn alle Leser des deutschen Museums so leicht, wie Du, in dieser Sache zu bereden sind, so möchten unsere Geistlichen freylich wohl den Wanderstab in die Hand nehmen müssen.

Kriton.

Wenn sie so weise sind, wie die Priester in U=pang, die einen forschenden Blick in ihr Herz thaten, und da sie fanden, daß es durchaus heuchlerisch und böse war, fanden, daß solche heuchlerische böse Seelen, wie sie, dem menschlichen Geschlecht schädlich werden müßten, von selbst abdankten und samt und sonders Weltleute wurden: so werden unsere Geistlichen, die keine Jesuiten sind, und noch ehrlich denken, ebenfals nicht länger verlangen, Mitglieder eines dem Staat so nachtheiligen Ordens zu bleiben, sondern sich lieber zu einer andern der Societät nützlichen Lebensart bequemen. Und wenn das auch nicht wäre, so wird jede Landesobrigkeit, der das Fragment zu Gesicht kömmt, in einer mit so klaren Gründen vom Pundit erwiesenen Sache von selbst schon wissen, was sie zu thun hat.

Philaleth.

Mir kömmt es vor, als ob jede verständige Obrigkeit noch sehr viel dagegen einzuwenden haben würde.

Kriton.

Kriton.

Das kann sie nicht. Höre nur, was der Pundit sagt: „Da es gewis ist, daß ihr Europäer, so „lange ein Priesterstand da ist, bey aller eingeführten Toleranz doch keinen Augenblick sicher seyd, „daß der Ruhestand zernichtet, und ihr mit einem, „mit dem schrecklichsten alles Schrecklichen, mit „Religionskriegen heimgesucht werdet; könnet ihr „alles dieses merken, ohne dem Uebel abzuhelfen, „vorzubauen — oder die Priester abzuschaffen; „so muß euer ewiger Schnee, und eure Nebel „eure Nerven ganz abgespannt und euer Blut „muß sich in Wasser verwandelt haben."

Philaleth.

Der Trumpf ist auch in seiner undeutschen Construction ziemlich stark. Aber dergleichen Trümpfe haben schon mehr Schwärmer auf diejenigen gesezt, die ihren träumerischen Einbildungen nicht beyfielen.

Kriton.

Ich habe Dir nur einige Data des Fragments aus dem Gedächtniß angegeben. Lies es nur ganz im Zusammenhange. Du wirst schon anders alsdenn davon denken. Herr Steele konnte nichts wider seinen Gegner aufbringen.

Philaleth.

Ich werd' es lesen, und dann wollen wir mehr von der Sache sprechen. Laß Dich nur so unpartheyisch dabey finden, als Du mich finden sollst.

Kriton.

Darauf kannst Du rechnen. Ueberlege nur alles. Du wirst Zeit dazu haben, denn ich werde morgen auf sechs bis acht Wochen verreisen, und kam eben deshalb, Abschied von Dir zu nehmen.

Philaleth.

Verreisen? Wo denn hin?

Kriton.

Nach M***. Die —— sche Regierung hat dem Generalinspector und mir die Untersuchung des M***schen Zollamts, wo nicht alles recht ordentlich zugeht, aufgetragen. Ich rechne, daß ohngefehr ein Paar Monat darauf hingehen werden.

Philaleth.

So reise glücklich, und komm gesund wieder!

Zweytes Gespräch.

Zweytes Gespräch.

Philaleth. Polykarp.

Philaleth.

Sehe ich recht? oder ist es eine Erscheinung? In aller Welt, würdiger alter Freund, wo kommen Sie her? Ich umarme Sie.

Polykarp.

Und ich freue mich meinen rechtschaffenen Philaleth einmal nach so langer Zeit wieder zu sehen. Sie wissen, daß ich Sie und Ihr Haus innigst werthschätze und bloß um Ihrentwillen habe ich meinen Rückweg von H** nach Hause über Z** genommen.

Philaleth.

Gewiß haben Sie Ihre jüngste Tochter, die, wie ich höre vor kurzem an den — Rath F*** verheirathet worden, nach H** begleitet.

Polykarp.

Ja! ich konnte ein so gutes Kind, das ich, wie Sie wissen, vorzüglich liebe, und das meiner Liebe so werth ist, nicht von mir lassen, ohne ihr selbst

das Geleit dahin zu geben, wo ich sie in Verbindung mit einem eben so gut gesinnten Mann nunmehr glücklich weiß.

Philaleth.

Wie angenehm ist mirs, daß sie so viel Freude an ihren Kindern erleben. Die göttliche Fürsehung lohnt sichtbar die gute Erziehung, die Sie ihnen gaben.

Polykarp.

Sie haben Recht, Gott hat mich in dem Stück vorzüglich beglückt. Ich verdanke es ihm als eine der größten unter seinen übrigen Wohlthaten, und ich danke auch Ihnen, daß Sie so gütigen Antheil daran nehmen.

Philaleth.

Gewiß, gewiß, den nehme ich so sehr, als einer daran. Aber, da wir kaum acht Meilen von einander wohnen, hätten Sie mich doch auch nicht viele Jahre auf einen Besuch von Ihnen sollen warten lassen.

Polykarp.

Ich muß Ihnen den nemlichen Vorwurf machen. Sie haben seit eben so langer Zeit meiner und meines Hauses vergessen.

Philaleth.

Das nun wohl nicht. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Zeiten, da uns nur ein nachbarliches Haus trennte. Wie manchen langen Winterabend

terabend brachten wir da in lehrreichen Gesprächen zu; wie manchen schönen Frühlingsmorgen giengen wir mit einander spatzieren. Diese Zeiten sind nicht mehr. Sie wissen, wie ich hier an meinen Schreibetisch in der Gerichtsstube angeschmiedet bin, daß ich auch meinen Garten nicht einmal mehr, wie sonst, nutzen kann.

Polykarp.

Das geht nicht anders, wenn wir älter werden, und in mehr Geschäfte kommen. Pflicht muß immer dem Vergnügen vorgehen. Seit mir mein Amt und meine Landwirthschaft mehr zu thun giebt, komme ich des Jahrs kaum einmal über die Grenzen meiner Parochie.

Philaleth.

Sie schrieben mirs, als das große neue Kolonistendorf zu Ihrer Pfarre geschlagen wurde. Allein was können Sie für Wirthschaftsgeschäfte haben? Damit geben Sie sich ja nicht ab.

Polykarp.

Um Vergebung! Seit zehn Jahren bin ich ein fleißiger Landwirth.

Philaleth.

So? Das habe ich nicht gewußt. Sie waren ja sonst so sehr dawider, daß die Landpfarrer ihren Acker selbst baueten.

Polykarp.

Ich leugne nicht, daß ich es gewesen bin. Ich sahe, wie die meisten unter ihnen ihr Amt darüber schändlich vernachläßigten, und das zu ihrer Hauptsache machten, was nur Nebensache bleiben muß. Ich habe aber nachher gefunden, daß sich die Besorgung des einen und des andern sehr gut zusammen vereinigen läßt, und daß man dadurch dem Landmann doppelt nützlich werden kann, als Prediger zu seinem sittlichen, und als vorarbeitender Landwirth zu seinem zeitlichen Wohl.

Philaleth.

Es freut mich, von Ihnen bestätigt zu hören, was ich schon lange geglaubt habe. Was gilt's, Sie haben durch Ihr Beyspiel ländliche Industrie in Ihre Bauern gebracht?

Polykarp.

Ohne Ruhmredigkeit darf ich sagen, daß mein Beyspiel sehr ihre Nacheiferung gereizt hat. Der Bauer geht in seiner Wirthschaftsführung nicht leicht von dem Schlendrian ab, den sein Großvater und Urgroßvater auf ihn vererbt haben. Man mag ihm noch so viel klare Vernunftgründe zur Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht in diesem und jenem Stück vorlegen, damit richtet man nichts aus. Aber wenn er die Vortheile davon bey andern, welche die Probe damit gemacht haben, sichtbar vor Augen

gen sieht, dann begreift er die Sache, und bekömmt Lust, sie nachzumachen. Da ich mich auf Zureden meiner Frau, welche viel Talent und Lust zur Landwirthschaft hat, (denn ich will keinem Landprediger rathen, daß er sich damit befasse, wenn er sich nicht auf die Klugheit und Thätigkeit seiner Ehegattin dabey verlassen kann) vor zehn Jahren entschloß, selbst die Bewirthschaftung der Pfarräcker zu übernehmen, nahm ich mir gleich vor, von den neuesten Entdeckungen und Verbesserungen, die unsere deutschen Landwirthe in der Oekonomie gemacht haben, anzuwenden, was sich für mich davon anwenden ließ. Weil die Gemeine von meiner Ehrlichkeit überzeugt ist, so kostete es mir wenig Mühe, sie zur Aufhebung der Gemeinheiten zu bewegen, die nach unserer Lage sich ohne Nachtheil auch nur eines einzigen bewerkstelligen ließ. Sie gieng noch in demselben Jahr mit allgemeiner Zufriedenheit vor sich. Nun fieng ich meine eigene Art zu wirthschaften an, und der Himmel segnete sie.

Philaleth.

Erzählen Sie mir doch wie.

Polykarp.

Ich führte zuerst eine bessere Art zu pflügen auf meinem Acker ein, und meine beyden Knechte brachten es bald darin zur Vollkommenheit. Ich legte mir künstliche Wiesen an, ich säete Futterkräuter und gewann davon soviel zur Fütterung, daß

 ich

ich schon das folgende Jahr meinen Viehstand ver- mehren, und nun meinen Acker um vieles besser düngen konnte. Ich zog Graben um mein moo- rigtes Feld, und wo sonst kein Halm gewachsen war, gewann ich das schönste Getreide. Ich pflanzte hie und da Weiden an den Weg, pflanzte bessere Obst- bäume in meine Gärten, legte grüne Hecken an, wo sonst Zäune gestanden hatten, und meine Frau zog auf ihrem Gartenlande so schöne Früchte, daß die Leute aus der ganzen Gegend umher kamen, und sie mit Vergnügen um einen billigen Preis kauf- ten, wenn sie von ihr Milch und Butter hohlten. Wir gewannen dadurch beträchtliche Vortheile. Die Gemeine sahe, daß sich meine Haushaltung sehr auf- nahm, und bekam Augen. Wenn unser Pastor, sagte einer dem andern, auf die Art mit Vortheil wirthschaften kann, warum sollten wir es nicht auch können? Wir wollen es eben so machen, als er. Nun kamen Männer und Weiber und erkundigten sich bey uns, wie sie dies und jenes einzurichten hät- ten, wenn es damit Fortgang haben sollte. Wir giengen ihnen mit Rath und That an die Hand. Einer ermunterte den andern, einer wetteiferte mit dem andern, es ihm in Fleiß und Arbeitsamkeit zu- vor zu thun, und binnen etlichen Jahren war unser Dorf wie umgeschaffen. Unser Beyspiel wirkte so- gar auf einige benachbarte adeliche Güterbesitzer, die uns nachahmten. Kurz, wenn Sie in unsere Ge- gend kämen, die Sie so lange nicht besucht haben,

so würden sie das alte W*** nicht mehr kennen. So hat sich alles verändert.

Philaleth.

Das macht Ihnen ja wohl ausnehmendes Vergnügen, wenn sie so zwischen den Hecken, Wiesen und Kornfeldern lustwandeln, die das Werk Ihres eigenen Fleißes sind.

Polykarp.

Allerdings! Allein ich würde dies Vergnügen nicht in seiner ganzen Lauterkeit und Fülle schmecken, wenn mir mein Herz sagte, daß, über allen den angewandten Bemühungen, doch der wichtigste Zweck meines Amts in der Gemeine wäre von mir versäumt worden. Gottlob! auch der ist nicht unerreicht geblieben. Vielmehr muß ich meinen Bauern das Zeugniß geben, daß sie gute Christen sind. Ich habe oft die Freude zu sehen, daß mein Amt bey Alten und Jungen nicht vergeblich gewesen ist. Selbst die Bearbeitung der Erde, und die Vorräthe allerley Art, die sie durch göttlichen Segen so bearbeitet lieferte, hat mir Gelegenheit gegeben mehr thätige Gottesverehrung und christliche Sittlichkeit unter sie zu bringen.

Philaleth.

Gewiß haben sie von den Geschöpfen immer Anlaß genommen, Ihre Pfarrkinder auf den wohlthätigen Schöpfer zu führen, der schon hier so viel

Gutes für uns bereitet hat. Augenscheinliche Erfahrungen müssen sie wohl mehrmalen überzeugt haben, daß nach Gottes weiser Einrichtung der Menschen Glück und Wohlstand an ihr eigenes freywilliges Verhalten gebunden ist.

Polykarp.

Eben davon bekamen sie ohn Unterlaß sehr lebhafte Eindrücke. Und dann kam noch dazu, daß ihnen ihre ländliche Beschäftigung, die sich so sichtbar lohnte, je länger je mehr zum Vergnügen wurde. Darüber verlohren sie den Geschmack an den rohen unsittlichen Belustigungen des wilden Landvolks. Den kleinen Kindern ward es eine Lust, ihren Aeltern beym Säen, Pflanzen und Begießen Handreichung zu thun. Dadurch wurde schon früh der Trieb zur Arbeitsamkeit in ihnen rege. Wenn ihnen im Winter der Kohl und die Rüben und Erdäpfel, die sie den Herbst gewonnen hatten, so gut schmeckten, so sprachen sie schon unter sich davon, wie sie aufs Frühjahr wieder mit Vater und Mutter säen und pflanzen und begießen wollten. Der Knecht pflügte seinen Acker, die Magd fütterte ihre Kühe, oder jätete und röstete den Flachs mit der frohen Ahndung, je mehr das Feld Korn und die Kuh Milch, und der gute Flachs gut Garn zur Leinewand gäbe, desto reicher würde der Weinachten für sie ausfallen.

Phila=

Philaleth.

Betrogen sie sich auch nicht?

Polykarp.

Niemals! Wer sollte denn treues Gesinde nicht belohnen, wenn der Herr so offenbar sieht, daß es zu seinem Nutzen arbeitet, und eben durch grössern Fleiß seine Vortheile vermehrt.

Philaleth.

Da müssen Ihre Bauern edler denken, als viele von unsern königlichen und adelichen Pächtern, die ihr Gesinde auf gut kosakisch behandeln, um sie arbeitsam zu machen.

Polykarp.

Das gemeine Volk auf dem Lande zeigt sich oft faul, trozig und widerspenstig in seinem Dienst. Aber freylich ist dergleichen Unmenschlichkeit nicht der Weg, es fleißiger und folgsamer zu machen. Denn Biegsamkeit des Gemüths und gute Gesinnung gegen Vorgesezte läßt sich nicht einprügeln.

Philaleth.

Von der Widerspenstigkeit des gewöhnlichen Landvolks, von seiner Aufsätzigkeit auch gegen gute Herrschaften, und dessen bösartigem unbilligem Betragen gegen andere überhaupt, habe ich bey meiner Justizverwaltung auf dem Lande jeden Gerichtstag mehr, als eine Probe. Ich habe oft daran gedacht,

wie

wie es anzufangen wäre, daß man mehr guten Willen, mehr Vernunft und bessere Gesinnung in diese Art Menschen brächte.

Polykarp.

Ich sehe kein ander Mittel dazu, als besseren Unterricht und bessere Erziehung der Landjugend, und dann von Seiten des Regenten, der Obrigkeit und Gutsherrschaft weniger Bedrückung, und dafür mehr glimpfliche, billige Behandlung der Unterthanen. Wie soll das Landvolk gut werden, wenn es von Kindesbeinen an schlimm erzogen wird? Wie soll es sich rechtschaffen gegen andere betragen lernen, wenn es sieht, wie übel mit ihm umgegangen wird?

Philaleth.

Da steckt es freylich. So lange unsere Schulen auf dem Lande nicht besser sind, so lange wird das Landvolk immer unwissend, unbiegsam und ungesittet bleiben.

Polykarp.

Nur erwarten Sie nicht alles, was zur Besserung des Landvolks nöthig wäre, allein von den Schulen.

Philaleth.

Ihre Herrn Amtsgenossen könnten meines Erachtens sehr viel dazu beytragen.

Polykarp.

Könnten, wenn sie wollten. Aber dann müßten sie erst einen andern Geist in viele von unsern Land-

Landpfarrern bringen. Manche Alten, die sich so lange her um die Bildung der Landjugend nicht bekümmert haben, sind viel zu bequem, und wirklich auch ungeschickt, sich nunmehr damit abzugeben. Und unsere jungen süßen Herren, die wir izt so zum Theil in die Pfarrämter bekommen, lesen lieber einen schalen Roman oder eine Sammlung von Gedichtchen, oder die Produkte unserer neuesten Kraftgenies, und divertiren sich zu häufig mit Lustreisen als daß sie nachsähen, wie es um ihre Schulen stünde und was der Schullehrer den Kindern beybrächte, geschweige, daß sie sollten selbst Hand anlegen und dem Schulhalter vorlehren.

Philaleth.

So einen Herren haben wir hier ganz nahe bey der Stadt. Ich sehe ihn fast täglich vor meinem Hause vorbey brausen. Er läßt sichs viele Tage hintereinander bey seinen hiesigen Freunden gut seyn. Unterdessen macht der Schulmeister im Dorfe, der die ganze Gemeine und den Herrn Pastor selbst regieret, was er will. Die Bauern haben mich versichert, daß er binnen vier Jahren, die er da ist, sich nur einmal in der Schule sehen lassen, das heißt zur Thüre hineingeguckt habe, und dann wieder weg gegangen sey, und wollen auch deshalb klagbar beym Consistorium werden. Dafür aber hält er der Gemeine jeden Sonntag eine elegante Rede in dem feinsten Geschmack für Kunstrichter.

Poly=

Polykarp.

Wovon die Zuhörer vermuthlich kein Wort verstehen.

Philaleth.

Natürlicher Weise — Wie haben sie denn, Polykarp, Ihre Schule, von der ich so viel Rühmens, als von der Reckanschen, höre, auf den treflichen Fuß gebracht?

Polykarp.

Lediglich durch den guten Schulmeister, den wir besitzen.

Philaleth.

Den Sie ohnfehlbar zugezogen haben?

Polykarp.

Das könnt' ich nicht eigentlich sagen. Ich gab ihm im Anfange einige Anleitung. Aber der Mann hatte Gewissenhaftigkeit und eigenen Trieb für sein Geschäft, wobey es mir sehr leicht ward, ihm die Hülfe zu geben.

Philaleth.

Und das glückte zum Vortheil der Kinder, die Sie so lieb haben.

Polykarp

Ausnehmend. Da ich überzeugt bin, daß der Prediger mit seinem Amte gerade bey der Jugend noch den meisten Nutzen stiften kann, so habe ich mirs

mirs von je an mit zu meinem wichtigsten Geschäfte gemacht, dafür zu sorgen, daß ihre Seelen durch frühen guten Unterricht gebildet werden, und deshalb stets ein wachsames Auge auf die Schule gehabt, wo sie nicht bloß im Christenthum unterwiesen, sondern auch über andere Dinge, die dem Landmann zu wissen nöthig sind, und in seine Haushaltung einschlagen, belehrt werden, wobey ich wenigstens um den andern Tag eine Stunde gegenwärtig bin.

Philaleth.

Und lehren selbst?

Polykarp.

Zuweilen. Die mehrste Zeit höre ich nur zu, freue mich über den Docenten, lerne ihm selbst noch in seiner Methode, in der ausnehmenden Leichtigkeit, seine Fragen zu wenden, etwas ab, und lobe die Kinder, die Aufmerksamkeit und Liebe zur göttlichen Wahrheit an sich blicken lassen, und in dem, was sie sonst zu lernen haben, merklichen Fortschritt machen.

Philaleth.

Glückliche Jugend, die in so gute Hände fällt! Lassen Sie in allen Landgemeinen einer Provinz soviel Fleiß auf deren Unterricht und Erziehung in der Schule gewendet werden, so sollen Sie sehen, wie das Landvolk einer solchen Provinz an Einsicht und Sittlichkeit sich binnen zwanzig Jahren vor andern auszeichnen wird.

Polykarp.

Daran ist kein Zweifel, Philaleth, wenn die übrigen Umstände, die der sittlichen Besserung der Menschen aufhelfen, den guten Schuleinrichtungen zustimmen. Sind jene aber der Moralität hinderlich, so werden Sie mit den besten Schulanstalten nicht viel ausrichten.

Philaleth.

Was meinen Sie damit? Etwa den äußerlichen Wohlstand oder Uebelstand des Volks, in den es durch die Regierungsverfassung gesezt wird?

Polykarp.

Keinen andern. Denn wenn die sittliche Erziehung des Landvolks gedeihen soll, so muß die Obrigkeit es menschenfreundlich behandeln, die Regierung es nicht in einen armseligen, drückenden Zustand versetzen, sonst fruchten alle Bemühungen zu ihrer moralischen Besserung schlechterdings nicht. Setzen Sie, es geht in einem Lande so zu, wie wir einmal in dem deutschen Museum lasen, daß das Land an Einwohnern, die der Fürst zu Soldaten nach Amerika verkauft hat, ausgeleert ist, und die noch übrig gebliebenen völlig an den Bettelstab gebracht sind. Wenn es mit der Dürftigkeit der Leute so weit gekommen ist, daß ihnen der Exequirer das Bette wegnimt, weil sie die Abgaben nicht erlegen können, und sie nun auf einem Lager von Baumblättern schlafen müssen, was wollen Sie da

für

für Wirkungen von dem Schulunterricht der Kinder eines so bedrückten Volks erwarten.

Philaleth.

Ich erinnere mich, es gelesen zu haben. War's nicht die Erzählung von einem Bauer, der sich des Montags den Topf vergrub, indem sein Weib ihm am Sonntage einen Brey zu kochen pflegte, damit ihn der Vogt nicht statt baaren Geldes in das Amt lieferte? Es schien mir unglaublich, weil sich die Menschlichkeit dawider empört. Ich hab' es für eine bloße Fabel gehalten.

Polykarp.

Wollte Gott! daß es das wäre. Aber es soll leider nach dem Zeugniß vieler Durchgereiseten nicht Fabel, sondern buchstäblich wahr seyn, daß es dort im Lande so zusteht. Kann man sich eine klägliche Verfassung des Landvolks denken? Es wäre ja nicht einmal möglich, daß solche unglückliche Aeltern ihre Kinder, deren Blöße sie nicht bedecken können, zur Schule anhielten; geschweige, daß das arme Kind bey Hunger und Noth geschickt seyn sollte, etwas nützliches zu lernen. Man setze den Landmann so, daß er Brodt und Nahrung hat, dann wird er die vorhandene Schule von selbst zur Erziehung seiner Kinder nutzen, und der Schullehrer, wie der Prediger, werden im Stande seyn, die heranwachsende Jugend zu besseren Einsichten und Gesinnungen anzuleiten. Außer dem wird nichts durch den Unterricht gefruchtet. Ist das Joch, das

der Knabe von Jugend auf tragen muß, das Joch, das er seine Aeltern tragen sieht, hart und unerträglich, so empört sich das Herz früh gegen alle gute Eindrücke der Wahrheit und Sittlichkeit, die man dem jungen Gemüthe zu geben sucht — Ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte, den Alten und Jungen in meiner Gemeine die Lehre des Apostels: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat — Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung, einzuschärfen, oder nur sie von der Wahrheit dieser Lehre theoretisch zu überzeugen, wenn meine Pfarrkinder von der Obrigkeit mit solcher Härte, wie jene Unglückliche, behandelt würden. Es ist wider die Natur, daß der Unterthan seinen Herrn lieben, seinem Vorgesezten willig gehorchen kann, wenn er sich von ihnen immerfort so tief herunter gedrückt siehet, daß er auch nicht das nothdürftigste Brodt behält. Ich führe das nur deshalb an, um Sie zu überzeugen, Philaleth, daß es mit der Verbesserung unserer Dorfschulen allein nicht ausgerichtet ist, wenn mehr Sittlichkeit, mehr guter Wille und rechtschaffene Gesinnung gegen Obrigkeit, Gutsherrschaft, Vorgesezte, Nachbaren uud Mitmenschen unter das Landvolk kommen soll, dessen Verdorbenheit Sie aus Erfahrung kennen.

Philaleth.

Alles sehr wahr. Aber, wo ist eine Regierung, die dem Theil des Volks, der gerade allen

andern

andern Ständen Nahrung, Gewerbe, und Wohlstand verschaft, dem Landmann nicht öfters schwer und lästig fiele? Sollte es auch nur dadurch seyn, daß am Ende die stärksten Abgaben in einem Staat doch auf ihn zurückfallen. Sie werden, dünkt mich, in dieser Rücksicht überall auf dem platten Lande Mühe haben, die Leute mit der Regierung ganz zufrieden zu machen. Sollt' es nicht in der Gemeine Ihres Orts auch manche Misvergnügte, hie und da widerspenstige Köpfe geben?

Polykarp.

Wo ist eine Heerde, Philaleth, in der sich nicht dann und wann ein räudig Schaaf fände. Aber doch muß ich sagen, daß ich meine Pfarrkinder selten gegen obrigkeitliche Anordnungen und Auflagen, wenn sie nur einigermaßen ihren Vermögensumständen proportionirt sind, murren höre. Und wenn es je zuweilen geschieht, so nehme ich einige Zeit nachher Gelegenheit öffentlich oder in Privatunterredungen von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit, die das Christenthum lehrt, ein Wort zu sprechen. Ich zeige den Leuten die Unmöglichkeit, daß der beste Landesherr, und seine noch so billige Unterobrigkeit, es jeder einzelnen Gemeine im Lande, jedem einzelnen Unterthan recht machen könne. Ich suche sie zu überzeugen, daß es bey obrigkeitlichen Anordnungen, die zum allgemeinen Besten des Landes, welches nicht jeder Privatmann übersehen kann, gemacht werden, nothwendig

mer Collisionen geben müsse, woraus für den einen Theil der Unterthanen allerdings ein lästiger Nachtheil, für andere aber ein eben so großer, und noch grösserer Vortheil entstehet. Bey der Verfassung, worin wir uns befinden, wird es mir nicht schwer, meinen Pfarrkindern zu zeigen, wie sie, was den einen Punkt betrift, schlechter, aber in vielen andern Stücken auch sichtbarlich besser gesezt sind, als ihre Nachbaren unter fremder Botmäßigkeit. Ich bitte sie oft, ihre ganze Situation mit der, worin jene sind, zu vergleichen, und gewöhne sie immer, das Gute und das Uebel von beyden gegen einander abzuwägen. Gemeiniglich müssen sie selbst finden, daß die Waage doch tief auf ihrer Seite ausschlägt. Ich suche ihnen die grossen Vortheile, die sie bey unserer Landesverfassung, mit allen ihren unvermeidlichen Mängeln, vor fremden Unterthanen geniessen, fühlbar zu machen, und bey den Verständigen glückt es damit so gut, daß sie selbige wirklich empfinden, und mit jenen nicht tauschen wollen. Wenn einer oder der andere über Abgaben, oder Landesherrliche Verfügungen klagt — und wo ist ein Land, in dem nicht ein Theil der Unterthanen stets klagte? — so pflege ich gemeiniglich zu sprechen: Mein Freund, die Bedürfnisse des Staats, die wir beyde nicht kennen, werden diese Einrichtungen ohnfehlbar nothwendig machen. Es ist doch im ganzen Lande bekannt, daß der Hof nichts verschwendet, nicht von dem Schweiße der Unterthanen prasset, sondern

alle Einkünfte des Landes zum Besten des Staats anders wo wieder anlegt, und mit weiser Vorsicht auf die Zeit der Noth zu dessen Schutz und Erhaltung Schätze aufspart. Also laßt uns zufrieden seyn — Sie haben wohl Recht, Herr Pfarrer, ist gewöhnlich die Antwort. Und ich versichere, daß keine Gemeine im Lande ist, wo man Gut und Blut für den Fürsten williger hingeben würde, als die Meinige.

Philaleth.

Liebster Freund, wenn Sie so ihr Amt verwalten, so das Christenthum in beständiger Anwendung seiner Vorschriften auch auf das bürgerliche Leben ihre Pfarrkinder lehren; so kann ich mir die allgemeine Hochachtung, in der Sie in Ihrer ganzen Gegend umher stehen, und das Lob, das Ihre Gemeine in Ansehung der ländlichen Wirthschaft und Industrie, selbst bey unsern Justiz- und Finanzkammern hat, leicht erklären.

Polykarp.

Ich habe davon erfreuliche Proben, die mir sehr schätzbar sind. Ich versichere Sie aber, daß mir das gute Bewustseyn meines Gewissens, den Zweck, wozu ich als Lehrer der Gemeine da bin, nach Möglichkeit erfüllt zu haben, über alles geht, was Lob und Achtung bey Menschen heißen kann. Ich halte es für Pflicht, mich in jeder Art meinen Pfarrkindern nützlich zu machen, und die Ehre meines

nes in unsern Zeiten so oft angefochtenen Amts, von dem gewisse Leute spottweise sagen: „daß es wohl „für den Himmel, aber nicht für diese Welt brauch„bar sey" zu retten.

Philaleth.

Ueber diesen Punkt, Polykarp, habe ich eine besondere Veranlassung mit Ihnen zu sprechen. Ehe ich aber darauf komme, erlauben Sie mir eine mit unserm bisherigen Gespräch zusammenhängende Frage zu thun, die ich oft habe aufwerfen hören, und mir von Ihnen am besten werde beantworten lassen, nemlich, wenn von sittlicher Aufklärung des Landvolks die Rede war: Wie weit diese Aufklärung gehen müsse? — Sie wissen, wie die Meinungen darüber getheilt sind; wie einige dafür halten, daß es besser sey, wenn das Landvolk in dem Zustande der Unwissenheit und der rohen Sitten bliebe, in dem es so lange gewesen ist, als wenn man es daherausrisse. Eines theils, sagt man, würde selbiges alsdenn seinen drückenden Zustand mehr kennen lernen, die mit seiner Lebensart verbundenen Uebel lebhafter fühlen, und in sich selbst also unglücklicher werden, als es zuvor war; andern theils sezt man hinzu, würde es sich auch widerspenstiger zeigen, und nicht mehr eine so willige Unterwürfigkeit, wie bisher, leisten; woraus dann die größten Uebel für den Staat entstehen müßten — Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber.

Polykarp.

Die Frage, die Sie mir vorlegen, worüber so oft pro und contra gestritten wird, ist allerdings wichtig. Ich bin fest überzeugt, daß die Aufklärung des Verstandes und die damit verknüpfte Verfeinerung der Sitten allerdings bey dem Landvolk ihre Grenzlinie haben müsse, über die sie nicht hinausgehen darf. So wie in jedem wohl eingerichteten Staat zwischen der Bestimmung und den Beschäftigungen des Bauers auf dem flachen Lande, und des Bürgers in den größeren Städten, ein wesentlicher Unterschied bleiben muß, indem dieser Handel, Künste und Handwerke treibt, jener den Acker bauet: so muß auch, der Natur der Sache nach, zwischen den Kenntnissen, Lebensarten und Sitten Beyder ein gleichmäßiger Unterschied fortwähren. Ich rechne zu der Aufklärung des Landvolks, daß es bey aller seiner Einfalt, aus der man es nie heraus ziehen muß, eine klare, richtige Erkenntniß von Gott und der Religion (wohin auch natürlicher Weise Einsichten in das Verhältniß dieses irdischen Lebens zu dem künftigen, jenseit des Grabes, gehören) erlange; daß es von seinen Pflichten gegen Gott und Menschen, wie das Christenthum sie am klärsten und vollständigsten lehrt, deutlich unterrichtet sey; daß es die Natur der Dinge, womit es sich beschäftiget, kennen lerne, um vor Aberglauben gesichert zu werden; und dann auch, daß es von der Gemeinnützigkeit seines Standes, von dem Verhält

niß, worin es sich gegen den ganzen Staat und dessen Regenten befindet, wahre Eindrücke bekomme. Von der Cultur des Landvolks, bis zu diesem Grade gebracht, und durch die möglichsten Mittel befördert, werden wir nie Nachtheil, sondern grosse Vortheile für die menschliche Gesellschaft zu erwarten haben. Es wird seinen Schöpfer alsdenn weniger abergläubig und dafür mit mehr Vernunft und Wahrheit anbeten lernen. Es wird sich in seinem Betragen gegen andere Menschen redlicher, gewissenhafter, gesitteter bezeigen. Es wird von seiner Lebensart nicht verächtlich denken, sondern seinen eigenen Werth mehr fühlen, und Geschmack, Vergnügen an Ackerbau und Viehzucht finden. Es wird also auch mit seinem Zustande in der Welt viel zufriedener werden, und nach Gottes Ordnung gern dem Regenten geben, was des Regenten ist. Die junge dienstbare Mannschaft wird sicherlich die Sense und die Pflugschaar, die sie zur Zeit des Friedens regiert hat, niederlegen, und muthig die Waffen zur Hand nehmen, wenn Krieg wird, und sie dann ihr Eigenthum schützen, für Vater und Mutter, für Weib und Kind ins Feld gehen soll. Die Armee wird dann nicht bloß Lohnknechte, sondern Kriegsleute haben, die ihr Vaterland lieben, und sich für dessen Wohlfahrt aufopfern.

Philaleth.

Also wollen Sie die Kenntnisse des Landmanns, die man ihm beybringen soll, auf das eingeschränkt

wissen,

wissen, was ihn zum frommen und redlichen Menschen, zum arbeitsamen klugen Landwirth, und wenn er unter der Fahne dienen muß, zum guten Soldaten macht?

Polykarp.

So denke ich, denn ich wüßte nicht, wozu er mehr brauchte. Alles übrige Raffinement des Verstandes, alle weitere Verfeinerung seines sittlichen Gefühls, würde ihm nicht nützlich, sondern schädlich werden. Empfindeley, Weichlichkeit, Bequemlichkeit, eiteler Ehrgeiz, Luxus verdirbt schon den Bürger, geschweige den Landmann. Er muß sie gar nicht kennen lernen, wenn er sich nicht von seiner Bestimmung entfernen, vielmehr in seinem Stande ein glücklicher Mensch bleiben soll. Er kann also des Grades von Politur und Aufklärung, den Leute aus anderen und höheren Ständen brauchen, völlig entbehren. Mehr Wissenschaft, als zur vernünftigen Haushaltung und Naturkenntniß gehört; mehr Geschicklichkeit, als gut zu rechnen und leserlich zu schreiben, hat das Landvolk schlechterdings nicht nöthig. Und der Kern seiner Religion und Sittenlehre ist in den wenigen Worten der Bibel begriffen: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, als die Knechte Christi — Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König — und ringet darnach, daß ihr das eure schaffet und arbei-

arbeitet mit euren Händen, auf daß ihr habt zu geben den Dürftigen. — Wenn der Landmann das, was diese wenigen Lehren in sich fassen, recht verstehen, empfinden und üben gelernt hat, so steht es um seinen Kopf und um seinen moralischen Sinn gewiß sehr gut. Ich will Ihnen sehr verständige Hauswirthe in W*** zeigen, deren Urtheile über Dinge aus ihrer Sphäre Sie ganz gesund und richtig finden sollen. Aber weiter als auf das, was ich genannt habe, erstreckt sich ihre Einsicht und Wissenschaft nicht. Daß es nun so gar schwer nicht sey, unser Landvolk bis zu diesem bestimmten Grade der Aufklärung zu bringen, davon bin ich durch Erfahrung überzeugt, weil ich die Versuche damit gemacht habe.

Philaleth.

Ich pflichte Ihnen völlig bey, Polykarp. Aber auch der nur in diesem Maas aufgeklärte Landmann wird als ein verständiger Mensch ein Gefühl von seinem eigenen Werth haben.

Polykarp.

Das soll er auch, wie schon gesagt, haben.

Philaleth.

Nun gut! Hat er das, so wird er freyer seyn wollen, als er es nach der Verfassung des Landes etwa seyn kann. Und besonders, wenn er in einem militärischen Staate lebt, und Soldat werden soll,

so wird es ihm unleidlich fallen, sich mit der militärischen Schärfe behandeln zu lassen, und die strenge Parition zu leisten, der er in diesem Stande nicht entübriget seyn kann. Eines folgt aus dem andern. Ein solcher Mensch ist also höchst unglücklich, wenn er unter die Fuchtel eines harten Officiers kömmt.

Polykarp.

Unglücklich genug allerdings, wenn es durchaus so seyn müßte. Aber ich denke, in einem Staat, wo selbst das Landvolk in dem Maas, wie wir es angenommen haben, aufgeklärt und gesittet ist, wird der Adel es doch noch in einem weit höheren Grade seyn. Es steht also nicht zu befürchten, daß irgend ein edel denkender, rechtschaffener Officier den Soldaten unnöthiger Weise mit Brutalität behandeln wird, denn scharfe Disciplin erfordert keine Grausamkeit. Ist der Soldat ein vernünftiger gesitteter Mensch, so wird er sich nicht so aufführen, daß der Officier ihn zu strafen genöthigt ist. Und wenn diesen in dem Eifer des Dienstes einmal der Zorn übereilte, daß der Soldat sich in dem Augenblick um eines kleinen Versehens willen zu scharf bestraft fühlte, so wird ihm das eine unangenehme Empfindung machen. Da er aber die Strenge der militärischen Disciplin kennt, und kein Weichling ist, der für Empfindsamkeit von ein Paar Schlägen stirbt, so wird er es ertragen, ohne sich deshalb so sehr unglücklich zu finden.

Phila-

Philaleth.

Möchte wohl seyn; aber so lange es unter unsern Officieren zum Theil selbst noch sehr rohe und ungebildete Herren giebt, so lange fürchte ich. —

Polykarp.

Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber die Anlage ist auch gemacht, daß es besser werden wird.

Philaleth.

Wir wollen es hoffen. Izt lassen Sie uns nur abbrechen. Meine Frau wartet schon mit dem Abendessen auf uns, und wünscht sehr, daß wir zu ihr kommen. Sie sind auch müde von der Reise, und wollen doch nicht zu spät schlafen gehen.

Drittes Gespräch.

Drittes Gespräch.

Kriton. Philaleth. Polykarp.

Kriton. (im Hereintreten)

Guten Morgen! Philaleth. Schon so früh bey der Arbeit?

Philaleth.

Sieh da, Kriton! Sey mir freundlich gegrüßet! Ich freue mich Deiner Zurückkunft, Du hast es etwas lange damit gemacht.

Kriton.

Ich hätt's gern kürzer gemacht, wenn es möglich gewesen wäre. Aber die Umstände waren von der Art, daß sichs nicht thun ließ. Ich wäre froh gewesen, wenn ich des ganzen Auftrages in M** hätte überhoben seyn können.

Philaleth.

Wie so?

Kriton.

Du kannst Dir leicht vorstellen, daß es für einen ehrlichen Mann höchst unangenehm ist, bey solchen Untersuchungen, wie wir in M** gehabt haben,

Menschen, denen man kein Arges zutrauete, nicht etwa bloß auf Vernachläßigung ihrer Amtspflichten, sondern auf ehrlose Betrügereyen, und ausstudierte Unterschleife zu ertappen.

Philaleth.

Ich will nicht hoffen. Oder ist die Sache des dortigen Zolldirectors wirklich so sehr arg, als man sagt?

Kriton.

Aerger, als Du sie Dir vorstellen kannst. Es sind gehäufte Verbrechen, deren sich dieser Mann schuldig gemacht hat. Außer dem, daß er mit königlichen Geldern den schändlichsten Wucher getrieben, die Zollkasse um ansehnliche Summen betrogen, der — — schen Regierung falsche Rechnungen mit falschen Belägen eingesendet, die Zollabgaben von den Schifsladungen willkührlich taxirt, und ganze Familien arm gemacht hat, hat er theils durch List, theils durch Gewaltthätigkeit seine Unterbedienten dahin zu vermögen gewußt, daß sie aus Furcht, ihr Brodt zu verliehren, alles blindlings ausgerichtet haben, was er ihnen befohlen hatte.

Philaleth.

Ich erstaune. So wird er sich wohl einen großen Reichthum erworben haben?

Kriton.

Nichts weniger. Alles, was er auf eine so schändliche Art gewonnen, ist durch das üppigste Le-

ben

ben wieder darauf gegangen. Uebertriebene Pracht in Equipage, Hausrath, Kleidern, Gastereyen, wo der Wein wie Wasser floß, Maitressen, haben alles verzehrt. Da er bereits seines Amtes entsezt und zum Verhaft gebracht ist, so schmachten Weib und Kinder, die nie zu dem, was sie sahen und hörten, reden durften, in dem äusersten Elende.

Philaleth.

Eine natürliche Folge seiner leichtsinnigen, unmoralischen Grundsätze, womit er mich vor zwanzig Jahren, da er noch als Zolleinnehmer in St ** stand, oft geärgert hat. Ueber die Religion zu spotten, und dem Frauenzimmer Schlüpfrichkeiten zu sagen, war sein liebstes Gespräch. Und schon damals stand er selten nüchtern vom Tisch auf.

Kriton.

Ich habe ihn sonst nie gekannt, auch nie geglaubt, daß ein Mann in seinem Posten die Schurkerey so weit treiben könne. Ich mag nicht mehr daran denken, und wünschte sie vergessen zu können. — Laß uns von etwas anderm reden. Ich habe Dich in Deinen Meditationen gestört, Philaleth. Darf ich fragen, was Du da unter der Feder hast?

Philaleth.

Einen kleinen Aufsatz, der gerade für Dich bestimmt war.

Kriton.

Für mich?

Philaleth.

Ja wohl! erinnerst Du Dich nicht des Gesprächs, das wir den Tag vor Deiner Abreise über ein Fragment von U=pang aus dem deutschen Museum führten. Du machtest so viel Werks daraus, und ich muß Dir offenherzig sagen, daß ich seit langer Zeit nichts mageres gelesen habe. Nim mirs nicht übel, um der Ehre des Museums willen thut mirs leid, daß man unter gute Sachen auch so ein unbedeutendes Ding darin aufnimt. Da ich in diesen Tagen Deine Zurückkunft vermuthete, so war ich eben im Begriff, meine Gedanken darüber aufzusetzen, und sie Dir zum Durchlesen zu geben. Nun Du gegenwärtig bist, kann ich sie Dir mündlich mittheilen.

Kriton.

Ich erinnere mich unserer Unterredung sehr wohl. Wie sehr Du aber auch das Fragment wegwirfst, so glaube ich doch guten Grund zu haben, wider die Geistlichen, Deine Lieblinge, eingenommen zu seyn. Indessen werd' ichs nicht ungern sehen, wenn Du ihre Ehre retten kannst.

Philaleth.

Kriton! gesteh' es nur, Du verschossest damals wider diese guten Männer die Bolzen, die der Pundit von U=pang gedrehet hatte. Du übertriebst die Sache, und giengst in Deiner Einge-

nom-

nommenheit wider den geistlichen Stand weiter, als ich je von Dir erwartet hätte.

Kriton.

Vielleicht lenke ich nach dem, was ich während meiner Abwesenheit gesehen und gehört habe, nun etwas ein. Und wenn Du dasselbe thust, so werden wir näher zusammenrücken.

Philaleth.

Das soll mir lieb seyn. Und was sind das für Erfahrungen, die Du gemacht hast?

Kriton.

Das Andenken daran macht mir großes Vergnügen. Ich will Dirs erzählen. Höre zu. Es kamen bey der fatalen Untersuchung wider den Z.*** Umstände vor, welche die Commissarien nöthigten, sich in Person nach dem Amtsdorfe W.*** zu verfügen, wo wir uns acht Tage aufhielten. Diese haben mir alle übrigen verdrießlichen Wochen versüßt, weil sie mir Gelegenheit gegeben, eine Landgemeine kennen zu lernen, wo Ordnung, Sittlichkeit und äußerlicher Wohlstand zu Hause sind. Da wir die Grenze dieses grossen Dorfes und der dazu gehörigen Vorwerke erreicht hatten, war es, als wenn wir in ein irdisches Elysium gekommen wären. Wo wir hinsahen, weideten sich unsere Augen an fruchtbaren Feldern, anmuthigen Wiesen, lebendigen Zäunen und vortreflichen Gartenländern.

Man sah mit halben Auge schon, daß hier nicht bloß die Natur gearbeitet hatte, sondern daß es die Frucht des Kunstfleißes und der guten Bearbeitung des Ackers war. Die vielen vor und hinter den Häusern des Dorfs gepflanzten Bäume, Hecken und Obstgärten bestärkten uns in der Vermuthung, daß die Einwohner in W.*** Leute von ausnehmender Industrie seyn müßten. Bey näherer Bekanntschaft fanden wir in ihren Häusern so viel innerliche sittliche Ordnung, als außerhalb denselben ökonomische. Ich glaube nicht, daß man irgend wo mehr gute Menschen dieser Art beysammen finden wird, als hier vom Beamten an bis zum geringsten Tagelöhner. Der Beamte, ein ehrwürdiger bejahrter Mann, der wegen seiner großen Kenntnisse und langen Erfahrungen, als vorsitzender Rath, einer Domainenkammer Ehre machen würde, der für das Wohl der Bauern, wie ein Vater, sorgt, und von ihnen wieder in gleichem Grade geehrt und geliebt wird. Gleich den ersten Tag mußten die Hausväter der Gemeine, einer im vorigen Jahr durch die Hände des Z***gegangenen ansehnlichen Getreide- und Holzlieferung wegen, auf das Amt vorgeladen werden. Da hättest Du die ruhigen, zufriedenen Gesichter, mit denen die Leute um uns her standen, die Freundlichkeit, mit welcher der Beamte ihnen, und die ehrerbietige Achtung, womit sie ihm begegneten, sehen sollen. Nach einigen an sie gethanen Fragen trat der Gerichtsschulze auf, und stattete den

Commissarien einen so kurzen und zusammenhangenden Bericht von dem ganzen Vorgange ab, daß wir gleich klares Licht in der Sache hatten. So wie sich jeder Umstand verhielt, wurd' er ehrlich angegeben, und mit gültigen Zeugnissen bewiesen. Ich habe nie einen gemeinen Menschen so gut sprechen hören, als diesen Mann. Du kannst leicht erachten, daß es mir jeden Nachmittag, denn die Frühstunden und der Vormittag vergiengen mit Arbeiten, eine angenehme Erhohlung war, diese guten Leute in ihren Häusern zu besuchen, oder ihren Feld- und Gartenarbeiten zu zusehen. Du würdest Dich über die Betriebsamkeit, mit der Alte und Junge die Werkeltage über beschäftiget sind, gewundert haben, wenn Du sie hättest sehen sollen. Die zu Hofe dienten, förderten sich, und machten ihre Sachen so gut, als ob sie für sich selbst arbeiteten — Das meiste Vergnügen machte mir aber die Schule, die ich jeden Tag besucht habe. So viel Geschicklichkeit auf Seiten des Lehrers, und so viel aufmerksame Lernbegierde auf Seiten der Kinder, ist mir nirgends vorgekommen. Ich konnte mich nicht satt hören, so interessant, und dem ganzen Zustande der Landjugend anpassend, war der Unterricht im Christenthum, in der Rechenkunst und Naturlehre, soviel der Landmann davon zu wissen nöthig hat. Anfänglich war mirs unbegreiflich, wenn ich so mit den jungen Leuten von sechzehn, achtzehn Jahren über allerley Dinge sprach, wo sie

das richtige Urtheil und die guten Einsichten, die ich an ihnen bemerkte, die Höflichkeit in den äußerlichen Sitten, die hier so auffallend ist, her hätten. Nachdem ich aber den Schulunterricht, den die dortige Dorfjugend schon seit funfzehn Jahren genießt, selbst mit angehört habe, kann ich mir das Räthsel auflösen. So eine Schule muß natürlicher Weise vernünftige und gesittete Landleute bilden, denn ich merkte, daß der Schullehrer alles, was er den Kindern von Gott, von Christo, von ihren Pflichten gegen Gott und Menschen katechetisch vortrug, ins praktische zog, und die Jugend stets auf den sittlichen Gebrauch führte, den sie von der erkannten Wahrheit in ihrem Betragen zu machen hätten. Du kannst Dir vorstellen, wie voller Verwunderung ich das erstemal aus der Schule auf das Amt zurück kam, die noch grösser wurde, als man mir auf die hundert Fragen: Wo so eine Schuleinrichtung auf dem Lande herkäme? Wer sie gemacht hätte? Wie sie zu der Vollkommenheit gediehen? Wo der Lehrer zugezogen wäre? kurz antwortete: Dies ist alles das Werk unsers würdigen Pfarrers, Polykarp.

„Ihres Pfarrers? sagte ich. Die Pfarrer „mögen sich ja um Schulen bekümmern“ Was ich Ihnen sage, versezte der Beamte, diesem Mann haben wir dies Gute und vieles andere, das Ihnen hier bey uns gefällt, lediglich zu verdanken. Ohne ihn wäre die Gemeine nicht, was sie ist; die Jugend

gend noch wild und ungezogen, die Alten noch grob, unwissend, faul und widerspenstig, wie sie im Anfange meines Hierseyns waren. Hr. Polykarp hat durch Lehre und Leben, und besonders durch Einrichtung einer bessern Schule und den uns zugezogenen Lehrer einen ganz andern Geist in die Gemeine gebracht. Ich wäre nimmermehr mit den Bauern selbst in der Art, wie sie izt ihre Wirthschaft treiben, so weit gekommen, wenn er mir nicht beygestanden, und hauptsächlich durch sein eigenes Beyspiel dazu aufgemuntert hätte. Aber er that's, und nun hatte alles guten Fortgang. Sie mögen mirs glauben oder nicht, aber ich lasse Hrn. Polykarp gern die Ehre, daß er an dem Wohlstande der Gemeine, der Ihnen so viel Vergnügen macht, den ersten Antheil hat.

„Ist es möglich, Hr. Amtmann, sagte ich, „daß der Geistliche des Orts der Gemeine durch sein „Amt so nützlich werden kann, als Sie mirs von „Ihrem Prediger versichern?“ Warum denn nicht? versezte er. Gerade der Prediger hat die Gemüther, so bald er in Achtung bey ihnen steht, am meisten in seiner Gewalt, und wenn er will, kann er sie leichter als andere zum Guten, wie zum Bösen, lenken. „Vom lezteren habe ich manche Erfahrungen, antwortete ich. Es freut mich, daß „ich auch einmal vom ersteren eine bekomme. Den „Mann muß ich näher kennen lernen. Führen

„Sie mich doch auf der Stelle zu ihm. Ich will „ihn küssen den wackern Mann, so lieb habe ich ihn „schon aus Ihrer Beschreibung gewonnen.“ — Daraus wurde aber nichts. Polykarp hatte vor kurzem eine Tochter verheirathet, und war unglücklicher Weise seit einigen Tagen verreiset, um sie nach H** zu begleiten. Es thut mir leid, sagte der Beamte, daß Sie ihn nicht können predigen hören. Sein Vortrag würde gewiß Ihren Beyfall haben. Doch sollen sie den nächsten Sonntag von unserm wackern Schulmeister eine Predigt vorlesen hören, die er ihm jedesmal, da er abwesend seyn muß, wenn er etwa in der Filialkirche Communion hält, in einem leserlich geschriebenen Manuscript zurück zu lassen pflegt. Dies geschah. Der Beamte hatte mich zu begierig auf den zuhörenden Vortrag gemacht, als daß ich hätte zurück bleiben können, zumal da alles, wie es hier Sitte ist, den Sonntag zur Kirche geht. Meine Erwartung wurde völlig befriedigt. Nicht leicht habe ich einem öffentlichen Gottesdienst mit so vieler Erbauung beygewohnt. Du hast keine Vorstellung von der andächtigen Stille, die in der Gemeine ward, als nach geendigtem Gesange die Orgel schwieg, und der Schulmeister an einem Pulte vor dem Altar die Predigt zu lesen anfieng. So treflich der Mann katechisirt, so gut lieset er auch. Ich habe ihm mit großem Wohlgefallen zugehört. Die Predigt handelte von der genauen Verbindung zwischen der treuen Arbeit-

samkeit in unserm irdischen Beruf, und dem Vertrauen auf den göttlichen Seegen, ohne den sie umsonst wäre. Ich erinnere mich nicht über diese Materie für Landleute etwas so passendes und andringendes gehört zu haben, und hätte viel um Polykarps persönliche Bekanntschaft gegeben.

Philaleth. (lächelnd)

Dazu will ich Dir wohl verhelfen.

Kriton.

Du? mir?

Philaleth.

Ja wohl! Ich.

Kriton.

Und warum lächelst Du?

Philaleth.

Daß ich Dich so begierig nach der Bekanntschaft eines aus dem Predigerorden sehe, auf den Du neulich so übel zu sprechen warst, als ob kein weiser, rechtschaffener Mann darunter wäre.

Kriton.

Philaleth! wenn alle, wenn nur viel Geistliche sich in ihrem Amte so gemeinnützig machten, als Polykarp, so wollte ich gleich alles widerrufen, was ich neulich zu ihrem Nachtheile gesagt habe. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Izt halte ich Dich beym Wort, mich mit Polykarpen bekannt zu machen. Kennst Du ihn denn?

Philaleth.

Ja wohl! Er ist einer meiner ältesten würdigsten Freunde, und uns sehr nahe.

Kriton.

Sehr nahe? Wie soll ich das verstehen?

Philaleth.

Du befindest Dich mit ihm unter einem Dache. Er ist auf seiner Rückreise von H** nach W*** bey mir eingesprochen, und hat sein Nachtquartier bey mir genommen. Vermuthlich ist er schon auf. Ich will Dich zu ihm führen. (Philaleth nimt Kriton bey der Hand und öfnet das Nebenzimmer). Guten Morgen! Polykarp. Hier bringe ich Ihnen meinen hiesigen vertrautesten Freund, Kriton, der während Ihrer Abwesenheit in W*** gewesen, und sehr begierig auf Ihre Bekanntschaft ist.

Kriton.

Ein unvermutheter Zufall, Hr. Pastor, brachte mich vor drey Wochen nach W***, wo ich so viel Gutes von Ihnen gehört, und die Frucht Ihres edlen Fleißes gesehen habe, daß ich Sie meiner innigsten Hochachtung versichere, und mich des gegenwärtigen glücklichen Augenblicks freue, der mich in Ihre persönliche Bekanntschaft bringt, die ich seit dem so sehr gewünscht habe.

Poly=

Polykarp.

Der Beyfall, womit Sie mir entgegen kommen, ist mir sehr schmeichelhaft.

Kriton.

Ich berufe mich auf meinen Freund, Philaleth, daß er unverstellt ist. Hier haben Sie meine Hand darauf, wackerer Mann. (Er drückt sie ihm)

Philaleth.

Ich kann Bürge dafür seyn. Kriton hat mir eben, ohne zu wissen, daß nur eine Wand Sie von ihm trennte, mit der wärmsten Achtung von Ihnen gesprochen, und mit sichtbarem Entzücken mir eine Beschreibung von dem sittlichen und ökonomischen Zustande Ihrer Gemeine gemacht. Ich denke, Kriton, Du bleibest zum Frühstück, das man eben bringt, bey uns.

Kriton.

Das versteht sich. Ich würde bleiben, wenn Du mich auch nicht bätest.

Philaleth.

Desto besser. Aber nun sollst Du uns auch wegen gewisser Sachen Rede stehen. Siehst Du wohl das rothe Heft hier? Polykarp haben Sie darin gelesen?

Polykarp.

Ja!

Kriton.

Was ist es denn?

Polykarp.

Ein Stück vom deutschen Museum.

Kriton. (zu Philaleth)

Schalk! das hast Du gewiß diesen Augenblick heimlich her pracktisirt. Willst Du etwa zwischen dem Herrn Pastor und mir gleich bey der ersten Unterhaltung Zwist anrichten?

Polykarp.

Um Vergebung! Ich fand es auf dem Bücherschrank liegen, und weil ich glaubte, daß mein Freund noch nicht auf wäre, so langte ichs vor, blätterte darin, und fiel zuerst auf die Nachrichten von U-pang, weil das Blatt eingeschlagen war.

Kriton.

Seh mir einer den listigen Philaleth! Ich merke was Du im Schilde führst. Billig hättest Du Deines Freundes doch heute noch schonen, und ihn nicht bey deinem Gaste gleich in Miscredit setzen sollen. Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Pastor, daß zwischen Philalethen und mir eben über das Fragment, das Sie gelesen haben, ein großer Streit ist. Er nennt es ein unbedeutendes Ding, das nicht verdiente, im Museum zu stehen, und ich finde die Beschuldigungen, die der Pundit unsern

meh-

mehresten Geistlichen macht, — so ein Mann, wie Sie, kann nie gemeinet seyn — sehr gegründet, weil die Beweise davon häufig in der Erfahrung vorkommen. Mir scheint die Religionsverfassung der U - panger Vorzüge vor der unsrigen zu haben. Sie, Polykarp, sind gerade der Mann, der zwischen uns entscheiden kann. So sehr Sie auch Ihrem Orden Ehre machen, so werden Sie doch gegen dessen Fehler, und gegen den Schaden, den er von je an in der Welt angerichtet hat, Ihr Auge nicht zudrücken. Was halten Sie also von dem Aufsatz im Museum? mit dem Philaleth unzufrieden ist.

Polykarp

Ich habe Ursach, die Eröffnung meines Urtheils darüber zu verbitten.

Kriton.

Warum denn?

Polykarp.

Eben weil ich selbst ein Geistlicher bin. Wenn ich den Aufsatz lobte, müßte ich wider meine Ueberzeugung sprechen, denn gefallen hat er mir nicht. Und wenn ich ihn tadelte, möcht' es das Ansehn haben, als ob es aus Passion wider den Verfasser geschähe, weil er meinen Stand angegriffen hat.

Kriton.

Kriton.

Angegriffen wohl, aber doch nicht auf eine unbillige Weise.

Philaleth.

Ja wohl! Kriton, auf eine sehr unbillige Weise. Erlauben Sie mir (zu Polykarp) daß ich das Wort nehme. Ich würde mirs nie vergeben, bloß jemandes schwache und schlimme Seite ins Licht zu setzen, seine gute aber ganz in den Schatten zu stellen. Und so hat es der Verfasser des Fragments nicht mit einem und dem andern unserer Geistlichen, sondern, was noch ungerechter ist, mit allen gemacht. Die Mitglieder eines ganzen Ordens entweder als Dummköpfe, oder als Buben charakterisiren, welcher billig denkende Mann wird das thun. Es schimmert mir so eine gehäßige, den ganzen Predigerstand wegwerfende Gesinnung des Verfassers durch jede Vorstellung durch, daß sie mir äußerst misfällt. Und über dies ist das Fragment weder mit Feinheit, noch mit Gründlichkeit geschrieben.

Kriton.

Ich dächte, gründlich genug wären doch die Einwendungen des Pundit wider unsere europäische Religionsverfassung, und deren bestellte Diener, wie sie größtentheils sind, vorgetragen. Er sagt ja dem Europäer überall die Gründe, warum man in dem kleinen Staate von U=pang die Religionsduldung so weit ausgedehnt, und die Priester abge-

schaft

schafft hätte; warum man keine Religionsdispüte, keine Proselytenmacherey, keine Kirchen- und Kirchendiener, keine zahlreichen gottesdienstlichen Versammlungen, keine Eidschwüre dulde.

Philaleth

Aber was sind es für Gründe, lieber Kriton? Laß sie uns einmal untersuchen. Und wem legt er diese Gründe vor? Einem Menschen, der gar nicht fähig ist, sie zu prüfen. Wenn er sie an einen verständigen Mann gebracht hätte, so würde ihm der etwas darauf zu sagen, und was an unserer protestantischen Kirchenverfassung in Europa gut ist, zu rechtfertigen gewußt haben. Aber einen verständigen Menschen schafft er dem Pundit nicht zum Gegner. Vielmehr sucht er in der Person des Hrn. Gesandschaftspredigers Steele den dümsten Schöps aus, den er auf Gottes Erdboden auftreiben kann. Mit dem wird der Pundit leicht fertig. Denn dieser stupide Mensch weiß dem u-pangschen Weltweisen auf das wirkliche Geschwätz, das er mit unter macht, mit nichts als mit staunenden Exklamationen, mit abgeschmackten Gegenfragen, thörigten, oft pöbelhaften Sprüchwörtern, und dummen Lachen zu antworten. (Philaleth schlägt das Buch auf) Erinnere dich des Gelesenen, Kriton. Höre doch die sinnlosen Aphorismen, und zulezt Schimpfwörter. „Genug, genug“ genug, ruft er, wenn „ihn ein Argument in Verwirrung bringt — Himmel!

„mel! was für Systeme müssen da zum Vor-
„schein kommen — Himmel, Religion ohne
„Priester! — Himmel, ein Staat ohne Eide!
„Alle Polemik hört also auf — Ha, ha, ha, ha,
„ha, ha — Freund bist du rasend? Grobian —
„Ungläubiger — Zöllner, Sünder — Belials-
„kind! — Die armen blinden Heiden." — Ein Mensch, und wenn er auch Gesandschaftsprediger ist, der des Gegners Trugschlüsse aus wahren oder falschen Prämissen mit nichts als mit einem: „Nach
„der schwarzen Logik — he nu, nach der ists
„nicht übel raisonnirt, aber die schwarze Logik
„ist nicht die weiße; oder mit einem; Pah!
„was soll das alles? Gix gax, was kann dar-
„aus folgen? — Der Stock hinter der Thür."
zu widerlegen weiß, ist doch warlich ein Erzpinsel. Und der Einfall einen solchen Pinsel beym Disputiren über ernsthafte Dinge als Parthey auftreten lassen, kann dem Erfinder des Fragments keine sonderliche Ehre bringen.

Kriton.

Das sind denn doch nur Kleinigkeiten, Philaleth, worüber Du krittelst, allenfalls Fehler in der Anlage des Ganzen. Ich gehe auf die Sache und in der ist doch Wahrheit. Müssen Sie das nicht selbst gestehen, Polykarp?

Polykarp.

Wenn Sie erlauben wollen, will ich die Sätze aus dem Buche vorlesen, die allerdings wahr, aber

auch

auch längst bekannt sind, und denen Philaleth ebenfalls beystimmen wird. (Er lieset) „Sicher„heit von außen und Ruhe von innen sind die ein„zigen Endzwecke einer bürgerlichen Verfassung. „Was damit nicht zu thun hat muß frey, muß je„des Willkühr überlassen seyn — Einförmigkeit „in der Religion für alle und jede Glieder eines „Staats ist nicht möglich, uud die Art sie zu be„werkstelligen, würde dem Staat (ich setze hinzu der „Religion selbst) mehr Nachtheil als Vortheil brin„gen" denn soviel ich einsehe müßte nothwendig Gewissenszwang dazu gebraucht werden, der dann doch nur äußerliche, niemals innerliche Glaubenseinförmigkeit bewirken würde — „jedem ein„zelnen Menschen muß in Religionssachen sein Ur„theil ganz frey gelassen, und die natürliche Reli„gion, welche bey allen andern zum Grunde liegt, dem „Volke vorgetragen und annehmlich gemacht werden."

Kriton.

Dem widersetzen sich ja unsere Geistlichen so häufig und nennen die natürliche Religion die heidnische.

Polykarp.

Unverständige mögen das thun. Jeder wahre Gottesgelehrte erkennt die natürliche Religion für den Grundpfeiler, auf dem die christliche ruhet, setzet sie nie mit einander in Widerspruch, sondern vereinigt sie zu einem Ganzen. Wenn jene nicht wahr wäre, könnte es diese auch nicht seyn. Eine andere Frage ists, ob wir mit der natürlichen Re-

ligion für das Volk auslangen? Und das verneinet man aus wichtigen Gründen.

Kriton.

Diese wichtigen Gründe möchte ich wohl wissen.

Polykarp.

Der große Haufe der Menschen, liebster Kriton, läßt sich wohl schlechterdings nicht durch Raisonnement, durch scharfsinnige philosophische Vernunftschlüsse zur Erkenntniß des Wahren und Guten leiten. Die Gründe der natürlichen Religion sind doch am Ende aus der Metaphysik hergehohlt. Und wie wollen Sie es anfangen, die gemeinen Menschenseelen durch metaphysische Wahrheiten zur Erkenntniß und Verehrung Gottes, zur lebendigen Einsicht in die ihnen obliegende Gewissenspflichten zu bringen. Einige Weltweisen, welche im Irrthum oder aus Spott den widersinnigsten Katholicismus, und was den Protestanten noch davon anhängt, christliche Religion nennen, weil Christen ihn in spätern Zeiten dem Evangelium beygemischt, und die lichtvolle vernünftmäßige Lehre Jesu in ein Gewebe dunkler unverständlicher Dogmen verwandelt haben, tadeln das Christenthum aus dem Grunde, weil es dem menschlichen Verstande so abgezogene Begriffe vorlegte, daß man aus jedem Katechismusschüler einen Metaphysiker hätte machen, und nur Leute von einer starken Einbildungskraft zu Bekennern des Evangeliums hätte wählen müssen, weil andere gemeine Köpfe durch diese Ideen nicht

würden

würden haben hindurchdringen können. Und doch wollen eben diese Weltweisen izt mit dem Volke, um es zur Erkenntniß Gottes und seiner Pflichten zu führen, den Weg dahin über die dunkeln steilen Pfade der Metaphysik nehmen; meinen, die schwache Denkkraft des sinnlichen Menschen ließe sich so hoch hinaufspannen, daß er dem grübelnden Philosophen in seinen abgezogenen Begriffen und Schlüssen folgen könne. Der Verstand des Denkers verirrt sich ja unendlich oft bey seinem Forschen nach Wahrheit auf Abwege, und philosophirt sich so tief in die Labyrinthe des leidigen Skepticismus hinein, daß er sich nicht wieder heraus finden kann. Was wird nicht mit dem gemeinen Mann geschehen, wenn er in Glaubens- und Gewissenssachen seinem eigenen Forschen lediglich überlassen seyn, nichts auf eine göttliche Autorität als Wahrheit annehmen, sondern sich selbst aus Vernunftgründen das System der Religion und Moral, wonach er zu glauben und zu handeln hat, zusammen denken soll. Mich dünkt die gerade Unmöglichkeit davon muß jedem Unpartheyischen einleuchten.

Kriton.

Die Vernunft des Menschen entwickelt sich auch nicht von selbst. Die Verstandeskräfte des größten Weltweisen, eines Leibnitz z. B. haben ebenfals ihre erste Entwickelung nicht von selbst erhalten. Es muß bey jedem Menschen, auch dem größten Genie, ein Unterricht vorangehen, der diese Kräfte weckt,

 ihnen

ihnen den ersten Stoß, die erste Hülfe zum Denken giebt.

Polykarp.

Ganz recht, Kriton! Eben da will ich in Ansehung der Religion des Volks hin. Sollte es nicht nöthig und nützlich gewesen seyn, um die Menschen auf dem leichtesten kürzesten Wege zu deren Erkenntniß zu bringen, daß Gott einige mit ausnehmender Weisheit und göttlichen Geistesgaben ausgerüstete Menschen zu Religionslehrern für andere erweckt hätte, die dann ihres hohen Berufs sich bewußt, als Bevollmächtigte Gottes, ihren Zeitverwandten und der Nachwelt den zuverläßigen populären Unterricht darüber ertheilten, dessen sie bedurften? Was diese dann unter göttlicher Autorität von Religion und Moral lehrten, das konnte und sollte jeder prüfen, ob es nicht vernünftig, gut, zum Wohl der Menschen vortreflich wäre. Aber dadurch, daß sie es als Boten der Wahrheit, von Gott gesandt, lehrten, erhielte der Religionsunterricht die gehörige Sanction und positive Gewisheit, die er haben muß, wenn er soll befolgt werden. Ein solcher Bote Gottes war den Juden Moses. Ein solcher höherer und größerer Gesandte vom Himmel ist uns Christen Christus. In seiner unverfälschten Religion ist lauter reine gesunde Vernunft, lauter helles Licht der Wahrheit für den Verstand und Trost fürs Herz; jede Verheißung, wie jedes Gebot, Gottes so würdig, und den Bedürfnissen

nissen der fehlerhaften und hinfälligen menschlichen Natur so abhelfend. Das menschliche Geschlecht kann nie glücklicher werden, als wenn es seine Lehre glaubt und befolgt. Ein jeder kann prüfen und durch Erfahrung inne werden, ob seine Lehre von Gott sey. Auf die durch die stärksten Beweise beglaubigte Autorität seiner Aussprüche muß unser Glaube, unser Trost, unsre Hoffnung, unsere ganze religiöse Moral sich gründen. Wehe uns! wenn wir die Menschen daran nicht fest halten, und das ehrwürdige Bibelbuch, worin Christi erhabene, trostvolle Religionslehren niedergeschrieben sind, um die Achtung bringen, in der es so lange gestanden hat und billigermaßen stehen muß.

Kriton.

Aber zum rechten Gebrauch der Bibel und zur Verhütung tausendfacher Misdeutungen, die dadurch bey unverständigen und Schwärmern veranlasset werden, sollte man doch in unsern Zeiten Maasregeln nehmen, welche noch nicht genommen sind. Die ganze Bibel ist doch nicht Blat für Blat von jedwedem zu lesen, weil auch dunkle und unverständliche Sachen, so viel jüdische Geschichten und Erzählungen, welche für uns gar keinen Nutzen haben, darin stehen. Warum bringt man nicht die eigentlichen Religionslehren der heiligen Schrift in einen Auszug, der die Bibel des gemeinen Mannes, oder der Laien überhaupt seyn müßte?

Polykarp.

Auf diese Frage kann ich izt nicht ausführlich antworten. Sie betrift eine Nebensache, die wir mit Stillschweigen übergehen können. Lassen Sie mich fortfahren. Ich wollte sagen: Wir irren warlich, wenn wir das Volk bloß durch natürliche Religion zu regieren glauben. Alles, was Gott, unser Verhältniß und unsre Verpflichtung gegen ihn angeht, wird ihm dann ungewiß. Jedermann fällt zulezt in die verderblichste Zweifelsucht, denn nicht jeder kann die natürlichen Religionswahrheiten aus richtigen Principien herleiten. Ob die Beweise der Religions- und Sittenlehren, wie die Philosophen sie führen, mit unumstößlichen oder leicht umzustoßenden Gründen belegt sind; ob die ganze Reihe von Schlußfolgen nach logischen Regeln richtig zusammengekettet worden; ob mehr oder weniger Trugschlüsse mit untergelaufen sind — das kann doch der gemeine Mann nie übersehen. Mehr als die Hälfte von seiner Religion und Moral wird er doch immer auf menschliche Autorität annehmen müssen. Und wie, wenn ihm die nun verdächtig wird? Hingegen was Gott ihm über seinen Glauben und sein Verhalten sagen läßt, und was eben dadurch, daß es sein unmittelbares eigenes Beste befördert, als Gottes eigentlicher Wille von ihm erkannt wird, das überzeugt ihn, dabey beruhigt er sich, und nun sind der Zweifelsucht die gehörigen Schranken gesezt.

Nehmen Sie dazu, mein Theuerster, daß selbst die größten Weltweisen des Alterthums sich von dem Wesen Gottes und der ihm schuldigen Verehrung; von der Art, sich den Beyfall und die Gnade der Gottheit zu erwerben; von der menschlichen Seele und deren Zustande nach dem Tode; von dem, was Recht, Pflicht, Glückseligkeit für den Menschen sey, sich ganz verschiedene, einander widersprechende und zum Theil höchst ungereimte Begriffe gemacht haben; und urtheilen Sie dann, was wohl die Ursache davon sey, daß unsere christliche Philosophie gesunder und reiner ist, als die heidnische? daß unter ächten Weltweisen über Gott, wahre Religion und Tugend izt mehr Uebereinstimmung ist, als vor Alters war? Ob nicht der positive Religionsunterricht durch Mosen und Christum, jedes in verschiedenen Punkten und Graden, dazu das seine beygetragen habe? Versuchen Sie einmal dem Volk die Einheit, die Allgegenwart, die gerechte Regierung Gottes, oder was Sie sonst für eine Eigenschaft des höchsten Wesens wollen; versuchen Sie ihm die Unsterblichkeit der Seele in einem künftigen Leben, oder andere wichtige Lehren aus metaphysischen Gründen zu demonstriren; leiten Sie ihm seine vollkommenen und unvollkommenen Rechte, Pflichten, Obliegenheiten aus dem Naturgesetze her, und sehen Sie dann, wie weit Sie zur Ueberzeugung des großen Haufens damit kommen werden. — Daß Jacobs Nachkommen durch Jahrhunderte dem Glau-

ben an einen allgegenwärtigen, unveränderlichen, allerhöchsten Gott von so erhabenen majestätischen Eigenschaften, wie ihn das alte Testament beschreibt, treu blieben, war wenigstens die Frucht der positiven Religion des Moses und der Propheten — Daß der Glaube an eben diesen einigen Gott, als Herrn und Vater aller Menschen, der keinen verdammen, sondern alle ohne Unterschied der Nation glücklich machen, und nicht mehr durch Opfer und Ceremonien zu Jerusalem allein, sondern allenthalben im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn wolle; der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und das künftige Leben der Vergeltung, allgemeiner übereinstimmender Volksglaube in Europa geworden, das bewirkte warlich nicht die Philosophie, sondern die positive der Natur Gottes und des Menschen völlig zustimmende Religionslehre Christi und seiner Apostel. — Dies sind im kurzen meine Gründe, Kriton, warum ich sage, wir langen mit der natürlichen Religion allein für das Volk nicht aus.

Philaleth.

Polykarp hat in dem, was er so eben behauptet, auch die Geschichte für sich. Kannst Du ein Volk auf dem Erdboden nennen, Kriton, unter welchem so eine reine, unverfälschte natürliche Religion, wie sie etwa unsere Leibnitze, Wolffe, Reimaren in ein System gebracht haben, herrschend gewesen sey?

Kriton.

Kriton.

Ich kenne keines.

Philaleth.

Du wirst es auch überall vergeblich auf der Erde suchen. Unter allen Völkern des Erdbodens haben die Weisesten von je her positive Erklärungen und Aussprüche der Gottheit für das wirksamste Mittel gehalten, die Menschen zu rechtschaffenen Gesinnungen zu bilden, und sie zur Uebung ihrer religiösen und bürgerlichen Pflichten zu bewegen.

Kriton.

So muß denn aber doch die natürliche Religion stets in Verbindung mit der positiven gelehrt werden, sonst artet die lezte leicht aus, und das Volk fällt unvermerkt auf allerley Aberglauben, Schwärmerey und Albernheiten, wozu die Menschen so sehr geneigt sind.

Polykarp.

Ohnstreitig! Das Band zwischen beyden ist unauflöslich. Wenn es bey uns zerrissen würde, gieng' es nicht gut. Wo aber das ächte Christenthum in steter Verbindung mit der natürlichen Religion gelehrt wird, da werden die Leute gewiß auch an keine „Gespensterhistörchen, Zaubereyen, Geisterbeschwörungen, abentheuerliche Wundermährchen, und Prophezeihungen" deren der Pundit gedenkt, mehr glauben. Gehörige Vorkehrungen

wider alle Arten des schädlichen Aberglaubens zu treffen, ist in jedem wohl polizierten Staate nöthig und nützlich. Vernünftige Regierungen haben das aber lange gewußt, und dürfen es nicht erst von dem Weisen zu U pang lernen. Sie haben dem Geist der Untersuchung über Wahrheit und Irrthum freyen Lauf gelassen, und dadurch sind, ohne daß sich die Polizey darein gemischt hätte, viel Menschen klüger geworden, wie wir an dem protestantischen Europa in Vergleichung mit dem katholischen sehen. Dem Pundit, der niemals über die Grenzen seiner Gebirge gekommen ist, kann man es nicht verargen, wenn er meinet, daß alle europäische Christen so abergläubig sind, als er sichs von vielen mag haben erzählen lassen. Aber der Erfinder des Fragments sollte doch wissen, daß es in Europa katholische und protestantische Christen giebt, daß der dümste Aberglaube aus sehr natürlichen Ursachen nur bey jenen sich bis den heutigen Tag erhalten hat, wenn unter diesen kaum das niedrigste gemeinste Volk an solche Possen, als er anführt, mehr zu glauben pflegt. Bekannt ist es doch, daß eben durch die natürliche Erkenntniß von Gott und der Welt der gesunde Menschenverstand bey Protestanten von Jugend auf mehr ausgebildet wird, als bey Katholiken, wo abergläubige Möncherey und Pfafferey sich bisher noch immer der grössern Aufklärung des Volks durch die natürliche Religion mächtig entgegengesezt haben. Der Glaube an Gespen-

sterhi-

sterhistörchen, Zauberey, Wundermährchen, Wahrsagerey, Hexerey u. s. w. nimt von selbst ab, wo vernünftige Religions- und Naturkenntniß in dem Maaß ausgebreitet wird, als sie unter uns Protestanten wirklich ausgebreitet worden. Die Polizey, wird außer dem nie den Aberglauben verbannen, wenn sie auch noch so äußerst scharf dagegen verführe. Wofür soll man es nun halten, daß der Fragmentist, der doch den Pundit reden läßt, thut, als ob er von dem durch vernünftige Religion grossentheils zerstörten Reiche des Aberglaubens unter uns Protestanten nichts wüßte, und durch das ganze Gespräch des U-pangers mit dem Europäer unserer Religionsverfassung Ungereimtheiten andichtet, und unserer Priesterschaft Gesinnungen beylegt, welche die protestantische Kirche und Geistlichkeit so wenig treffen?

Philaleth.

Für muthwillige Neckerey der Männer Ihres Ordens nehme ichs, deren Mitglieder sammt und sonders er gern als einfältige, abergläubige Tröpfe vorstellen möchte.

Kriton.

In der Folge wird sichs zeigen, daß es nicht Neckerey ist. Lesen Sie nur einige Seiten weiter, Polykarp, so werden Sie auf Sachen stossen, für deren Wahrheit die Erfahrung aller Zeiten spricht.

Polykarp.

Gut! wir wollen sehen. (Lieset weiter) „Die „innerliche Ruhe des Staats würde darunter lei„den, wenn es frey stehen sollte, das, was andere „für heilig, höchst wichtig, höchst nothwendig hal„ten, zu verlachen und zu beschimpfen.“

Kriton.

Glauben Sie das?

Polykarp.

Allerdings! Ich weiß nichts unanständigeres und unwürdigeres, als wenn jemand über die Religionslehren, die meinem Mitbürger heilig und ehrwürdig sind, gesezt, er irre auch gänzlich dabey, mit bitterem Hohngelächter und beißendem Spott herfährt. Der andere kömmt sicherlich dadurch zu keiner bessern Ueberzeugung, sondern sein Gemüth wird erbittert. Und Erbitterung eines Bürgers gegen den andern kann nie gut thun.

Kriton.

So ist es doch ein sehr vernünftiges und billiges Gesetz in U = pang, daß man das nicht duldet.

Polykarp.

Das Gesetz an sich ist gut, ich fürchte aber, man hält nicht darauf. Der Pundit muß doch in der Gewohnheit seyn, über andere Religionspartheyen zu lachen und sie zu beschimpfen. Wie könnte

er sich sonst an manchen Stellen selbst die unanständigste Spötterey über unsere christlichen Religionsgebräuche erlauben.

Kriton.

Wie? wo? thut er das.

Polykarp.

Haben Sie denn nicht gelesen, wie er am Ende des Gesprächs höchst lächerlich machen will, daß unsere Geistlichen Kinder taufen, mit Kranken und Sterbenden beten, und die angehenden Eheleute nach unserm Gebrauch einsegnen? Und wie er diese Handlungen, um ihnen eine Lächerlichkeit zu geben, travestirt?

Philaleth.

Kriton! Dir ist gewiß der pöbelhafte Witz des Pundit entfallen, wenn er zum Steele sagt: „Dein „Vater hat wohl tüchtig gebetet, als er dich machte. „Ich denke, er hat dich so gemacht, wie der Hund „da seine Jungen " Daß doch manche unserer neuesten, Genies seyn wollenden Schriftsteller, so wenig Sinn für Geschmack und Anständigkeit haben. Und, wie es dem Fragmentisten bey seiner ganzen Satyre auf die Geistlichkeit geht, das

Turpe est doctori, si culpa redarguit ipsum

eben drein so sehr vergessen können!

Kriton.

Du passest zu genau auf die Worte, Philaleth. Laß es hingehen. Es kömmt ja wohl, daß sich auch

der gute Schriftsteller einmal vergißt. Polykarp, wir wollen bey der Sache bleiben. Sie billigen also, daß man in U = pang zwar den Schriftstellern über die Religion, auch in der Muttersprache, zu schreiben erlaubt, aber nicht anders als: „ernsthaft, gerade zu, oder thetisch! keine Spur von Widerlegung darf hinein kommen.“ Mich dünkt, so steht es da. Das Buch! Hier S. 224, 225. „Ein jeder hat die Freyheit zu sagen: das glaube ich, und dann auf das schließen zu lassen, was er nicht glaubt — Wer polemisiren will hat volle Freyheit; nur muß es in einer todten Sprache und mit Anständigkeit geschehen. Die strengsten Ausdrücke, die man erlaubt, sind: es ist nicht zusammenhängend — es ist einander entgegen. Es darf keines Menschen Name directe noch indirecte genennt werden, weil Bücherkrieg ist, wo Bücher gegen Bücher stehen.“ Das sind doch treffliche Anordnungen, die wir bey uns nicht haben, wo jeder Geck und jeder Schurke gegen einen verständigen und ehrlichen Mann so viel ungewaschenes Zeug schreiben kann, als er will.

Polykarp.

Ich bin überzeugt, daß eine vernünftige Büchercensur in jedem Staat, wo viel geschrieben wird, um dem schädlichen Misbrauch der Preßfreyheit vorzubeugen, unumgänglich nöthig ist. Insonderheit muß selbige dahin sehen, daß jemand mit Ernst und

Würde

Würde schreibe, wenn er wider Lehren der Landesreligion etwas zu sagen hat. Aber ein Gesetz, das überall gegen etablirte Lehrsätze einer oder der andern Religionspartheÿ zu schreiben verböte, und, wenn etwas wirklich ungereimtes darin ist, diese Ungereimtheit in ein helles Licht zu setzen untersagte; ein Gesetz, das einem Schriftsteller seinen Glauben öffentlich zu bekennen erlaubte, aber sein Nichtglauben kund zu machen verböte, würde ich übertrieben, so übel zusammenhängend und einander entgegen finden, wie irgend etwas in der Welt. Denn wenn ich die Freyheit habe, öffentlich zu sagen, was ich glaube, und warum ichs glaube, so darf ich doch auch wohl sagen, was und warum ich dies oder jenes nicht glaube. Schreibt jemand über Sachen der Religion seine Meinung, die ich für irrig halte, so sehe ich nicht ein, was für Schaden daraus entstehen kann, daß ich ihm in einer andern Schrift meine Meinung durch Gründe unterstüzt mit Anständigkeit entgegen setze, und darin seinen Namen directe oder indirecte nenne: denn an der bescheidenen Nennung eines Namens wird doch die Ruhe der Gesellschaft, deren Mitglied der Genannte ist, nicht hängen.

Kriton.

Aber wohl kann seine schriftstellerische Ehre oder Schande in der Gesellschaft daran hängen, ob der Gegenpart sein Buch billigt, oder tadelt.

Polykarp.

Die kann kein anderer Scribent einem Schriftsteller geben oder nehmen, wenn die eigene gute oder schlechte Beschaffenheit des Werks selbst sie ihm nicht giebt oder nimt. Auf den Namen kömmt dabey nichts an. Genannt, oder nicht genannt, wird der Leser ihm beyfallen, oder abstehen, je nachdem die Gründe für oder wider ihn am stärksten sind. Ueberhaupt ist wohl der Bücherkrieg unter allen Kriegen der unschädlichste. Das Wachsthum der menschlichen Erkenntniß gewinnt allemal dabey, wenn Bücher gegen Bücher stehen, vorausgesezt, daß sie den guten Sitten gemäß mit Bescheidenheit wider den Gegner geschrieben sind. Eben dadurch kömmt manche wichtige Wahrheit, an die man sonst nicht gedacht hätte, in Untersuchung, und wird aus der Dunkelheit ans Licht gezogen. Wäre zur Zeit der Reformation nicht von katholischer und protestantischer Seite geschrieben worden; hätte Luther sich an das Gesetz nichts namentlich wider den Pabst, wider die Lehrsätze der römischen Kirche und etablirten Landesreligion zu schreiben, gebunden und schlechterdings binden müssen, würde das heilsame Werk wohl je zur Ehre des menschlichen Verstandes und zum Glück vieler Staaten gediehen seyn?

Kriton.

Freylich wohl nicht. Aber eben dadurch entstanden doch auch die verderblichsten Kriege, die

Deutsch-

Deutschland und in der Folge andere europäische Länder verwüsteten.

Polykarp.

Die gewaltigen Revolutionen, welche Europa durch die Kirchenverbesserung erlitt, waren grosse Uebel, aber ohne sie konnt' es damals nicht abgehen. Sie wurden in ihren glücklichen Folgen Wohlthaten für das menschliche Geschlecht. Kriton wünschte doch itzt wohl nicht, daß damals keine Bürger- und Bauernkriege entstanden seyn möchten, sondern die Christenheit lieber unter dem eisernen Joch des Aberglaubens und der Hierarchie geblieben wäre.

Kriton.

Das nicht. Allein könnten nicht einmal wieder ähnliche Unruhen im Staat entstehen, wenn man mit der uneingeschränkten Freyheit über Religionsmaterien zu schreiben, was ein jeder denkt, länger fortführe. Es ist doch ein Bücherkrieg, wo Bücher gegen Bücher stehen, wie der Pundit sagt, und der Bücherkrieg könnte wohl am Ende wieder einen Länderkrieg nach sich ziehen.

Polykarp.

Dafür ist mir nicht bange. Seit dem unsere Fürsten nicht mehr so willfährig sind, auf Anstiften ihrer bigotten Beichtväter für die Religion und deren vermeinte Rechte ihren Arm zu bewaffnen; seit dem die erleuchtetesten unter ihnen die weise Maxim

 ange-

angenommen haben, sich um die Streitigkeiten der Theologen nicht mehr zu bekümmern; und diese Streitigkeiten, die ja mehrentheils Schulfüchsereyen, spitzfindige Dogmen, wodurch das Reich Christi auf keine Weise gebauet und gebessert wird, betreffen, selbst in den Augen verständiger Christen aus den höheren und niederen Ständen, viel von ihrem ehemaligen Werth verlohren haben: steht es wohl nicht zu besorgen, daß um Religionscontroversen willen Armeen zu Felde ziehen möchten, oder bey gegenwärtiger Regierungs- und Kirchenverfassung, wie sie zumal in protestantischen Ländern ist, innerliche Unruhen entstehen sollten.

Kriton.

Sind das nicht innerliche Unruhen genug, wenn die aufgekommene grosse Preßfreyheit nichts als Krieg und Sectirerey unter den Gemüthern anrichtet, und macht, daß ein Bürger den andern mit gehäßigen Augen ansieht, weil er von seinem alten Glauben abgeht, und einer andern Meinung, die er hier oder da gelesen hat, anhängt? Kann es nicht am Ende davon herkommen, daß selbst die gesellige Tugend und Verträglichkeit der Menschen dabey leidet? Da würde ich die U-pangische Einschränkung des Polemisirens doch unserer Preßfreyheit vorziehen. Laßt einen jeden glauben, was er will. Was braucht es denn viel Schreibens darüber in Büchern? Wenn ich etwas zu befehlen hätte, so würde ich den Herren

Gottesgelehrten die freye Aeußerung ihrer Religionsmeinungen, und das Schreiben wider einander, wenigstens in deutscher Sprache, schlechterdings verbieten. Im lateinischen möchten sie allenfals soviel controvertiren, als sie wollten. Da bliebe doch der Streit unter ihnen allein, und käme nicht unter das Volk, wo er Schaden thut.

Philaleth.

Kriton, mein lieber Polykarp, berührt hier eine Saite, die ich auch zu berühren, eben in Gedanken hatte. Der Punkt mit dem gar zu freyen Schreiben über Religionslehren, mit dem dreisten Angreifen etablirter Kirchensysteme dieser oder jener Parthey, ist mir, vielleicht in anderer Rücksicht als ihm, schon lange bedenklich gewesen. Sollten die Folgen davon nicht zulezt sehr schlimm werden? Und sollte nicht bereits manches Uebel daraus entstanden seyn? Leute von unserer Art verlieren dabey nichts, denn die wissen, woran sie sich zu halten haben, und haben ihre Religionserkenntniß ziemlich aufs reine gebracht. Aber anders ist es mit dem gemeinen Mann, und denen, die nicht weiter in der Erkenntniß sind, als er. Sehen Sie, in deren Kopf und Herzen entsteht aus der Uneinigkeit der Geistlichen selbst, über diese und jene Kirchenlehre, nichts als Verwirrung. Das Volk hört, das Volk lieset doch etwas davon, und nun wissen sie selbst nicht mehr recht, woran sie sind, wem sie glauben, und wem

sie folgen sollen. Das hat dann einen Einfluß in den Lebenswandel. Die Leute werden gleichgültiger gegen alle Religion, und der geistliche Stand selbst leidet gar sehr darunter. Ueber die Prediger geht es am meisten dabey her. Man seufzet, oder man spottet über sie, als über falsche Propheten, als über Lehrer, die selbst keine Christen wären, sondern, wie der Philosoph von U = pang nicht undeutlich zu erkennen giebt, nur alle Religion in puren Naturalismus verwandeln wollten. In Ihrer Gemeine kann dergleichen nicht vorgehen. Aber Sie sollten nur hören, wie die städtischen Bürger bey ihren Zusammenkünften oft der guten Sache des Christenthums sehr nachtheilig darüber raisonniren. Wäre es nicht wirklich gut, wenn die Gottesgelehrten, wie Kriton eben sagte, über gewisse streitige Punkte in lateinischer Sprache schrieben, und dann erst, nachdem die Sache unter ihnen abgemacht, und die Wahrheit in ein genugsam helles Licht gesezt wäre, selbige unter das Volk brächten? Dadurch würde der Zweck, die immer grössere Berichtigung der christlichen Erkenntniß erreicht, und doch der Schade, den das freye Disputiren und Schreiben der Theologen vorher anrichtet, verhindert.

Polykarp.

Was Sie mir da sagen, mein werther Freund, das weiß ich sehr gut, und habe es schon von manchen rechtschaffenen, einsichtsvollen Männern weltlichen

lichen Standes oft sagen hören. Die Sache ist auch von grosser Wichtigkeit, und wohl werth, daß ein rechtschaffener Gottesgelehrter und Prediger Bedacht darauf nehme. Aber wie ist es anzufangen, daß wir Geistlichen den Vorwurf, der uns so oft von Weltleuten, manchen auch wohl mit Recht gemacht wird, als hinderten wir die bessere Erkenntniß und Gottesverehrung der Menschen, von uns ablehnen? daß wir manche wirklich falsche Vorstellung in unserm Kirchensystem, die dem wahren Christenthum schadet, und von Ungläubigen zum Vorwande ihrer Nichtachtung desselben gebraucht wird, aus den Gemüthern der Menschen wegschaffen, und mit der reinen Wahrheit des Evangeliums, die gegen alle Einwendungen auch ehrlicher Zweifler Stich hält, an ihren Verstand und ihr Gewissen dringen, ohne den gemeinen Mann in die Gefahr des Schadens zu setzen, der für ihn zufälliger Weise auf eine Zeit lang daraus entstehen kann? — Dies ist ein schweres Problem, und der würde sich ein groß Verdienst machen, der es zu aller Befriedigung auflössete. Wenn wir uns in die Zeiten vor dreißig, vierzig, funfzig Jahren, und in den damaligen Zustand der Religion, und der Wissenschaften zurück setzen, so war es freylich anders, als es izt ist. Die Leute glaubten ehrlich in der Religion, was ihnen von Jugend auf beygebracht war, und niemand zweifelte einen Augenblick, daß nicht alles, wie es ihn gelehrt worden, ausgemachte Wahrheit sey. Aber wie

alle menschliche Dinge mit der Zeit einen andern Gang nehmen, so haben ihn auch die Wissenschaften, so hat ihn die damit stets zusammenhängende Erkenntniß Gottes und des Christenthums genommen. Ihnen, meine Herren, darf ich nicht erst sagen, was alles dazu beygetragen und mitgewirkt hat, daß der itzige Religionszustand in Deutschland nicht mehr derselbe ist, der er vor vierzig Jahren war. Wer in unsern Tagen bey dem Verhältniß, in welchem die Wissenschaften und die Religionserkenntniß izt gegen einander stehen, nicht die Nothwendigkeit einsieht, mit den gemachten Fortschritten in jenen auch in dieser weiter fortzuschreiten; nicht die Nothwendigkeit einsieht, ächtes Christenthum von menschlichen Zusätzen und Lehren der früheren und späteren Jahrhunderte immer mehr zu scheiden, um dadurch die wahre Religion des Evangelii in ihrer Würde und in ihrem wohlthätigen Werth aufrecht zu erhalten; dessen Verstand muß entweder äußerst schwach, und selbst wenig aufgeklärt seyn; oder er muß die Welt, und deren itzige Denkungsart in Ansehung der Religion gar nicht kennen; oder es muß ihm an gutem Willen fehlen, den Verfall des Christenthums gehörig zu beherzigen, und auf die besten Mittel, welche ihm aufhelfen könnten, bedacht zu seyn. Nachdem in unserm Jahrhundert viel alter Aberglaube zerstört, und selbst unter das Volk mehr vernünftige Erkenntniß gebracht worden, war es wohl natürlich, daß man auch

auch über die Religion mehr zu denken, und mit dem Lichte der aufgeklärter gewordenen Vernunft die Lehrsätze der herrschenden Kirchenpartheyen zu beleuchten anfieng. Wenn daher je ein verbesserter, sehr vorsichtiger Unterricht im Christenthum nöthig geworden, so ist es in unsern Zeiten, wo einestheils so mancher bescheidene Zweifler im Stillen Anstoß und Bedenklichkeit bey gewissen Kirchenlehren findet, anderntheils viel leichtsinnige, unter dem Vorwande, daß solche Lehren, die man so häufig für Christenthum ausgiebt, doch offenbar ungegründet und widersinnig wären, sich von aller Religion lossagen, und mit den erklärten Ungläubigen, die ihr öffentlich Hohn sprechen, gemeine Sache machen.

Philaleth.

Um Vergebung! daß ich Sie unterbreche, Polykarp. Unsere Geistlichen sagen öfters, an solchen Leuten wäre nichts gelegen, denn die glaubten auch das begreiflichste so wenig, als das unbegreifliche, und könnten nur darum das Christenthum nicht leiden, weil es ihren unsittlichen Begierden, die sie gern befriedigen möchten, stets einen Zügel anlegte. Denen zu Gefallen müsse man daher in keinem Stück nachgeben, und nicht ein Haarbreit von dem Buchstaben der hergebrachten Lehre abweisen. Es fruchtete doch nicht, wenn man es thäte.

Polykarp

Ich weiß, daß man das zu sagen pflegt. Mich dünkt aber, es sey sehr viel daran gelegen, jeden

verirrten zu gewinnnen, und wo möglich auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Nicht Unsittlichkeit ist bey allen die Ursache, daß sie sich vom Christenthum lossagen. Zeigt man denen, die nach Wahrheit forschen, daß die vormals durch bischöfliche oder Conciliendecrete aufgebrachte kirchliche Lehrsätze, woran sie sich stoßen, oder die sie ewig bespötteln, nicht das eigentliche Christenthum sind; macht man ihnen die Lehren des Evangeliums von der Seite, wo ihre göttliche Vortreflichkeit und lichtvolle Weisheit ins Auge fällt, und von der so wenige sie ansehen, sichtbar: so erweckt man sie wenigstens zum weitern Nachdenken darüber, wenn man sie auch nicht gleich völlig gewinnt, wozu fortgesezte Prüfung und Erfahrung gehört. Ich kenne mehr als einen vormaligen Zweifler und Deisten, der auf diesem Wege für das Christenthum gewonnen worden. Dadurch daß verschiedene von unsern Gottesgelehrten ihn in öffentlichen Schriften eingeschlagen sind, ist viel Gutes gestiftet worden.

Philaleth.

Das gesteh' ich gern, aber auf der andern Seite hat es auch Schaden gethan. Die Streitigkeiten der Theologen sind dadurch ins Publicum gekommen, und das hat für den gemeinen Mann keine guten Folgen gehabt, allerley Gährungen unter den Laien veranlaßt, und manchen in seinem Glauben irre gemacht. Diesem wäre vorgebeugt worden, wenn, wie schon gesagt, die streitigen Punkte unter den

Gottesgelehrten, bis zur ausgemachten Sache, in lateinischen Schriften wären verhandelt worden.

Polykarp.

Diese Idee hat viel reizenden Schein, ist aber schwerlich auszuführen. Fürs erste lassen sich die deutschen Gottesgelehrten nicht füglich in ein förmliches Corps versammeln, das, wie die Sorbonne, zu dergleichen Berathschlagungen zusammenträte. Wie wollen Sie ohne ein befehlendes Oberhaupt der ganzen deutschen protestantischen Kirche, welches ja nicht vorhanden ist, ein solches Zusammentreten aller Theologen, die dabey eine Stimme zu haben verlangten, veranstalten? Was würde auch dabey heraus kommen, wenn's doch damit wieder so gienge wie ehedem mit so vielen Kirchenversammlungen, Reichstagen, und Colloquien? Wurde denn für die Sache der Wahrheit einstimmig etwas ausgemacht? Fürs zweyte hätten wohl nicht alle wirklich verdiente und erleuchtete Gottesgelehrten die Fertigkeit, in lateinischer Sprache so gut, als in der deutschen zu schreiben; und doch wär' es Schade, wenn die, so durch ihre vorzüglichen Einsichten dabey der Wahrheit grosse Dienste thun könnten, um deswillen von den schriftlichen Berathschlagungen ausgeschlossen blieben. Fürs dritte würden sie in lateinischen Schriften eben so wenig alle einig werden, als sie es bis izt in deutschen geworden sind, und das christliche Publicum müßte auf das einstimmig gefaßte Conclusum zeitlebens

bens vergeblich warten — Oder sollte die Sache per plurima abgeurthelt, und das Ultimatum der meisten Stimmen alsdenn unter die Leute gebracht werden: so würde doch wieder ein neues Geschrey entstehn. Die Abstimmenden würden bekannt machen, daß sie kein Theil an dem Conclusum hätten. Das würde nun dem gemeinen Mann auffallen, und wäre er noch nicht ungewiß in seinem Glauben gewesen, so würd' er es nun erst recht werden. Wenn also die Gottesgelehrten kein einmüthiges Conclusum faßten, so wären ihre Bemühungen fürs Publicum umsonst gewesen — Gesezt aber, sie vereinigten sich alle über das, was Wahrheit ist, und machten das Decisum nun öffentlich in deutscher Sprache bekannt. Würden denn alle Laien, die mit ihrem eigenen Verstande urtheilen könnten und wollten, nun sogleich damit zufrieden seyn? Die Gottesgelehrten, die als Menschen in andern Stücken so oft irren und fehlen, für göttlich inspirirte untrügliche Glaubensrichter zu halten, dahin würden doch die klugen Laien schwerlich zu bringen seyn. Warum? habt Ihr so entschieden, würden sie vielmehr sprechen. Wir wollen entweder die Entscheidungsgründe wissen, oder bey unserm Glauben bleiben, und ferner für Wahrheit halten, was wir und unsere Väter so lange dafür gehalten haben. Nun müßte man also auch in deutschen Schriften die Sache mit ihren Gründen für und wider aus einander setzen, und die Gefahr der nemlichen Anstösse zulassen, die man

durch

durch das Lateinschreiben verhindern wollte. Ihr vorzubauen, bliebe schlechterdings kein anderes Mittel übrig, als daß man vor dem Publicum von dem Finalurtheil der Gottesgelehrten ganz und gar schwiege. Und was würde denn entstehen?

Philaleth.

Natürlicher Weise eine disciplina arcani.

Kriton.

Oder eine doppelte Lehrart; die eine für den engern Ausschuß der Weisen, und die andere für den großen Haufen des Volks. Die Herren Geistlichen würden sich verstehen und wissen, wie sie mit der Wahrheit daran wären; und vor dem Volk würden sie selbige in allerley Wörter und Redensarten einkleiden, die bey ihnen einen ganz andern Sinn hätten, als bey uns Laien. Das hiesse dann den gefundenen Kern des Christenthums für sich behalten, und mit der äusseren Schaale das Volk abspeisen. Damit werden Philaleth und ich nicht zufrieden seyn. Ich höre, daß izt von einigen Gottesgelehrten auf diese doppelte Lehrart angetragen wird, und gewissermaßen wundert es mich nicht. Es ist immer der Geist Ihres Ordens gewesen, es darauf anzulegen, daß sie in dem Reiche der Meinungen die Alleinherrscher, und wir Ungeweiheten jeder von ihnen beliebten Täuschung blindlings unterworfen blieben. Ich habe es gegen Sie kein Hehl, Polykarp, daß ich eben deswegen Ihrem Stande sehr

abge

abgeneigt bin. Die Menschen werden nie hinter die Wahrheit kommen, so lange sie unter der Gewalt der Geistlichen bleiben, welche ihnen bald dies bald jenes unter einem falschen Lichte vorspiegeln, und nimmer mit der Sprache der Wahrheit frey heraus gehen. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch die Parthey Ihres Ordens hierin nehmen, sonst müßte ich meine gute Meinung von Ihnen auf einmal verliehren.

Polykarp.

Ich denke nicht, daß ich Ihnen Ursache dazu geben werde. Ob ich gleich überzeugt bin, daß sich nicht alle Wahrheit eher sagen läßt, bis die Gemüther sie ohne Nachtheil zu erfahren hinlänglich zubereitet sind, und daß wir nimmermehr das menschliche Geschlecht zu einer ganz reinen Erkenntniß der Wahrheit bringen werden: so glaube ich doch, der ehrliche Mann muß nie die Wahrheit verstellen, nie das Volk wider eigene Ueberzeugung belehren, und selbst bey dem gemeinen Haufen an der möglichsten Berichtigung seiner Erkenntniß in Religionssachen vorsichtig arbeiten. Daher bin ich von Billigung einer verewigten doppelten Lehrart, dieser für die Klugen, jener für die Einfältigen, so weit entfernt, daß ich sie vielmehr für sehr nachtheilig und gemeinschädlich halte. Warum wollten wir die Menschen ohne Aufhören täuschen? Je richtiger und lebendiger die Erkenntniß der Wahrheit ist, desto

frucht-

fruchtbarer wird sie, je unrichtiger und todter, desto unfruchtbarer. Einmal muß es doch dahin kommen, daß wir auf die Frage: Was ist Wahrheit? überall frey mit der Sprache herausgehen.

Philaleth.

Aber langsam, bedächtig wird man doch dabey zu Werke gehen müssen.

Polykarp.

So bedächtig, daß alle unzeitige Vorschnelligkeit dabey den größten Tadel verdient, weil sie viel größeren Schaden anrichtet, als Nutzen für die Wahrheit dabey herauskömmt. Es giebt ehrwürdige Vorurtheile in der Welt, die ein weiser Mann unangetastet lassen, deren er schlechterdings schonen muß, bis die rechte Zeit da ist, sie anzugreifen.

Philaleth.

Diese Regel beobachtete auch Jesus. Er sagte selbst seinen Schülern nicht alles was er sagen konnte, weil sie es noch nicht würden haben tragen können.

Polykarp.

Ganz recht! Philaleth. Indessen täuschte er sie doch auch nie, stellte keine Sache, worüber man ihn gerade zu befragte, anders vor, als sie wirklich war.

Philaleth.

Beobachtete er denn nicht auch eine doppelte Lehrart? Den einen offenbarte er die Geheimnisse des

des Reiches Gottes, wie er sich ausdrückt, die bisher verborgen gewesene Wahrheit seiner Lehre, unverhohlen; zu andern sprach er darüber in Gleichnissen, auf eine verstecktere Art, gewissermaßen ganz räthselhaft.

Polykarp.

Das war für gewisse Zeit- und Localumstände grosse nachahmungswürdige Weisheit des göttlichen Lehrers. Aber es dauerte nicht beständig. Die Zeit kam, da er mit dem, was er zu sagen hatte, frey herausgieng. Seine Apostel waren angewiesen, noch freyer zu seyn, und waren es nach den empfangenen höheren Einsichten in die evangelische Lehre, über so manche Dinge, von denen Jesus geschwiegen hatte, auch wirklich. Aber heut zu Tage will man, Gott weiß warum, das Verschweigen, Verstellen, Verkleiden der Wahrheit verewigen. Dem ungeweiheten Volk soll sie immer in den Schatten gestellt werden, die in den Geheimnissen Eingeweiheten sollen sie allein in dem rechten Lichte sehen. Diese sollen, wie Kriton sagt, den nahrhaften Kern zu geniessen bekommen; jenen soll nur immer die Schaale vorgeworfen werden. Und das will mir nicht in den Sinn.

Philaleth.

Damit reden Sie aber gewissen Leuten, deren unwiderstehlichen Drang, mit dem bischen, nur erst halb reif bey ihnen gewordenen Wahrheit, so sie gefaßt zu haben glauben, auch gleich heraus zu

platzen

platzen, das Wort. Und daß die einen Vertheidiger an Polykarpen finden würden, hätte ich mir nicht vorgestellt.

Polykarp.

Den können solche Leute gewiß an niemanden weniger haben, als an mir. Verstehen Sie mich nur recht, werther Freund. Ich sage, es muß einmal eine Zeit kommen, wo man auch dem Volk über Wahrheit und nicht Wahrheit die Augen öfnet.

Philaleth

Wie wenn nun diese Zeit izt noch nicht wäre?

Polykarp.

Das könnte wohl seyn. Ich bestimme zu diesem Zeitpunkt nicht dies oder das Jahrzehend, oder Jahrhundert. Aber wenn die gerühmte, von einigen unserer Gottesgelehrten in Schutz genommene doppelte Lehrart immer fortwähren soll, so kömmt diese Zeit, so lange Menschen auf der Welt leben, niemals, und die zwölfte Generation nach uns ist in heilsamer, glücklich machender Erkenntniß der Wahrheit nicht um einen Schritt weiter, als wir.

Philaleth.

Aber soll denn alle Wahrheit mit der Zeit allen laut gesagt werden?

Polykarp.

Ja! allen, und die sie lieben, werden sie gern hören.

Philaleth.

Also kein erkannter Irrthum unaufgedeckt bleiben?

Polykarp.

Keiner.

Philaleth.

Auch kein unschädlicher?

Polykarp.

Es giebt, meines Erachtens, keine Irrthümer, die in jeder Absicht unschädlich wären. Wenn der Schade auch unmerklich, nicht immer positiv ist, so ist er doch negativ.

Philaleth.

Wie verstehn Sie das?

Polykarp.

Je mehr Wahrheit in der Erkenntniß, desto mehr Realität im Verstande, und wenn sie das nöthige Leben hat, auch im Willen. Bey jedem noch so unbedeutenden Irrthum findet doch Mangel an dieser Realität statt, also ist negativer Schade vorhanden.

Philaleth.

Sagen sie mir doch, Polykarp, wem schadet es, wenn er glaubt, daß die Sonne um die Erde, und nicht die Erde um die Sonne läuft? Und doch ists ein Irrthum.

Polykarp.

An seiner moralischen Gesinnung und Herzensgüte schadet es niemanden. Aber den tiefen angenehmen

nehmen Blick, den der Kopernikaner auf die bewundernswürdige Ordnung des Weltgebäudes und Sonnensystems, zu der unser Erdplanet gehört, wirft, kann so jemand doch nicht in selbige thun. Er hat also eine reelle Vorstellung von der Vollkommenheit in den Werken der Schöpfung weniger, als jener. Und Mangel an Realität ist Schaden.

Philaleth.

Das begreife ich. Daher nenne ich auch nur Irrthümer, die in der Moralität der Menschen nichts ändern oder verderben, unschädliche Irrthümer. Und deren werden Sie den Menschen immer sehr viele lassen müssen.

Polykarp.

Nicht anders, weil eine ganz reine Erkenntniß der Wahrheit für Menschen, für alle endliche Geister schlechterdings unmöglich ist. Solche unschädliche Irrthümer werden dann auch die lezten seyn, die wir wegzuräumen haben. So lange in dem gegenwärtigen Leben noch etwas nöthigeres zu thun ist, möchten wir an diese wohl gar nicht kommen. Es giebt aber auch in verschiedenen Graden schädliche Irrthümer, welche einen merklichen Einfluß in die Gesinnung unsers Gemüths und in die Sittlichkeit unserer Handlungen haben. Diese von Zeit zu Zeit aufzudecken, und die Menschen je länger je mehr davon abzubringen, dahin muß jeder ehrliche Mann zuerst und anhaltend arbeiten, der für andere Lehrer seyn will.

Philaleth.

Wenn das Ihre Meinung ist, so sind wir einig. Sie wollen also sagen, wenn die vorhin gedachten Verhandlungen der Gottesgelehrten über Religionswahrheit und Irrthum in lateinischen Controversschriften eine gemeinnützige Absicht für andere Christen haben sollten, so müßte doch am Ende das Resultat der Untersuchungen, worüber sie einig geworden wären, auch zu deren Erkenntniß kommen. Zuerst müßte man dem gemeinen Mann die Irrthümer, die der Sittlichkeit Schaden thäten, aufdecken, dagegen die Wahrheit, die ihm zur Beförderung seiner Moralität zuträglich wäre, anschaulich machen; mit der Zeit aber die übrigen weniger wichtigen Irrthümer oder Wahrheiten ihm auch nicht verhehlen. Weil man nun, wenn er nicht bloß auf das Wort der Religionslehrer, sondern aus eigener Einsicht die Wahrheit annehmen und befolgen sollte, doch nicht umhin könnte, ihm selbige nach seiner Fassung so klar, als möglich, vorzulegen, so würde es doch immer am Ende dahin kommen müssen, daß wir, weil der gemeine Mann kein Latein versteht, in der Muttersprache schrieben, wie es bisher bey uns und andern Nationen gewesen ist.

Polykarp.

Sie haben meine Meinung richtig gefaßt. Was hilft die Aufklärung der Gelehrten, wenn nichts von der bessern Erkenntniß unter das Volk übergeht.

Kriton.

In U=pang ist es doch so.

Polykarp.

Wohl freylich! Aber das Volk muß auch da natürlicher Weise in Religionssachen noch viel unwissender, undenkender, als bey uns seyn. Ich möchte nicht, daß man es als einen Grundsatz des Staats ansähe, die Menschen in solcher Unwissenheit zu erhalten. An der Seele des ungelehrten gemeinen Mannes ist doch so viel gelegen, als an der Seele des Gelehrten und Vornehmen. Unsere Theologen mögen also immer vor den Augen des christlichen Publicums über Religionssachen freymüthig schreiben. Wenn sie es mit ernster Würde und Anständigkeit thun (und darauf zu halten, ist die Sache der vernünftigen Büchercensur) so wird es nie dem Volk schädlich werden, oder den christlichen Glauben in Gefahr bringen. Wer Fähigkeit und Verstand dazu hat, lieset es, prüft es, belehrt sich dadurch, welches sehr gut ist. Wer aber keinen Sinn für solche ernsthafte Untersuchungen hat, bekümmert sich nicht einmal darum. Wir haben hundert sowohl die Theologie als Religion betreffende wichtige und unwichtige deutsche Schriften, von denen viel Personen aus den edleren und höheren Ständen nicht einmal Notiz nehmen, geschweige daß sie unsern gemeinen Christen bekannt seyn sollten. Die Gefahr, die man sich von freymüthigen

Untersuchungen über kirchliche Lehrsätze vorstellt, ist warlich so groß nicht, als sie gemacht wird. Der größte Haufe weiß nicht einmal etwas davon, und würde nie Gefahr dabey argwohnen, wenn sich nicht immer Leute, besonders unter den Geistlichen fänden, die ihm von Gefahr und androhendem Umsturz des Christenthums dabey etwas vorschwazten. Ließe man, nach der apostolischen Ermahnung einen jeden, der kann und will, alles prüfen und das gute behalten, so würde die Wahrheit am Ende sicher sich nie dabey verlieren, sondern jedesmal gewinnen.

Philaleth.

Polykarp! der König von Preußen sagt: „In meinem Lande kann ein jeder glauben, was er „will, wenn er nur ehrlich ist." Ich halte den ehrlichen frommen Christen, der in seinem Glauben an nichts zweifelt, wenn sich auch etwas Irrthum darinn mischte, für sehr glücklich. Warum will man ihm Zweifel in den Kopf setzen, die ihn beunruhigen und seine Glückseligkeit stören? Diese so nachtheilige Störung der Gemüthsruhe werden Sie doch für tausend Bürger in dem Staat zulassen müssen, in welchem uneingeschränkte Freyheit, über Religionssachen in der Landessprache zu schreiben, verstattet wird. Wäre es nun nicht besser, man erlaubte den Schriftstellern nicht, gewisse Sachen zu schreiben, weil sie den, der bey seinem Glauben ein ehrlicher Mann war, aus seiner Ruhe wecken?

Poly-

Polykarp.

Es scheinet so. Aber wenn nun andere, eben so ehrliche Christen, als er, von wichtigen Zweifeln über Glaubenssachen im Geheim beunruhiget werden, und wünschen, daß sie ihnen jemand lösen möchte, soll man denn für deren Glückseligkeit und Gemüthsruhe, nicht eben so wohl, als für jener ihre sorgen? Dem ehrlichen Zweifler mit Auflösung seiner Zweifel zu Hülfe kommen, ist doch eben so wohl Pflicht, als dafür zu sorgen, daß der, der nicht zweifelt, in seiner Ruhe gelassen werde. Soll das ein unverbrüchliches Gesetz seyn: Man muß keinen Irrthum in Religionssachen aufdecken, sobald dadurch Menschen, die ihn ehrlicher Weise für Wahrheit hielten, in ihrer Gemüthsruhe gestört, oder auf Zweifel gebracht werden, die sie sonst nie bekommen hätten: so wird kein Glaubensirrthum in der Welt je angerührt, keine verkannte Religionswahrheit je offenbar gemacht werden dürfen. Christus hätte alsdenn nie das Judenthum, nie die pharisäischen Satzungen angreifen müssen, denn viel ehrliche Juden, Priester und Laien hielten ihre Irrthümer für Wahrheit, und fanden eine Gotteslästerung darin, daß er sich die Gewalt anmaßte, als ein Gesandter Gottes dagegen zu reden. Stephanus hätte nie zum Vortheil der christlichen Lehre seinen Mund aufthun müssen, denn es fanden vielleicht auch ehrliche Leute in seinen Reden Lästerworte wider Mosen und wider Gott. Jede Aen-

derung in den Sitten, die Moses geboten hatte, beunruhigte ihr Gewissen, und dünkte ihnen etwas schreckliches zu seyn. Paulus hätte zu Athen kein Wort vom Evangelio Jesu vor den Ohren der Weltweisen aus des Epikurs und Zeno Schule müssen fallen lassen; denn es störte manchen, der die Gottheit bisher nach seiner Einsicht aufrichtig verehrt hatte, in seiner Gemüthsruhe. Es scheint, als wolle er neue Götter verkündigen, sagten sie, und das dünkte ihnen sehr strafwürdig. — Luther hätte Unrecht gethan, sich auch nur eine Sylbe wider den Pabst verlauten zu lassen, denn was für Störungen in dem Glauben vieler tausend ehrlicher Katholiken würden durch ihn angerichtet. Kaiser Joseph und seine aufgeklärtesten Bischöfe würden in unsern Tagen sehr schwer sündigen, daß sie dem Pabst und vielen Lehrsätzen der römischen Kirche zuwider denken, reden, schreiben, handeln; denn Sie können leicht erachten, Philaleth, daß viel aufrichtig fromme katholische Christen in den österreichischen Staaten durch das, was unter ihnen vorgeht, im Gewissen äußerst beunruhigt und geärgert werden müssen.

Philaleth.

So viel ich weiß, Polykarp, wird die Dogmatik der römischen Kirche im Oesterreichischen nicht angerührt, sondern bloß die Disciplin.

Poly=

Polykarp.

Ich glaube wohl, daß die erstere noch lange bleiben wird und bleiben soll, was sie ist, wenn auch die leztere ganz umgeworfen würde. Aber die Folgen der gegenwärtigen wohlthätigen Revolution werden sich doch mit der Zeit bis auf die Glaubenslehren der katholischen Kirche erstrecken, über welche bereits viel erleuchtete Glieder dieser Kirche anders, als ehedem, denken. Oder wollen Sie, daß die je keine Aenderung leiden soll?

Philaleth.

Ey behüte! Ich wünsche sie von ganzen Herzen.

Polykarp.

Wird aber diese Veränderung möglich seyn, wenn es keinem katholischen Schriftsteller je erlaubt ist, einen öffentlichen Lehrsatz seiner Kirche und Landesreligion anzugreifen?

Philaleth.

Nein! denn ich sähe nicht, wie denn das Volk aus diesem und jenem Irrthum könnte herausgezogen werden.

Polykarp.

Ich auch nicht. Also werden Sie doch zugeben müssen, daß die Besorgniß, ehrliche fromme Leute in ihrem bisherigen Glauben zu stören, und beunruhigende Zweifel zu veranlassen, keinen Schrift-

steller abhalten dürfe, auch Lehrsätze der Landesreligion in Untersuchung zu ziehen, und wenn er sie für irrig hält, seine Gründe dagegen auf eine vorsichtige, bescheidene Art, frey zu sagen; zugeben müssen, daß es wirklicher Gewissenszwang, und dem weitern Fortschreiten in Erkenntniß der Wahrheit sehr nachtheilig seyn würde, wenn man ihm, wie in U=pang geschiehet, das freymüthige Schreiben in der Landessprache verbieten wollte.

Philaleth.

Ich bin überzeugt, Polykarp, daß es sich aus den angeführten Gründen nicht wohl thun läßt.

Kriton.

Und ich wünschte, daß alle unsere Geistlichen nur das Volk lehren möchten, was sie zu frommen Christen und ehrlichen Leuten in der Societät macht, ohne ihm das geringste von dem Bücherkriege der Gelehrten merken zu lassen, der die wahre Herzensreligion, die thätige Gottseligkeit und Gemüthsruhe der Christen so wenig intereßirt, weil diese auf allgemein zugestandenen, und im Gewissen als wahr empfundenen Grundsätzen der Bibel beruhet, nicht aber auf irgend einem von den Dogmen, worüber am meisten gestritten wird. An dem unpartheyischen Geiste der Prüfung fehlt es doch vielen Männern Ihres Standes noch immer.

Polykarp.

Wir wollen hoffen, daß das, was zur Besserung und zum Frieden der Menschen unter einander dienet, von den Lehrern des Christenthums selbst immer mehr werde erkannt und betrieben werden. Sie müssen mit denen, die so steif auf die kirchliche Dogmatik halten, und meinen, man lehre das Volk kein ächtes Christenthum, wenn man die nicht als die Hauptsache triebe, nur Geduld haben, und nicht so arg von ihnen denken, wie Sie wirklich thun. Glauben Sie nur, **Kriton**, es giebt unter den strengsten so genannten Orthodoxen, wider welche Sie mir am meisten eingenommen scheinen, sehr rechtschaffene gottselige Männer, die es mit dem Christenthum im Grunde besser meinen, als viele ihrer Gegner, aus deren sittlichem Charakter sich eben nicht schließen läßt, daß ihnen die bessere Religionserkenntniß unserer Zeitverwandten, um der Tugend willen, so sehr am Herzen liege.

Philaleth.

Ich dächte, meine lieben Freunde, wir brächen diesmal ab. Es geht schon auf zehn. Meine Amtsgeschäfte rufen mich ab, und **Kriton** wird deren auch noch haben. Den Nachmittag und Abend können wir unser Gespräch fortsetzen. Sie **Polykarp** widmen die Stunden bis zum Mittagsessen meiner Familie.

Polykarp.

Mit Vergnügen.

Kriton.

Und ich bin zu Mittage dein Gast, Philaleth.

Philaleth.

Darauf rechne ich gewiß.

Viertes Gespräch.

Viertes Gespräch.

Kriton. Polykarp. Philaleth.

Kriton.

Wie weit kamen wir denn diesen Morgen mit unserm Gespräch über das Fragment? Polykarp, Sie fiengen ja wohl an, uns die Sätze daraus vorzulesen, mit denen Sie selbst einstimmig waren, oder wogegen Sie etwas zu erinnern hatten. Es gab Gelegenheit, uns einander zu verständigen. Lassen Sie uns doch izt damit fortfahren.

Polykarp.

Sehr gern. Mich dünkt, ich blieb bey dem Urtheil des Fragmentisten stehen: „Toll muß der „seyn, der seinen Verstand für so scharf hält, daß „er glaubt, nur er und seines gleichen haben eine „seligmachende Religion gefunden, die übrigen aber „seyn so dumm, das, was verdammt, für etwas seligmachendes zu halten.“

Philaleth.

Dies Urtheil werden Sie doch nimmermehr billigen, Polykarp? Es ist ja ein Grundsatz der katholischen Kirche, daß bey ihr allein die seligma-

chende

chende Religion gefunden werde, und außer ihr alles Ketzer, alles verdammt sey. Ich möchte doch nicht die Insolenz haben zu sagen, die Katholiken wären alle toll.

Polykarp.

Sie müssen dem U=pangischen Weltweisen so einen Ausdruck zu gute halten. Er kennt ja die Bedeutung der Wörter bey uns so wenig, als unsere Sitten. Im siebenjährigen Kriege kam einmal ein preußischer Officier in das sächsische Proviantcommissariat, und verlangte eine Anweisung auf Fourage. Der Obercommissar, der eben anderweitig beschäftigt war, sagte zu dem Officier: „Verziehen Sie „nur ein wenig, Herr Patron." Dies unschuldige Wort, das der Brandenburger nach seinem Sprachgebrauch in einem ganz andern Sinne nimt, als der Sachse, hätte beynahe Mord und Todschlag verursacht, denn der Officier fand es für seine Ehre so beleidigend, daß er den Obercommissar, der auch ein Edelmann war, auf der Stelle zum Duell heraus forderte. Erörterungen über die Bedeutung des Worts Patron in Sachsen, söhnten die Partheyen aus. Vielleicht heißt toll in der U=pangischen Sprache nur so viel, als unweise, thörigt, übel zusammenhängend, oder der Uebersetzer hat nicht das rechte Wort getroffen. Grundfalsch und eben deshalb unweise ist doch das nulla salus extra ecclesiam catholicam immer. „Auch dem Wohl „des Staats muß die Lehre von einer ausschliessungsweise

„weise allein seligmachenden Religion sehr nachthei„lich seyn," wie der Pundit mit Recht sagt.

Kriton.

Das Sonnenlicht kann nicht klårer seyn, als diese Wahrheit. Die Menschen können doch unmöglich über alle Religionsartikel völlig gleich denken. Wenn aber ein Bürger den andern, der mit ihm dissentirt, verdammt, wie können sie da friedlich und liebreich zusammenleben. Der vermeinte Rechtgläubige glaubt Gott einen Dienst zu thun, wenn er den Dissidenten haßt, und ihn nicht neben sich aufkommen läßt.

Polykarp.

Den Schaden, den die Lehre von einer allein seligmachenden Religion dem Staate zufügt, sehen wir offenbar in katholischen Ländern. Caeteris paribus sind diese nie so blühend, als die protestantischen.

Kriton.

Wohl wahr, Herr Pastor. Wenn nur nicht die Protestanten die nehmliche Lehre hätten! Haben Sie nie von einer allein seligmachenden evangelisch lutherischen Religion sprechen hören?

Polykarp

Sehr oft. Einzelne Lehrer drücken sich wohl unbedachtsam genug so aus. Aber die Lehre selbst ist kein Grundsatz der protestantischen Kirche. Un-

sere Kirche lehrt, daß man bey jeder christlichen Confession, daß ein frommer Mensch auch außer ihr selig werden könne.

Kriton.

Sie und ich glauben das. Aber ich wollte wohl berühmte Leute nennen, die es bis den heutigen Tag noch nicht glauben.

Polykarp.

Die gehen uns nicht an. „Denn diese geben „schweren theologischen Meinungen, wobey es so „leicht ist, zu irren auch mit der besten Absicht zu „irren, ein solches Gewicht, daß sie Seel und „Seligkeit darauf setzen." Ich verdenke es dem Pundit nicht, wenn er hierin großen Unverstand findet, denn theologische Meinungen tragen doch am Ende zum fromm und selig werden nichts bey.

Philaleth.

Aber auch die Thorheit des Verketzerns und Verdammens würde ich nicht, wie die U=panger, mit dem Tollhause bestrafen, sondern sie den Leuten frey lassen, bis sie durch bessere Belehrung von selbst davon zurück kämen.

Polykarp.

Dies wäre freylich der Vernunft und Billigkeit am gemäßesten. Wollen wir denn aber lauter Weisheit bey den U=pangern suchen? Wir müssen auch etwas Thorheit mit durchlaufen lassen. Haben sie

doch gar in Gewohnheit, die Leute, „durch Purgi„ren, Klistiren, Aderlassen, Fasten und täglich „14 stündiges Arbeiten auf den Reismühlen von „ihrer Widersetzlichkeit in Religionssachen zu heilen“ Zur Heilung melancholischer Gemüther von ihrem Trübsinn, wovon sehr oft der Grund im Körper liegt, nimt man auch klüglich bey uns Arzneymittel zu Hülfe. Außer dem halten wir vernünftiger Weise dafür, daß Irrthum und Widerspenstigkeit des Gemüths in Religionssachen bloß durch besseren Unterricht zu heben sey, und wenn der nicht anschlägt, das Purgiren der Eingeweide eben so wenig helfe, als vier und zwanzig Schläge auf den Hinteren.

Philaleth.

Die gedachte Behandlung der Widerspenstigen in U=pang ist mehr als Thorheit, ist wirklicher Unsinn, und nicht zusammenhängend mit dem Gesetz der Freyheit, auch gar keine Religion anzunehmen, gar nichts zu glauben; vielmehr dem entgegen. Ich kann's nicht mit einander reimen, jeden alles und auch nichts glauben lassen, und denn doch in den Statuten verordnen: „Wenn einer in „Religionssachen sich widersezte, so müsse man ihn als „einen Menschen behandeln, der seinen Magen voll „Kruditäten, und die Adern voll dickes Blut habe — „und wenn das nicht hilft, ihn für imbecil erklären, „und auf Zeitlebens bey mäßiger Arbeit und Nah„rung ins Tollhaus sperren.

Kriton.

Lassen Sie mich doch in das Buch sehen, Polykarp. Worauf bezieht sich denn diese Stelle? Was steht vorher? — Sehen Sie, es ist vom Proselytenmachen die Rede. „Die geringste Miene „Jünger zu machen, zu bekehren, heißt es, das „geringste unanständige Wort gegen eine andere Re„ligion wird mit einer kürzern, oder längern Zeit „Tollhaus bestraft.“

Philaleth. (nimt das Buch)

Erlaube, lieber Kriton. Dann wäre doch die unmittelbar darauf folgende Frage des Steele sehr unbestimt und zweydeutig gefaßt: „Wie aber, „wenn einer sich widersezt?“ Worin denn hier widersetzen? daß er nicht ins Tollhaus hinein will? Oder nicht vom Jüngermachen ablassen? Oder sich den statutarischen Religionsverordnungen des Landes nicht unterwerfen? Oder sich überhaupt seine Glaubensmeinungen nicht nehmen lassen will? Oder worin sonst? Die angeführten Worte des Pundits aus den Statuten: „Wenn einer in Religionssa„chen sich widersezt“ sagen nicht, von was für Widersetzlichkeit die Rede sey. Es ist also doch nicht zusammenhängend gesagt — Und wenn nun auch, wie Du meinst, vom Widersetzen gegen das Verbot des Proselytenmachens und unanständigen Sprechens gegen eine andere Religion die Rede wäre: würdest Du denn das gleich des Tollhauses würdig finden

finden? Auch einem sehr vernünftigen Menschen, der für seinen Glauben aus Ueberzeugung eingenommen ist, könnte ja wohl einmal ein unschicklich Wort wider seinen Gegner entfahren. Macht ihn das gleich zum Tollhause reif? Man muß wohl in U-pang den Menschen wenig kennen, wenn man so ein widersinniges Gesetz macht. Das, was man in der Religion für Wahrheit hält und dem Herzen, wichtig ist, ausbreiten, es andern mittheilen, sie auch davon zu überzeugen suchen, ist jedem vernünftigen Menschen natürlich. Jemanden für das, wozu ihm seine vernünftige Natur treibt, mit dem Tollhause büßen lassen, dünkt mir so etwas tolles zu seyn, als man sich nur in der Welt denken kann.

Kriton.

Die Sucht Proselyten zu machen, kann doch aber für die Societät sehr nachtheilig werden.

Philaleth.

Das gebe ich zu. Dies haben selbst protestantische Fürsten eingesehen, und deshalb für ihre katholischen Unterthanen, denen diese Sucht angeboren zu seyn schien, weise Maasregeln zu deren Einschränkung genommen; haben aber doch keinen dafür, daß er sie einmal ausließ, ins Tollhaus gesteckt. Dies kann nur in U-pang geschehen, wo vieles anders ist, als bey uns — Was hatten Sie weiter über den Fragmentisten zu sagen, Polykarp?

Polykarp.

Ich wollte sagen, er behaupte mit gutem Grunde: „Ein guter Staat kann unter Religions„partheyen, die Versammlungen halten, keine „Heimlichkeiten, weder geheime Lehren, noch geheime „Ceremonien dulden, sondern muß wissen, was „die Leute glauben“ um zu erfahren, ob auch nichts der Gesellschaft schädliches gelehrt oder verhandelt würde.

Philaleth.

Da könnte man uns aber doch die Freymäurer entgegensetzen. Die halten Versammlungen zu denen niemand, als die Eingeweiheten zugelassen werden, die haben geheime Lehren und geheime Ceremonien, und alle wohl eingerichtete Staaten dulden sie doch.

Polykarp.

Die Freymäurer sind keine Religionspartheyy. Ihre Lehren haben nichts mit der Religion zu thun, sind ihr in keinem Stück zuwider, vielmehr befördern sie Religion und Sittlichkeit unter ihren Brüdern. Das müssen die Regenten wohl wissen. (Lieset weiter) „Unglauben und Aberglauben fallen „von selbst, wo Freyheit zu denken herrschend ist — „Keiner Religionspartheyy muß es erlaubt seyn, die „andere in ihrem Gottesdienst zu stören — Gott „kann so gut in den Zimmern öffentlicher oder Pri„vathäuser verehrt werden, als in eigenen dazu er„bauten

„bauten großen Kirchen“ — Lauter unstreitige Wahrheiten.

Kriton.

Die großen Kirchen missfallen mir höchlich, Polykarp. Solchen kleinen niedlichen Kirchen, wie die Ihrige in W***, bin ich gut. Deren sollten wir in Städten mehrere statt einer oder zwo großen haben.

Polykarp.

Dawider hab' ich nichts. Unsere großen städtischen Kirchen sind allerdings für unsern protestantischen öffentlichen Gottesdienst, besonders für unsre Predigten, nicht bequem gebauet. Sie bekamen ihre Einrichtung durch die Art des katholischen Gottesdienstes. Es mußte zum Meßlesen an verschiedenen Altären in kleinen Seitenkapellen, zu Umgängen, zu Proceßionen innerhalb derselben Raum seyn. Da wir sie aber einmal haben, sehe ich nicht, warum wir uns ihrer nicht zum öffentlichen Gottesdienst bedienen sollen. Sie einzureissen, oder an ihrer Stelle mehrere kleine Kirchen und Bethäuser zu bauen, wäre Schade um diese Denkmäler der alten Bauart, und würde viel Kosten erfodern, die dem Landesherrn oder dem Publicum zur Last fielen — Sehr wahr ist die Anmerkung S. 229. „Die Einbildungskraft wirkt „mit großer Uebermacht auf uns Sterbliche, zwingt „uns — oft unwiderstehlich, ohne daß wirs selbst „merken, von Dingen einseitig zu urtheilen, von

„alle demjenigen gut zu denken, was damit in „Verbindung steht, und die Mittel, wodurch sie „erreicht werden, für rechtmäßig zu halten; sogar „aus allen diesem Grundsätze zu abstrahiren, nach „denen wir überhaupt unsern Glauben, unsere Sy„steme, unsere Maximen, unsere Handlungen ein„richten. — Wenn die Einbildungskraft erhizt wird, „hindert sie den Verstand und die Vernunft „am richtigen Denken und Beurtheilen."

Kriton.

Sezt mancherley Schwärmerey an die Stelle der vernünftigen Gottesverehrung, die allein Gott gefallen kann.

Polykarp.

Auch wahr. Eben darum muß die Vernunft stets unsere Führerin in der Religion seyn, und die Einbildungskraft in den gehörigen Schranken halten, welche sonst so leicht mit dem Verstande davon läuft. „Nichts ist der Erforschung der Wahrheit „nachtheiliger, als durch politische Einrichtungen „mit gewissen Meinungen zeitliche Vortheile, Un„terhalt, Reichthum, Macht, Ehre, Vergnügen „verbinden. Solche Einrichtungen müßten bey „einem Volk, das von a bis z in allen Haupt- und „Nebenbegriffen gleichdächte, endlich Verschieden„heit der Meinungen erzeugen. Bey dem redlich„sten, verständigsten Volk, das die Kunst der Mä„ßigung vollkommen besizt, müßten sie Hitze, Eifer,

„Eigen-

„Eigensinn, und zulezt Neid, Haß, Feindschaft, „und endlich offenbare Verfolgung bewirken.“

Philaleth.

Ueber diese Bemerkung kann unter denkenden Leuten gar kein Streit seyn.

Polykarp.

Sicherlich keiner.

Kriton.

Auf derselben Seite, Polykarp, werden Sie noch mehr Sachen finden, die von der Menschenkenntniß des Pundits zeugen, und durch die Geschichte bestätigt werden.

Polykarp.

Ich bin eben im Begriff sie zu lesen. „Die „Trägheit, die bey dem gemeinen Manne.“ —

Kriton.

Setzen Sie nur hinzu, auch bey einem ansehnlichen Theil unserer Geistlichen.

Polykarp.

Auch das — „sehr groß ist, und schon allein „hinreicht, ihn bey seiner wenigen Uebung im Denken, außer Stand zu setzen, Dinge, die nicht „seine nächsten Bedürfnisse angehen, besonders abstracte gehörig zu überlegen. — Diese Trägheit „muß nothwendig eigensinnige Behauptung einmal „angenommener Meinungen hervorbringen, es muß

„falsche Sätze bey ihnen eben so unumstößlich ma-
„chen, als wahre. Die Bequemlichkeit beym Al-
„ten zu bleiben, muß Lehrern und Schülern Neues
„in einem widrigen Licht vorstellen. Die alten
„Ideen stellen sich selbst dar, neue zu denken ist
„Arbeit — Wir besitzen eine große Anlage zum
„Stolz, zur Verachtung anderer, durch welche wir
„angereizet werden, unsere Meinungen andern blos
„deswegen vorzuziehen, weil sie von uns sind —
„Je höher die Dinge sind, mit denen wir uns
„beschäftigen, desto größer wird die Einbildung von
„uns selbst — Kömmt zur Wichtigkeit der Mate-
„rie noch die Größe der Autorität, womit sie ver-
„theidiget wird, so wächset der Stolz verhältniß-
„mäßig — Bey den Religionsdienern, (die sich
„einbilden ihr Symbolum in dieser düstern Unter-
„welt, werde im zehnten Himmel besiegelt) leidet
„dieser Stolz noch eine beträchtliche Vermehrung. —
„Des Bramins Diener schmiegt sich vor des Gou-
„verneurs Diener, des Gouverneurs vor des Kai-
„sers Diener. Der Bramin selbst ist des Gouver-
„neurs Diener, der Gouverneur ist des Kaisers
„Diener, der Kaiser des Staats Diener, aber der
„Priester läßt alle weit hinter sich zurück, er ist nicht
„weniger, als — Gottes Diener."

Kriton.

Kann man ein Wort dagegen sagen? Ist es nicht buchstäblich so, wie es da steht?

Poly-

Polykarp.

Wer leugnet das? Kriton. Ich geb' es mit beyden Händen zu. Gerade auf die Art ist die Hierarchie entstanden, und nichts ist dem Staat, wie der wahren Gottesverehrung und Moralität nachtheiliger, als die Hierarchie. Die Geistlichen sind die allergefährlichsten Leute sobald sie herrschen. Man kömmt nicht mit ihnen aus, wo sie viel zu befehlen haben. Alles soll sich vor ihnen schmiegen. Ehe man sichs versieht, machen sie ihre Sache zur Sache Gottes, und dann wehe denen, die sich ihren Meinungen und Absichten widersetzen. Das sahen die Apostel im Geist vorher. Darum sezten sie weislich für die bestellten Lehrer des Evangeliums die Regel fest. Weidet die Heerde Christi — nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde.

Kriton.

Warum befolgte man denn diese Regel nachher nicht?

Polykarp.

Dazu trugen viel Ursachen bey. Selbst abergläubige Fürsten waren mit daran schuld, daß die Priester so stolz wurden. Und Constantin legte schon den ersten Grund zu ihrem nachmaligen immer höher steigenden Reichthum und Ansehen. Es ist nie genug zu bedauern, daß man in der Folge von der apostolischen Einfalt in der Lehre, in den

Sitten und der Kirchendisciplin so weit abgegangen ist. Aber dem Himmel sey Dank, daß durch die Reformation die beyden großen, stets verbrüderten Götzen, blinder Aberglaube und unumschränkte Priestergewalt, mit der Roms Bischof selbst Königen und Fürsten auf den Nacken trat, gestürzt worden. Die Schilderung, welche der Fragmentist von dem Stolz der Geistlichen macht, passet wohl auf Jesuiten, und andere katholische Mönche, deren Ansehn doch izt im tiefen Fallen ist, sie paßt auf Bonzen und Derwische aller Orten, aber nicht auf protestantische Geistliche. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, daß gewisse Schriftsteller, worunter auch der ungenannte V. des Fragments gehört, seit einiger Zeit immer thun, als ob alle protestantische Prediger Bonzen und Derwische, als ob alle dumme, eigennützige und herrschsüchtige Seelen gerade in deren Leiber gefahren wären. Sie sollten doch wohl wissen, daß es bessere Männer, als Mönche und Bonzen, Männer von großer Gelehrsamkeit, wahrem Verdienst und leuchtenden Tugenden unter unserer Geistlichkeit giebt. Warum wird denn immer das ärgste, und nur von Geistlichen das ärgste gesagt?

Kriton.

Sehen Sie denn nicht, wie bey vielen, auch von unsern Predigern, der Eigennutz und nur der Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlungen ist? wie dem

dem einen der Pabst im Kopf steckt, dem andern es nur um einträglichen Beyfall beym Volk zu thun ist, so daß heimliche Leidenschaften die Ueberzeugung sonnenklarer Wahrheit bey ihnen hindern?

Polykarp.

Das sieht und hört man leider! genug.

Kriton.

Können Sie es denn nun Weltleuten, können Sie es Schriftstellern verargen, wenn sie solche Untugenden den Geistlichen vorrücken?

Polykarp.

Im geringsten nicht, es haben es selbst Geistliche gethan. Unser Stand hat unwürdige Mitglieder. Hat sie der Ihrige nicht auch? Wollen wir das den ganzen Stand entgelten lassen?

Kriton.

Die Rechtschaffenen sind ausgenommen.

Polykarp.

Es kömmt mir nur vor, als ob man an gar keine Rechtschaffenheit im geistlichen Stande mehr glaubte. Erklären Sie mir doch sonst das finistre Bild, das man bey jeder Gelegenheit von uns aufstellt. Immer bekömmt es unter den Händen einiger neuen Schriftsteller, die uns malen, einen häslichen schwarzen Anstrich. Alles, was je in der Welt seit Stiftung des Christenthums böses geschehen

hen ist, das wird den Lehrern desselben aufgebürdet. Und doch hat neuerlich Hr. Prof. Müller zu Cassel, in seinen Reisen der Päbste gezeigt, daß selbst das allerschlimmste, welches man immer wider den geistlichen Stand herbeyzieht, die Hierarchie, zu ihrer Zeit gutes gestiftet habe, indem sie dem Despotismus der Fürsten und deren Tiranneyen das Gegengewicht gehalten habe, welches durch sie allein hätte bewerkstelliget werden können.

Kriton.

Die Fürsten hätten es wohl nie ärger treiben können, als es nachher Ober- und Unterpriester trieben. Und nehmen Sie mirs nicht übel, Polykarp, wenn unsere Herren Geistlichen so könnten, wie sie wollten, sie würden uns Laien so gut wieder das Seilchen über die Hörner werfen, als es vordem geschehen ist. Geehrt wollen sie doch noch immer mehr, als andere Leute seyn. Vor dem Diener Gottes, wie der Pundit sagt, soll sich alles bücken, und unser einem erlauben sie nicht, sich auch Gottes Diener zu nennen.

Polykarp.

Sie wollen meine Geduld und Demuth prüfen, Kriton. Ich hoffe die Probe auszuhalten. Wenn Sie Spaldings Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamts lesen wollen, so werden Sie da am besten alle die katholischen Ideen von unmittelbaren Dienern der Gottheit, von Stellvertretern

der Menschen bey Gott, zerstört finden. Rücken Sie doch dem Gros der protestantischen Geistlichkeit selbige nicht vor. Wir haben sie warlich nicht. Wir verlangen keine abergläubige Verehrung des Volks. Sie mir in mancher deutschen Reichsstadt anthun zu lassen, würde mir unerträglich seyn. Was geschehen würde, wenn man uns wieder zu dem uralten Glanz der Prälaten erhöbe, dafür will ich nicht gut sagen. Die menschliche Denkungsart ändert sich sehr nach veränderten äußerlichen Umständen. Aber dafür haft ich, so lange die gegenwärtige Regierungs- und Kirchenverfassung in protestantischen Ländern bleibt, was sie ist, so lange steht nicht zu besorgen, daß wir Geistlichen nur einen Schatten von schädlicher Obergewalt über andere Stände bekommen werden.

Philaleth.

Vielleicht hat man den bürgerlichen Rang der Geistlichen zu weit herunter kommen lassen. Jeder Gerichtsschreiber und Hoflakey im Dorf dünkt sich ja izt schon vornehmer und wichtiger, als der gelehrteste Pfarrer.

Polykarp.

Das kann man ihm gönnen. Verständige Personen hohen und niedern Standes haben mich noch immer auf den Werth gesezt, der mir gebührt. Und eiteler Ehre müssen wir Geistlichen nicht geitzig seyn. Sollte nach dem Vorgange von U-pang, auf

des

des großen Kaisers Ogul Verfügungen, der Predigerorden auch bey uns ganz eingehen, so können wir noch einmal Männer von Ansehn und Wichtigkeit im Staat werden.

Kriton.

Sie sagen das mit einer Miene, die Empfindlichkeit verräth. Verzeihen Sie mir, ich habe bey keinem meiner Einwürfe wider Ihren Stand die Absicht gehabt, Sie zu beleidigen. Ich hege die größte Hochachtung für Sie, und es sollte mir unendlich leid thun, ihr im geringsten zu nahe zu treten. Nur Sie, Polykarp — —

Polykarp.

Schon wieder ein Nur, ein Aber in Petto? Nur offenherzig heraus damit.

Kriton.

Sind ein rara avis in terris. Ihr Orden ist doch, halten Sie mir meine Offenherzigkeit zu gut —

Polykarp.

Ich liebe die Offenherzigkeit über alles. Reden Sie frey.

Kriton.

Ist doch in vielen seiner Glieder sehr verderbt.

Poly-

Polykarp. (mit etwas Wärme).

Doch warlich nicht mehr, als andere Stände und vielleicht weniger.

Kriton.

Hätt' ich doch mein Wort zurück, Freund! Sie werden warm, ich merk' es.

Polykarp.

Der selige Leßing sagt einmal: „Wer über „gewisse Dinge nicht den Verstand verliehrt, der „hat keinen Verstand." Ich möchte auch sagen: Wem über gewisse Dinge das Blut nicht warm wird, der hat kein Blut. Aber seyn Sie ruhig. Ich bin kalt, in der That kalt — — Also würden Sie um der Verdorbenheit einiger Glieder meines Standes willen, auf Befragen wohl immer mit dem Fragmentisten aufs Absetzen des ganzen Standes votiren. Und wenn Sie souverainer Kaiser im römischen Reich wären, so würd' es uns Predigern allen, wie den österreichischen Mönchsorden gehen. Sie müssen uns doch im Grunde viel Möncherey zutrauen.

Kriton.

Nicht mehr, als ich so von dem — und dem — und dem ohn Unterlaß höre und sehe — Verstellung, Andächteley — Eigensinn — Eigendünkel und Eigennützigkeit — Ohrenbläserey — heimliche Verunglimpfung wackerer Männer von Polykarpens Denkungsart — kriechende Demuth gegen

Große und Reiche — stolze Geringschätzung geringer und armer Leute — Würdiger Mann, ich habe vielleicht in mancherley Verhältnissen mehr Gelegenheit gehabt, Personen aus Ihrem Orden genau zu beobachten, als Sie, der Sie alle Ihre Amtsbrüder nach Ihrem edlen Herzen beurtheilen, und ihnen keine üble Gesinnung zutrauen.

Polykarp.

Also Sie haben Untugenden an Geistlichen, und zwar große, schändliche Untugenden bemerkt. Die genannten sind warlich nicht klein, sind mehr als menschliche Fehler. Aber beobachteten Sie Ihren Mann auch recht? Nicht etwa bloß nach dem Schein? Kannten Sie die wahre Absicht, die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen? War es nicht vielleicht unschädliche, kluge Zurückhaltung, was Sie für Gleisnerey hielten? Standhaftigkeit in gefaßten guten Entschließungen, was Ihnen Eigensinn dünkte? u. s. w.

Kriton.

Nein! mein Bester. Ich beschlich meinen Mann, und entdeckte ihn, wo er am versteckteſten zü handeln dachte. Ich sahe den ganzen angelegten Plan, die niedrige selbstsüchtige Absichten, die durch solche Andächteley, Ohrenbläserey, Schmeicheley erreicht werden sollten, durch und durch. Ich sahe die Uebel, die das in Familien anrichtete — den Schaden, den es der geraden Ehrlichkeit, aller

bürgerlichen Tugend, und selbst der Religion in der Societät that.

Polykarp.

Und um des Schadens willen, den einige in einzelnen Familien und Häusern anrichteten, wollen Sie, durch Abschaffung aller Geistlichen, den ganzen Nutzen aufgehoben wissen, den ehrliche Männer in diesem Stande für die menschliche Gesellschaft stiften?

Kriton.

Wenn dieser Nutzen überwiegend ist, (und dies verdient eine eigene Untersuchung) nicht, sonst freylich.

Polykarp.

Dann werden Sie auch mit gleichem Recht viel andere Stände abschaffen müssen; alle Richter und Sachwalter z. B. (zum Philaleth) Philaleth, Sie sehen, Kriton hat es mit Ihnen nicht besser Willens, als mit mir; denn wie viel Richter haben nicht schon das Recht in der Welt gebeugt, und bis an der Welt Ende steht schwerlich zu hoffen, daß alle Justizbediente so ehrlich seyn werden, als Philaleth — alle Aerzte, durch deren Schuld schon mancher ins Grab beißen müssen — alle Soldaten, die schon so oft halb Europa verheert haben — alle Kaufleute unter denen jährlich bankerut werdende andere Handlungshäuser stürzen, oder Conterbandirer durch Schleichhandel den Staat betrügen. Die Fürsten selbst wird man von ihrem Thron werfen

müssen, denn wieviel Fürsten haben schon ein ganzes Volk, und die Nachbaren dazu, unglücklich gemacht. Kurz Sie müssen in der Welt das Oberste zu Unterst kehren. Wollen Sie das?

Kriton.

Das nicht. Alle die Gattungen von Leuten, die Sie mir genannt haben, kann man weit eher durch die Gesetze in Schranken halten, und unschädlich machen, als die Geistlichen. Man kassirt den Richter und Advocaten, der eines ungerechten Verfahrens überführt ist — Man sezt keine andere, als geprüfte Aerzte und Wundärzte im Lande an — Man hält strenge Mannszucht im Militärstande, selbst zu Kriegszeiten. Wer nur einen Hammel stiehlt, hängt — Man schickt den Bankerutirer und Schleichhändler auf die Festung, oder ins Zuchthaus — Mit den Geistlichen geht das nicht. Wider deren verderbliche Untugenden, die ich Ihnen vorher nannte, lassen sich keine Gesetze geben. Sie wissen ihre Sache mehrentheils so heimlich zu treiben, daß man sie nicht leicht überführen kann. Man muß sie bloß dem Gerichte Gottes überlassen. Unterdessen leidet das Volk in der Stille immer fort. Und da ihnen das Volk abergläubig anhängt, ist sogar Gefahr dabey, sie anzugreifen. Es denkt gleich, man rühre Gottes Augapfel an, und sey ein Mensch ohne Religion, wenn man nur ein Wort von den Untugenden der Prediger fallen läßt.

Und müssen Sie nicht gestehen, daß selbst Geistliche genug das Volk in diesem Wahn bestärken?

Polykarp.

Ich werde nie aus Partheylichkeit für meinen Stand sichtbare Erfahrungen leugnen. Allein, wann wird Kriton aufhören, die Vergehungen einzelner Glieder eines Ordens auf die Rechnung aller übrigen zu setzen? Wehe Ihnen und Philalethen, wenn Sie beyde für alle Sünden Ihrer Amtsgenossen büßen sollen! Uebrigens gönnen Sie doch rechtschaffenen Predigern noch das bischen Achtung, in der sie bey ihren Gemeingliedern stehen. Seyn Sie froh, daß selbige noch nicht ganz und gar gefallen ist. Glauben Sie sicherlich, es ist gut für die Gesellschaft, daß der gemeine Mann auf seinen Prediger etwas hält, und nennen Sie es keine blinde oder schädliche Anhänglichkeit des Volks an den Geistlichen. Gewissenlose, übelgesinnte Prediger werden auch in den Augen des Volks alle Achtung verliehren, sobald sie dafür erkannt werden.

Kriton.

Gut! ich will nicht auf Ausnahmen bestehen, die ich machen könnte. Meine Seele komme nicht in den Rath dieses und jenes Geistlichen! und doch hängt ihm das Volk haufenweise an.

Polykarp.

Alsdenn verkennen ihn die Leute, oder seine Tugenden überwiegen seine Fehler. Und Sie wer-

den doch in dem Prediger keinen engelreinen Heiligen verlangen, sondern der menschlichen Schwachheit in ihm schonen?

Kriton.

Guter Mann! Sie wollen alles mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Polykarp.

Ist das nicht billig?

Kriton

Was wollt' es nicht. Ich bin in allen Fällen, wo es blos auf Schwachheiten und Fehler der Menschen ankömmt, ein großer Freund davon. Nur sollen Sie mir nicht mit der Antwort auf den wahren Einwurf entwischen: Man könne den Geistlichen nicht so leicht durch Gesetze einschränken und außer Stand setzen zu schaden, als andere Stände, weil sie viel Uebel im Verborgenen und unter dem Schein des Rechts thun könnten.

Polykarp.

Das können alle andere Menschen eben so wohl. Ist Ihnen noch kein Fall vorgekommen, daß Männer Ihres Standes sich heimlicher Vergehungen, mancherley Ungerechtigkeiten in ihrem Amte schuldig gemacht hätten, von denen viele Jahre hinter einander Sie und keiner, als die, die nicht sprechen durften, ein Wort wußten?

Kriton.

Leider! wohl mehr, als einmal. Noch ganz neuerlich erst.

Polykarp.

Dann ist auch ihr Einwurf von selbst widerlegt. Warlich! Kriton, heimlichen Verletzungen der Ehrlichkeit und des Gewissens können Sie, für keine Klasse von Menschen in der Welt, durch bürgerliche Gesetze vorbeugen. Nur das erkannte und dem Herzen tief eingeprägte göttliche Gesetz, nur die Religion mag der Sünde im Stillen wehren, und am Unrechtthun im Verborgenen hindern. Eben darum weil die Religion in das moralische Leben aller Stände einen mächtigen Einfluß hat, ist sie für den Staat selbst von größter Wichtigkeit. Und weil wir Geistlichen hauptsächlich dahin zu arbeiten haben, daß durch rechtschaffene Gottesverehrung immer mehr thätige Liebe zu allem, was recht und gut ist, unter die Menschen gebracht werde, so kann der Staat unsers Amts nicht entbehren.

Kriton.

Hierauf kömmt die ganze Sache, worüber wir sprechen, eigentlich an. Wenn Sie mich davon überzeugen, Polykarp, und es dahin bringen können, daß unsre Prediger samt und sonders die Verbesserung der Moralität auch für das gegenwärtige Leben mit als einen wichtigen Zweck Ihres Amts betreiben: so bin ich mit Ihrem Stande völlig ausgesöhnt,

gesöhnt, und es soll mich niemand in der Achtung gegen ihn übertreffen — doch bitte ich, diese Untersuchung bis morgen auszusetzen. Heute find' ich mich nicht aufgelegt dazu.

Philaleth.

Ein guter Vorschlag, Kriton. So hab' ich morgen wieder ein Paar angenehme Stunden. Ich darf doch, wie heute, zuhören?

Polykarp.

Oder vielmehr der Schiedsrichter seyn, wenn wir uns nicht vereinigten; oder mir zurecht helfen, wenn ich einen Trugschluß machte.

Philaleth.

Der Berichtigung wird es nicht bedürfen, Polykarp. Jzt lassen Sie uns doch den übrigen Inhalt des Fragments noch durchgehen. Sie glauben nicht, wie Kriton alles in U-pang nachahmungswürdig findet.

Kriton.

Weil ichs gut finde. Lesen Sie doch z. B. was da von den dortigen Armenanstalten steht.

Polykarp. (Lieset)

„Die Allmosen sind verboten. Alle Allmosen „werden an das Armendepartement abgegeben, und „nach gewissen sehr bewährt gefundenen Einrichtun„gen ausgetheilt. Du wirst wohl weder Bettler,

„noch

„noch Hungrige, oder schlecht gekleidete Leute ge„sehen haben.“

Kriton.

Ist das nicht eine lobenswerthe Polizeyeinrichtung?

Philaleth.

Allerdings! Allein findest Du denn darin etwas so ganz neues und besonderes? Man hat schon in mehreren großen und kleinen Städten unsers eigenen Landes seit vielen Jahren die Straßenbetteley abgestellt, und die Einrichtung getroffen, daß von den gesammelten freywilligen Beyträgen durch dazu bestellte Personen, die Armen, die nicht arbeiten können, verhältnißmäßig unterhalten werden.

Polykarp.

Wenn nur durch diese gute Einrichtung in manchen Städten wir auf dem platten Lande nicht wieder litten!

Philaleth.

Wie so?

Polykarp.

Weil die Straßenbettler in der uns am nächsten gelegenen großen Stadt nicht mehr geduldet werden, so gehen sie heraus, und ziehen von Dorf zu Dorf das flache Land durch. Von der Unbescheidenheit, mit der Handwerksbursche, abgedankte Soldaten, faule Kolonisten, wenn ihre Freyjahre vorbey sind, auch Zigeuner mit Weib und Kind überall den Leu-

ten Brodt und Geld abfordern, haben Sie keine Vorstellung. Das Volk fürchtet sich, sie mit leerer Hand gehen zu lassen, aus Besorgniß, sie möchten sich durch Feueranlegen, wie ein Paarmal auf unserer Nachbarschaft geschehen ist, rächen, und giebt ihnen also öfters den lezten Pfennig, den lezten Bissen Brodt hin, den es selbst im Hause hat.

Philaleth.

Das wundert mich. Es sind ja im Lande obrigkeitliche Verordnungen gegen dergleichen müßige Landstreicher vorhanden.

Polykarp.

Das sind sie wohl, aber es wird nicht darauf gehalten.

Philaleth.

Ich weiß doch, das Ihre W*** sche Amtspolizey in diesem Stück gute Ordnung hält und keine Betteley duldet.

Polykarp.

Das ist wahr. Jeder Hauswirth in W*** giebt zur Verpflegung der abgelebten Dürftigen vierteljährig etwas gewisses, und so viel möglich hält man unsere Grenzen von dem herumschweifenden Gesindel rein. Aber ihnen ganz den Eingang bey uns zu versperren, ist darum unmöglich, weil die ganze Nachbarschaft nicht ein gleiches thut, oder thun kann. Bey uns kann der Bauer das festge-

sezte Almosen geben, und giebt es auch gern. Aber in manchen Gemeinen können es die Leute nicht, weil sie selbst dürftig sind, und ihre eigenen Armen also unernährt lassen müssen. Diese wandern dann aus, und suchen zur großen Last anderer Gemeinen ihr Brodt durch Betteley, wo sie können.

Philaleth.

Sollten sich denn nicht von Seiten des gesammten Kreises Verfügungen wider das Betteln auf dem platten Lande treffen lassen?

Polykarp.

Auf die Art freylich, wie wir es in W*** haben, denn öffentliche Fonds zur Versorgung der Armen sind nicht vorhanden.

Kriton.

Wir dürfen gar nicht mitsprechen, Philaleth, denn wir haben ja in unserer Stadt noch nie daran gedacht, dem Straßenbetteln zu steuern, träge Faullenzer von unvermögenden Armen zu unterscheiden, jene zur Arbeit anzuhalten, oder in Arbeit zu setzen, diese nach der Weise von U=pang zu verpflegen.

Philaleth.

Du hast wohl Recht. Wir wollen morgendes Tages auf so eine vernünftige Einrichtung mit den Armen, die niemanden zur Last fallen kann, antragen.

Polykarp.

Damit werden Sie sich um die Armuth Ihres Orts sehr verdient machen. Nur dächte ich, Sie schränkten die Wohlthäter der Armen nicht so sehr ein, daß es ihnen nicht auch frey bliebe, außer den bestimmten Beyträgen zu den Almosen, nach Beschaffenheit der Umstände, einzelnen dürftigen Personen und Familien noch besonders mit eigenen Händen Gutes mitzutheilen. Mich dünkt, wo alles eigene Almosengeben, wie in U = pang schlechterdings verboten ist, da raubt man mancher edlen Seele ein Vergnügen, das sie gern hätte; da wird manche schleunige, augenblickliche Hülfe, die den Armen retten könnte, unterbleiben, und mancher unwillige kärgliche Geber wird in dem Verbot eine Entschuldigung für seine Unwilligkeit und Kargheit finden.

Kriton.

Dem stimm' ich bey. Wenn Sie nun, diese Einschränkung alles eigenen Almosengebens ausgenommen, die U = panger Armenanstalten billigen, gefällt Ihnen denn auch ihre Einrichtung mit den zwölf gottesdienstlichen Festtagen, der feyerliche Zug auf einen Hügel, auf den sich selbst Kranke und Sterbende mitschleppen lassen, die Musik dabey, der Gesang und Tanz, womit das Fest beschlossen wird?

Polykarp.

Diese Gebräuche haben mir ganz das Gepräge roher Zeitalter. Solche Aufzüge und solche gottesdienstliche Feyerlichkeiten, die mit einer Art von wilder Begeisterung angestellt werden, mögen die Sinnlichkeit des Volks in Bewegung bringen und die Einbildungskraft erhitzen, aber Erleuchtung des Verstandes möchten sie wohl nicht geben, und Erweckungen zu reinen, auf Wahrheit gegründeten Religionsempfindungen, verspreche ich mir auch nicht davon. Was denken Sie sich bey der gottseligen Andacht, die sich auch des Atheisten dabey bemächtiget? Ich kann mir keinen Begriff davon machen, und die Freude, die jede Brust belebt, möchte wohl mehr durch die Musik und das feyerliche des Zuges, als durch das Anbeten und Niederfallen vor der Gottheit, erregt werden. In dem rohen Weltalter hat unter heidnischen Völkern der Aberglaube ähnliche gottesdienstliche Gebräuche und Feyerlichkeiten erzeugt. Ein großer Theil des Volks verstand die Gebräuche gar nicht, oder unrecht, und machte sie im Aberglauben mit. Wie wenn das in U-pang auch von vielen geschähe? daß sich auch „die Kranken mitzugehen anstrengen, und die „Sterbenden sich auf den Hügel schleppen lassen" macht mir ihre abergläubige Meinung von dem Werth dieser Feyerlichkeiten und Festtagen sehr glaubwürdig. Vernünftiger wär' es doch, Kranke und Sterbende blieben in ihren Häusern und Betten ruhig

hig liegen, und beteten da die Gottheit im Stillen an. Denn öffentliche Gottesverehrungen gehören aller Vernunft nach für Gesunde, nicht für Kranke und Sterbende.

Kriton.

Wenn ich das auch gelten lasse, so verdient doch die Versinnlichung des öffentlichen Gottesdienstes Beyfall. Sind Sie nicht der Meinung, daß wir Protestanten für die sinnliche Erweckung der Andacht viel zu wenig gesorgt haben? Wir hätten dabey mehr von den Katholiken, ihre feyerlichen Musiken, ihre Kniebeugungen ganzer Gemeinen und dergleichen beybehalten sollen. Wir haben unsern öffentlichen Gottesdienst zu sehr simplificirt.

Polykarp.

Das könnte wohl seyn. Indessen will ich doch lieber den öffentlichen Gottesdienst höchst einfach, als mit ceremoniösen symbolischen Handlungen überladen haben. Im lezten Fall artet die äußerliche Uebung der Religion gar zu leicht in bloße Beschäftigung der Sinne aus, wobey die wahre Erhebung des Geistes, die Erweckung religiöser Gesinnungen, welche doch der Zweck öffentlicher Gottesverehrungen seyn soll, beynahe ganz verlohren geht. Versinnlichung des öffentlichen Gottesdienstes, wodurch lebhaftere verstärkte Eindrücke der Wahrheit in den Gemüthern hervorgebracht werden, würde ihm eine Vollkommenheit mehr geben, als er ohne dieselbe

be hätte. Nur beobachte man ja darin das gehörige Maas, sonst ist der angeführte Nachtheil unvermeidlich. Die Feyerlichkeiten des Gottesdienstes in der römischen Kirche haben allen Glanz eines prächtigen Schauspiels. Aber sollte nicht in der That die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit bey den meisten Zuschauern sehr darunter leiden? Die Katholiken fangen ja izt selbst an, das Leere und Gaukelhafte von manchen ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, Aufzüge, Prozeßionen, besonders auch das theatralische ihrer Kirchenmusiken einzusehen, und denken auf deren Abstellung.

Kriton.

Ich dächte, Polykarp, es ließe sich eine Liturgie einrichten, die zwischen der gar zu trockenen Einförmigkeit des protestantischen, und dem eiteln, die Sinne betäubenden Prunk des katholischen Gottesdienstes den Mittelweg hielte.

Polykarp.

Allerdings ließe sich das, und vielleicht hilft uns der Himmel noch künftig zu so einer wünschenswürdigen Liturgie. Aber bey der würde es denn auch der U-pangschen Gebräuche an ihren zwölf Festtagen gar nicht bedürfen. Wozu wollen wir dergleichen Aufzüge mit Musik und Tanz aufbringen, die die aufgeklärter werdenden Katholiken, um der dabey unvermeidlichen Unordnungen und Anstößigkeiten willen abschaffen? Wozu in feyerlichen Prozeßionen

zeßionen zum Thor hinausziehen, um da auf einem Hügel ein Gebet zu thun, welches, wenn die laut betende Magistratsperson nicht eine gewaltige Stimme hat, im freyen Felde nicht einmal von jedem muß können verstanden werden? Da bey uns jede Gemeine in Städten und Dörfern einmal ihr zum öffentlichen Gottesdienst gewidmetes Kirchengebäude hat, können wir uns denn da nicht ferner mit gemeinschaftlicher Andacht durch Gesang und Gebet zum Lobe Gottes erwecken? Unsere Predigten, wenn sie so sind, wie sie seyn sollen, befördern bey denen, die sie recht nutzen, die innerliche in guten Gesinnungen und Werken thätige Gottesverehrung, gewiß besser, als die U'pangischen alljährlichen zwölf Hügelandachten, mit dem darauf folgenden Gastmahl, Gesang und Tanz. Sie kommen mir so sonderbar, wie die Predigten im Mondschein vor, die einige neuere Genien aufgebracht haben. Ich dächte, wir ließen es immer bey der bisherigen Einrichtung unserer Gottesdienste, die doch so ganz vernünftig ist, ohne vom Beten so unmittelbar zum Schmausen und Tanzen über zu gehen.

Kriton.

Sie wittern doch beym Gastmahlhalten und Tanzen, oder beym Uebergange von religiösen Handlungen zu gesellschaftlichen Vergnügungen nicht gleich Sünde, will ich hoffen?

Polykarp.

Nein, Kriton, so ein mürrischer strenger Sittenlehrer bin ich nicht. Ich mag es wohl leiden, daß die jungen Leute in meinem Dorfe zuweilen im Sommer auf einem grünen freyen Plaz, den wir hinter dem Amtshause haben, im Beyseyn ihrer Aeltern und Verwandten einen unschuldigen Tanz machen, und wenn es auch am Sonntag Abend wäre. Ich stehe Ihnen dafür, daß keine Unanständigkeiten dabey vorgehen werden, und denke in dem Stücke, wie der Erzbischoff Fenelon. Ein Pfarrer, wissen Sie die Anekdote?

Kriton.

Nein!

Polykarp.

Ein Pfarrer aus seiner Diöces rühmte sich einmal gegen ihn, daß er nun das an Sonntagen gewöhnliche Tanzen der Bauern in seinem Dorfe mit großer Strenge abgeschaft hätte. Lieber Herr Pfarrer, erwiederte der Erzbischoff, indem er mit seiner rechten Hand des rigourösen Priesters linke Schulter sanft berührte: „lassen Sie uns nicht so strenge „seyn, wenn von andern, nicht von uns die Rede „ist. — Ich und Sie, Herr Pfarrer, freylich „wir müssen nicht tanzen, das versteht sich. Aber „daß wir ja unsern Bauern ihre Sonntagsfreuden „nicht nehmen! daß wir sie nicht in ihre dumpfigten Hütten einsperren, und sie zwingen, mit stiller

„und verklagender Traurigkeit einer dem andern ins „Gesicht zu sehen! Wie wollten wir so hartherzig, „so grausam seyn, dem armen gedruckten Land„mann auch die wenigen Augenblicke zu stehlen, in „denen er sein Elend vergessen kann — der Him„mel behüte vor dem Gedanken, Herr Pfarrer.“

Kriton.

Sehr menschenfreundlich! Und ganz nach Ihrem Sinn?

Polykarp.

Ja! ich halt' es für schädliche Ueberspannung der Sittenlehre, für wirkliche Mönchsmoral, wenn man Landleuten zu ihrer Erhohlung und Gemüthsermunterung von ihrer sauren Arbeit kein Vergnügen dieser Art erlauben wollte. Aber der nach U=pangischer Sitte gesetzmäßig eingeführte schnelle Uebergang von ernster Andacht zur Belustigung für die Sinne, von Gebetsübungen zu Schmaus und Tanz will mir darum nicht in den Sinn, weil ich fürchte, die ernsthaften guten Eindrücke, die jene auf das Gemüth der Leute etwa gemacht hätten, möchten durch diese sinnliche Zerstreuung zu bald wieder ausgelöscht werden.

Kriton.

Erinnern Sie sich denn nicht, Polykarp, daß den Juden nach dem Gesetz Moses selbst am Sabbath frölige Gastmahle, Tänze, und andere gesellschaftliche Freuden erlaubt waren? Daß die Israe-

litten

liten selbige mit ihrer Sabbaths- und sonstigen Festfeyer verbanden? also auch von ihren Andachtsübungen unmittelbar zum sinnlichen Vergnügen übergiengen?

Polykarp.

Hier ist gar nicht vom erlaubt seyn, sondern vom schicklich und nützlich seyn des Gastmahlhaltens und Tanzens nach geendigtem Gottesdienst die Rede. Wir wissen es aus der Bibel, daß eines auf das andere folgte, daß mit den Religionsübungen, die die Juden am Sabbath gehabt haben mögen, auch frölige Mahlzeiten und Tänze verbunden waren. Da es das Gesetz billigte, mußte es wohl ohne Sünde geschehen können. Allein das mosaische Gesetz verordnete vieles, das sich zu der mehr sinnlichen als geistigen Gottesverehrung der Juden schickte. Daraus folgt nicht, daß wir es auch annehmen und beobachten sollen. Gottesdienstliche Mahlzeiten und Tänze schicken sich mehr für das damals noch rohe, ungebildete, und kindische Zeitalter der Religion, als für das ausgebildete, erleuchtete und männliche Alter derselben, das wir izt erlebt haben. Die Leute in U-pang kommen mir auch noch wie unmündige Kinder in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen vor. Wir sind Männer geworden, die beym Gottesdienst hauptsächlich den Geist beschäftigen wollen. Sollen wir zu ihren gottesdienstlichen Aufzügen, Schmäusen und Tänzen

zen zurückkehren? Mich dünkt das hieße fodern, der verständige Mann soll wieder ein Kind werden.

Kriton.

Wer weiß auch, ob der Fragmentist das verlangt. Er läßt ja seinen Pundit nur erzählen, wie der öffentliche Gottesdienst in U-pang beschaffen sey, sagt aber nicht, daß wir den unsrigen eben so einrichten sollen.

Polykarp.

So wie jede Nachricht von der Religionsverfassung der U-panger in der Erzählung gestellt ist, immer in Gegensatz mit unsern Gebräuchen, sieht man wohl, der Leser soll sich das Resultat daraus abstrahiren: bey uns Europäern ist in gottesdienstlichen Dingen nichts, bey jenem Völkchen alles recht und klug eingerichtet. Hören Sie nur die extrafeine Wendung, mit der der Fragmentist von dem, was die Indianer mit ihren kranken Hunden machen, auf das kömmt, was wir Prediger mit zu taufenden Kindern, Sterbenden und Eheleuten vornehmen.

Kriton.

Ich erinnere mich der Stelle. Sie gefiel mir auch nicht. Aber ich muß doch auch gestehen, daß ich bey Taufhandlungen, bey Trauungen, und am Krankenbette schon öfters viel widersinniges habe beten und reden hören, wodurch die Religion in der That entweihet wird. Es that bey verständigen

Zuhö=

Zuhörern auch immer eine sehr widrige Wirkung, und bey den Leichtsinnigen verursachte es Spötterey.

Polykarp

Leider! wahr genug. Doch sollte ich meinen, ein vernünftiger Mann würde dergleichen Handlungen, die an sich vernunftmäßig und ehrwürdig sind, nicht um der Ungeschicklichkeit und mangelhaften Beurtheilungskraft des Predigers willen, der sie verrichtet, als höchst abentheuerlich vorstellen.

Philaleth.

Jede Sache, schief beurtheilt, läßt sich ins lächerliche stellen. Und dem Erfinder des Fragments war es wohl darum zu thun, die Lacher auf seiner Seite zu haben.

Polykarp.

Von einem Schriftsteller, wie er, der die Absicht, und wenn er will, auch den Verstand dazu hat, andere zu belehren und Misbräuche abstellen zu helfen, erwart' ich, daß er es mit Ernst und Würde thue. Skurrilitäten sollte so ein Mann für zu tief unter sich halten.

Kriton.

Ich hätte doch nicht gedacht, daß Polykarp so wenig Scherz verstehen würde.

Polykarp.

Ich mag wohl einen freyen Scherz leiden und lache herzlich gern, aber am rechten Orte, nicht bey

 Dingen

Dingen, die die Religion angehen; über deren Wahrheit und Unwahrheit durch Lachen nichts entschieden wird.

Kriton.

So werden Sie den Fragmentisten um des Ernstes willen desto mehr loben, mit dem er am Ende den Pundit seinen schrecklichen Abscheu an unsern leichtsinnigen Eidschwüren und Eidbrüchen bezeugen läßt.

Polykarp.

Wenn die Indianer alle so ehrlich sind, daß man sich auf eines jeden gegebenes Wort sicher verlassen kann, so beneide ich sie dieser Rechtschaffenheit wegen, und schäme mich der gewissenlosen europäischen Christen, die so oft innerhalb und außerhalb den Gerichten mit Eidschwüren, wie mit leichten Federbällen, spielen. Dies beweiset aber nicht, daß die ganze Religionsverfassung der U=panger besser sey, als die unsrige, denn unsere Religion erlaubt uns doch nicht, weder daß wir leichtsinnig und falsch schwören, noch einen geleisteten Eidschwur brechen. Es beweiset nur, daß viele Christen nicht nach den Gesetzen ihrer eigenen Religion handeln.

Kriton.

Und daß sich unter den Indianern mehr natürliche Unschuld des Herzens, mehr edle Einfalt der Sitten ohne unsere Moral erhalten hat, als bey uns durch dieselbe.

Poly=

Polykarp.

Daraus werden Sie doch wider die Güte und Vortreflichkeit unserer christlichen Sittenlehre keinen nachtheiligen Schluß machen wollen?

Kriton.

Aber als einen Beweisgrund möchte ichs brauchen, daß das sittliche Gefühl bey uncultivirten Völkern unverdorbener seyn kann, als bey denen, die mehr Cultur haben.

Polykarp.

Das beweiset es freylich. Es geht aber auch sehr natürlich damit zu. Eben die größere Cultur des Verstandes, die Verfeinerung der Kenntnisse, Lebensart und Sitten, welche Künste und Wissenschaften in eine Nation bringen, macht dann auch, daß die Menschen auf alle feinen Künste des Betruges weit ausgelernter sind, als die weniger cultivirten. Ignoti nulla cupido. Wenn die Bedürfnisse roherer Völker, als wir sind, und ihre Begierden nach solchen Bedürfnissen sich auf einen viel kleineren Zirkel, als bey uns einschränken; wenn sie von allen den ehrlosen Ränken, womit ein raffinirter Europäer den andern selbstsüchtig berückt, nichts wissen: so ist ihre gerade unverdorbene Ehrlichkeit wohl just nicht die Wirkung ihres stärkeren sittlichen Gefühls, sondern eine natürliche Folge ihrer mangelhaften Kenntnisse, und ihrer von der Natur weniger abweichenden Lebensart.

 Kriton.

Kriton.

So wünsch' ich alle Aufklärung und Ausbildung der menschlichen Seelen, die das Herz verderben und die Sitten verschlimmern, aus der Welt weg.

Polykarp.

Vergessen Sie nicht, Kriton, daß diese Sittenverderbung keine nothwendige, sondern blos zufällige Folge der größern Cultur eines Volks ist, daß selbige bey einem großen Theil der Menschen unter einer aufgeklärten Nation immer unvermeidlich seyn wird, und daß Sie mit dem Wunsch, die Menschen möchten lieber ohne solche Cultur des Geistes geblieben seyn, tausend wahre Glückseligkeiten des menschlichen Lebens zugleich würden aus der Welt mit wegwünschen müssen.

Kriton.

Vielleicht hat Roußeau Recht, wenn er einmal behauptete, die Wissenschaften und Künste wären für die Welt nachtheilig, und die Menschen würden viel glücklicher seyn, wenn sie noch in dem Zustande der rohen Natur, wie die Thiere im Walde, lebten.

Polykarp.

Diese vom Roußeau in seiner Abhandlung von den Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen, verfochtene misantropische Meinung, hat niemand im kurzen bündiger widerlegt, als Moses

Mendels-

Mendelssohn in einem der deutschen Uebersetzung beygefügten Schreiben an den seligen Leßing. Lesen Sie das Buch, wenn sie es nicht gelesen haben, und es wird Ihnen Genüge thun. Darum also, daß es unter den Indianern in U-pang keine meineidige Menschen giebt, deren wir unter den europäischen Christen finden, tausche ich doch weder mit ihrer Religion, noch mit ihrer ganzen sittlichen und bürgerlichen Verfassung. Wer kein ehrlicher Mann unter uns ist, hat weder natürliches noch christliches Gewissen, und seine Gewissenloßigkeit liegt in Ursachen, die von der Religion, wie von der Cultur des Verstandes durch Wissenschaften ganz unabhängig sind.

Kriton.

Loben Sie es denn nicht, daß sich die U-panger ohne Eide behelfen? und daß ihre Staatsverfassung doch besteht?

Polykarp.

Warum nicht? Es würde mir sehr recht seyn, wenn unsere bürgerliche und Kriegsverfassung auch ohne Eide bestehen könnte. Da das aber nicht füglich angeht, so lassen Sie uns wider die unnütze Vervielfältigung der Eide, deren wir einen großen Theil weniger haben könnten, wider ihre Misbräuche, wider gezwungene Eide, wider Eidschwüre auf alte Gesetze und Obliegenheiten, die der schwörende nicht einmal kennt, oder bey deren Erfüllung, wegen

veränderter Zeiten und Umstände, oder wegen mancherley Collisionen der Pflichten, auch der ehrlichste Mann öfters ins Gedränge kömmt — dawider lassen Sie uns eifern, und die Christen ihren Eid, den sie freywillig geschworen haben, halten lehren; aber nicht den Eid an sich verwerfen, der auch, besonders für Leute von schwankenden moralischen Grundsätzen, von unbefestigter Tugend- und Wahrheitsliebe, seinen guten Nutzen haben kann.

Kriton.

Der Schade, der durch Meineide gestiftet wird, möchte wohl den Nutzen ehrlich geleisteter Eide sehr weit überwiegen.

Polykarp.

Ich denke, diese Berechnung kann keiner von uns anstellen. Die Anzahl von alljährlichen Meineiden und Eidbrüchen in Europa, die der Fragmentist den Gesandschaftsprediger Steele angeben läßt, ist so übertrieben, daß auf jeden Europäer deren mehr als etliche in seinem Leben kommen würden. In Europa leben doch viel Millionen ehrlicher Leute, die in ihrem Leben keinen falschen Eid gethan haben. Man muß an gar keine Tugend der Menschen mehr glauben, wenn man sie fähig halten kann „bloß zum Spaß, für eine Prise Toback“ falsch zu schwören und ihren Schwur zu brechen. Natürlicher Weise stellt der Fragmentist uns Geistliche wieder an die Spitze der Verbrecher, denn „die „Geistli-

„Geistlichen Eidbrüche sind an sich null, sagt er, „und wir Geistlichen dispensirten uns einander“ von der Sünde des Meineides.

Philaleth.

Eine so ungereimte Lüge kann niemanden beleidigen.

Polykarp.

Jedermann sieht, sie ist ersonnen, um das Resultat des ganzen Gesprächs zwischen dem Pundit und dem Steele damit zu bestätigen: Nämlich die Geistlichen sind so unwürdige schädliche Menschen in der Societät, daß jeder wohl eingerichtete Staat sie nach dem Muster von U-pang abschaffen wird.

Kriton.

Wie aber, lieber Herr Pastor, wenn das ganze Fragment nach der Absicht des Erfinders weiter nichts, als eine blosse Posse hätte seyn sollen. Muß man einem Schriftsteller, der seine bey scherzhafter Laune gehabten Einfälle drucken läßt, jedes Wort auf die Goldwage legen.

Polykarp.

Um Vergebung! Sie haben es ja zuerst gegen Philalethen auf den ernsthaften Ton genommen. Ich hätte vielleicht, nachdem ichs hier flüchtig durchgelesen, nie in meinem Leben wieder daran gedacht, wenn Sie es nicht für ein wichtig Stück unserer neuesten Litteratur gehalten, und mich genöthiget

hätten,

hätten, Ihnen meine Meinung darüber zu sagen. Im Grunde sollte der Aufsatz denn auch wohl nichts weniger, als bloße Posse seyn, sondern der Verfasser wollte uns in seinen Augen so verächtliche Prediger wohl damit demüthigen, und uns zum Gefühl unserer Unnützlichkeit und Schädlichkeit bringen. In wie weit er damit große Weisheit und edlen Sinn verrathe, überlasse ich Ihrem eigenen Urtheil.

Kriton.

Ich danke Ihnen aufrichtig für die angenehme Unterhaltung, die ich in unserm bisherigen Gespräch gefunden habe, und halte Sie bey ihrem gegebenen Wort, mit mir den Einfluß des Predigtamts in die gegenwärtige Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens noch näher zu untersuchen. Sie sollen einen gelehrigen Schüler an mir haben. Bisher ist mir's noch immer vorgekommen, als ob unsere Geistlichen bloß für das Glück des zukünftigen Lebens arbeiteten.

Polykarp.

Ich werde mein Wort mit Vergnügen halten.

Fünftes Gespräch.

Fünftes Gespräch

Polykarp. Kriton. Philaleth.

Polykarp.

Also meinen Sie, die Religion habe nichts mit der zeitlichen Glückseligkeit der Menschen, mit dem Wohl des Staats zu thun, und das Amt des Predigers hätte bloß den Zweck für den Himmel, aber nicht für diese Welt gut gesinnte Bürger zu bilden?

Kriton.

Ich denke so, und auf diese Gedanken bin ich nicht durch mich selbst, sondern durch Ihre eigenen Amtsgenossen gebracht worden. Mir sagte meine Vernunft freylich immer: da wir einmal in der Welt leben, so müßten wir uns auch um deren Angelegenheiten bekümmern, müßten nach den Absichten Gottes, der uns auf diese Welt gesezt hat, für unsre zeitliche Wohlfarth Sorge tragen, die Tugend des guten Bürgers im Staat nie von der Tugend des Christen trennen, und eben durch unsere sittliche Rechtschaffenheit zeigen, daß wir gute Christen wären

Polykarp.

Da haben Sie sehr richtig gedacht, und kein verständiger Prediger kann Ihnen darin je widersprochen haben.

Kriton.

Um Vergebung! Ich habe sehr oft von sittlicher Rechtschaffenheit, von geselliger bürgerlicher Tugend, von Pflichten gegen den Staat, von Weltklugheit, Erwerb zeitlicher Güter, Betriebsamkeit irdischer Geschäfte, und Bestrebung äußerliches Glück in der Welt zu machen, so wegwerfend und verächtlich, dagegen von dem Trachten nach dem Himmel und der Sorge für das Ewige, in so überspannten Ideen auf der Kanzel sprechen hören, daß ich habe glauben müssen, es käme auf jenes für den Christen gar nichts, auf dieses lediglich alles an. Daraus habe ich dann geschlossen, die Religion und das Amt des Religionslehrers solle und könne mit der Welt nichts zu thun haben, sondern bloß zur Erziehung künftiger Himmelsbürger dienen. Und wenn das wäre, so hätte doch der Staat von der Religion und dem, der sie lehrt, keinen Vortheil je zu hoffen.

Polykarp.

Entweder waren es fanatische Schwärmer, die so redeten, oder Kriton hat diese Männer misverstanden, weil sie sich über das, was jeder Christ für die Glückseligkeit dieses und des zukünftigen Lebens

bens zu besorgen hat, vielleicht nicht bestimmt genug erklärten. Wer kein rechtschaffener Bürger im Staat, kein sittlich guter Mensch ist, kann unmöglich ein frommer Christ seyn, denn das Christenthum soll und will uns sicherlich dazu machen, und die emsige Betreibung unserer irdischen Berufsgeschäfte läßt sich mit der Besorgung dessen, was für unsere vernünftige Seele das wichtigste ist, sehr wohl vereinigen. Ich sollte mir kaum vorstellen, daß irgend ein Prediger eines von dem andern trennen, daß er über den ersten Zweck seines Amts, die Menschen zum Himmel zu führen, den zweyten sie auch bürgerliche Tugend zu lehren, vergessen sollte.

Kriton.

Also ist es doch der erste Zweck des geistlichen Amts, himlische Gesinnungen in dem Menschen anzurichten?

Polykarp.

Das will so viel sagen, sie durch die Lehren der Religion zu den Gesinnungen zu leiten, bey denen sie ewig glücklich seyn können. Der Prediger, der dahin nicht arbeitete, würde den edelsten Zweck seines Amts verkennen. Sie werden doch zugestehen, daß die Erfüllung der Zwangspflichten in unsern bürgerlichen Verhältnissen nicht die ganze Religion und Tugend eines Christen erschöpfe. Es kann jemand die Gesetze des Staats pünktlich halten; er kann in so weit ein nützlicher, fleißiger und ordentlicher

licher Bürger seyn, als er der Obrigkeit seine Abgaben entrichtet, sein Gewerbe mit Geschicklichkeit treibt, seinen Nachbar in Ruhe und in dem Besitz seines Eigenthums läßt, in anderer Absicht aber doch ein sehr unmoralischer, irreligiöser, und also unglücklicher Mensch seyn.

Kriton.

Gut! so bessere die Religion sein Herz, und mach' ihn fromm. Aber geht sein Fromm- oder Nichtfrommseyn den Staat an, wenn er seine bürgerlichen Pflichten erfüllt. Eben aus dem Grunde hat dieser mit jenem, und jenes mit diesem nichts zu thun.

Philaleth.

Kriton, Du nimst, wie gestern, heute wieder einen ganz fremden, Dir unnatürlichen Charakter an. Wozu die Maske, die Du vorlegst? Wenn man Dich nach deinen Reden beurtheilen wollte, müßte man sich einen sehr nachtheiligen Begriff von Dir machen. Polykarp! Kriton denkt im Grunde nicht so, wie er spricht. Sie sehen in ihm einen Mann von Religion und Gewissenhaftigkeit.

Kriton.

Sey ruhig, Philaleth. Ich suche die Wahrheit, und pflichte ihr nicht eher bey, bis ich gründlich überzeugt bin. Ich werde meine Sache mit Polykarpen schon ausmachen.

Poly=

Polykarp.

Also gehen Sie von dem Grundsatz des Weltweisen im U=pang aus: „Sicherheit von außen, „und Ruhe von innen sind die einzigen Endzwecke „einer Staatsverfassung.“

Kriton.

Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?

Polykarp.

Nichts. Denn dies war allerdings der Zweck, wozu die Menschen in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten.

Kriton.

Und so schließe ich weiter. „Was mit der „Sicherheit von außen, und Ruhe von innen in „einem Staat nichts zu thun hat, ist frey, ist jedes „Willkühr überlassen. Die Religion hat nichts „damit zu thun, also ist sie nicht in sich, sondern „in Absicht auf den Staat gleichgültig.

Polykarp.

Die Conclusion ist rasch gemacht, wenn die Prämissen und die Schlußfolge nur erst richtig sind.

Kriton.

Jene sind leicht erwiesen. Der Staat unterhalte ein wohl geübtes Kriegsheer, mache kluge Finanzeinrichtungen, sorge für pünktliche unpartheyische Justizpflege, ordne Gesetze und Strafen für die Uebertreter derselben an: so ist die Sache fertig,

so ist seine Sicherheit von außen und Ruhe von innen hinlänglich geborgen.

Polykarp.

Es scheint beym ersten flüchtigen Anblick, als ob damit alles gethan wäre. Aber lassen Sie uns die Sache näher prüfen. Mich dünkt, es ist nicht zusammenhängend, sondern einander entgegen, zu sagen: Die Religion ist in sich nicht gleichgültig, aber sie ist es in Absicht auf den Staat. Was ist denn Religion?

Kriton.

Ueberzeugende Erkenntniß von dem Daseyn eines weisen, allmächtigen und gütigen Urhebers der Welt.

Polykarp.

Nicht auch innige, thätige Verehrung desselben in Liebe, Vertrauen und Gehorsam gegen ihn?

Kriton

Dies wird zwar nicht von mir, aber, wie Sie wissen, doch von unsern neuesten Philosophen bezweifelt, die nicht allein Liebe und Gehorsam eines Menschen gegen Gott, sondern sogar unsere ganze vorgegebene Erkenntniß desselben für eine Chimäre erklären.

Polykarp.

Für eine Chimäre? Und dafür erklärten sie Philosophen? Sophisten wollen Sie sagen.

Kriton.

Auch das. Aber für nichts anders als Chimäre geben sie solche doch nur aus. Am Ende, sagen sie, kömmt bey unserer ganzen Erkenntniß Gottes, wenn sie auf einen bestimmten Begriff zurück geleitet werden soll, doch nichts weiter heraus, als die Vorstellung eines ersten zureichenden Grundes aller Dinge, den man mit dem Worte Gottheit bezeichnet. Dies ist ein bloßer allgemeiner Begriff. Sobald man ihn in einzelne deutliche Vorstellungen zergliedern, in seine Theile auflösen will, wird uns alles so fort dunkel, und unsere Vernunft ist nicht im Stande, das mindeste davon mit Deutlichkeit zu bestimmen. Der endliche Verstand des Menschen fasset den Unendlichen gar nicht. Die Gottheit ist ein durchaus unbegreifliches Wesen, wie selbst die Theologen lehren. Erkenntniß und Unwissenheit von einem und eben demselben Gegenstande behauptet, sind also durchaus widersprechende Dinge. Eines hebt das andere auf. Wie kann man den lieben, aus dem vernünftiger Weise Bewegungsgründe zu guten Handlungen hernehmen, von dem man nichts weiß, als daß er die lezte Ursach aller Dinge ist?

Polykarp.

Mehr, als dieses, sollten wir, bey aller Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens für einen endlichen Verstand, im Ernst nicht von Gott wissen? Da-

rum, weil Gott selbst nur die Tiefen der Gottheit ergründet, sollte der endliche Verstand des Menschen über dessen Eigenschaften völlig im Dunkeln tappen? Ich kann mir die geistige Substanz meiner eigenen Seele und deren Wirkungen in meinem Körper nicht anschaulich bestimmt denken. Aber ich habe doch bestimmte Begriffe von den ihr beywohnenden Kräften, Eigenschaften, Fähigkeiten, Neigungen u. s. w. So auch verdunkeln sich meine Ideen, wenn ich mir das geistige Wesen Gottes anschaulich denken will. Aber aus seinen Werken, die mir vor Augen stehen, kann ich mir sehr bestimmte deutliche Begriffe von seinen großen Eigenschaften, von seiner Macht, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit u. s. w. abziehen. Der Anblick seiner grenzenlosen Welt, auf die er auch mich zu stellen würdigte, macht die Vorstellung davon in mir lebendig. Und mehr als dieser lebhaften, überzeugend gewissen Vorstellungen der Eigenschaften des großen Weltschöpfers braucht es nicht, um mich in ihm des allmächtigen, wohlthätigen Urhebers auch meiner Existenz innigst zu freuen, oder, welches einerley ist, ihn zu lieben. Hierzu wird ganz und gar nicht schlechterdings erfodert, das höchste Wesen, in allem, was es ist, vollkommen zu begreifen. Mag uns doch bey dem eingeschränkten kleinen Maaße menschlicher Fähigkeiten und Verstandeskräfte an vollständigen Begriffen von der unendlichen Gottheit soviel abgehen, als immer will; genug, alles, was ich

ich durch den Gebrauch meiner Sinne und meiner gesunden Vernunft an Gott gutes, vortrefliches, vollkommenes erkenne, ist völlig zureichend, mein Gemüth stets in die volle Empfindung der ehrerbietigsten Liebe gegen ihn zu versetzen.

Kriton.

Eben darum gehört, meiner Einsicht nach, zur Religion nicht bloß Erkenntniß, sondern auch Verehrung Gottes in Liebe, Vertrauen und Gehorsam gegen ihn.

Polykarp.

Wie hält es aber um den Glauben an seine unsichtbare Fürsehung und Regierung, die das Schicksal aller Menschen mit Weisheit und Güte ordnet, auf ihre Handlungen Acht hat, und nach dem ewigen Unterschiede zwischen moralisch Gutem und Bösem, aus jenem gute, erfreuliche, aus diesem üble, unglückliche Folgen entstehen läßt? Um den Glauben an ein zukünftiges Leben, in welches der unsterbliche Geist des Menschen nach dem Tode des Leibes übergehen wird? Rechnen Sie dies alles nicht mit zur Religion? oder gehört es dazu?

Kriton.

Natürlicher Weise gehört das alles unzertrennlich zusammen, wenn die Religion nicht sehr mangelhaft seyn, nicht große Lücken haben soll.

Polykarp.

Mithin faßt sie auch alle moralische Pflichten des Menschen, die unmittelbar aus diesem Glauben fließen, in sich.

Kriton.

Ebenfalls.

Polykarp.

Also der theoretische und praktische Theil der Erkenntniß Gottes, und des ganzen Verhältnisses der Menschen gegen ihn in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben, ist in sich wichtig, ist an sich betrachtet keine gleichgültige unerhebliche Sache.

Kriton.

Unstreitig.

Polykarp.

Ob eine Sache in sich wichtig oder unwichtig, schätzenswerth oder gleichgültig sey, davon können doch nur denkende Seelen, wie wir, Menschen urtheilen.

Kriton.

Freylich Menschen, Thiere vermögen es nicht.

Polykarp.

Beurtheilen denn die Menschen die Religion in Beziehung auf sich, oder außer Beziehung auf sich?

Kriton.

In Beziehung auf sich; denn dem Menschen ist nichts wichtig, was schlechterdings gar keine Beziehung auf ihn hat.

Poly=

Polykarp.

Die Menschen haben also ein Interesse bey der Religion?

Kriton.

Das haben sie.

Polykarp.

Alle, oder einige?

Kriton.

Alle; denn es ist in jeder menschlichen Seele etwas, das sie, bey einiger Cultur des Verstandes, zur Religion hinzieht, sollte es auch in nichts weiterem bestehen, als daß sie über selbige denkt, speculirt, grübelt. Nur ist die Religion freylich einem Menschen wichtiger, als dem andern, je nachdem sein Verstand oder sein Herz dazu gestimmt ist. Selbst die Atheisten sind bey der Religion interessirt, weil ihre Einsichten und Gesinnungen sich nach ihrer Gottesverleugnung modificiren. Da sie keinen Gott glauben, können und müssen sie in hundert Fällen anders denken und handeln, als sie denken und handeln würden, wenn sie von seinem Daseyn überzeugt wären.

Polykarp.

Sie geben mir mit dieser wahren Bemerkung mehr zu, als ich vor der Hand von Ihnen erwartet hätte. Wir wären also darin schon einig, daß die Religion, wie sie auch beschaffen seyn mag, wahr oder falsch, abergläubig oder vernünftig, denn

das thut hier zur Sache nichts, in sich allen Menschen wichtig, nicht gleichgültig sey. Und für den Staat wäre sie das Gegentheil? Unwichtig? Gleichgültig?

Kriton.

Ja! wie ich schon vorhin sagte.

Polykarp.

Und wer macht den Staat aus? Ich denke doch nicht die liegenden bewohnbaren Gründe, Aekker, Häuser und Hütten, welche sich in Städten und Dörfern eines Landes befinden, sondern die Menschen, die unter einer Oberherrschaft, und unter einerley Gesetzen, in Gesellschaft zusammen wohnen, um ihre gemeinschaftliche Wohlfarth und Ruhe von außen und innen gemeinschaftlich zn befördern.

Kriton.

Ganz recht!

Polykarp.

Dann dürft' ich Sie aber eines wirklichen Widerspruchs in dem Grundsatz, von dem Sie ausgiengen, zeihen. Oder können Sie die beyden Sätze vereinigen: Die Religion ist den Menschen in sich nichts gleichgültiges, und die Religion ist den Menschen, die in einer Gesellschaft zusammen leben, in sich etwas gleichgültiges? Aendert denn das sociale Zusammenleben oder Nichtzusammenleben der Menschen etwas in ihrem Urtheil von der innerlichen Wichtigkeit der Religion? Aendert es

etwas

etwas in dem Interesse, das sie alle daran nehmen? Oder muß ihr Urtheil darüber, wenn es sich auf Wahrheit gründet, einmal wie das anderemal eben-dasselbe bleiben?

Kriton.

Verhältnisse, mein lieber Polykarp, ändern gar sehr unser Urtheil über Dinge. Anders sehe ich eine Sache in dem, anders in dem Verhältniß an. Den Menschen ist die Religion in sich nicht gleichgültig, aber in Beziehung auf die Societät, die sie zusammen ausmachen, ist sie es ihnen. Dies widerspricht sich nicht.

Polykarp.

Sie müssen keinen Fußbreit zurück gehen, den Sie mir einmal eingeräumt haben. Sie sagten vorhin, die Menschen, die unter einerley Oberherrschaft und Gesetzen zusammen in bürgerlicher Gesellschaft leben, machten einen Staat aus. Sie gestanden auch zu, daß dem Menschen nichts wichtig seyn könne, als was eine Beziehung auf ihn hat; daß alle Menschen den Werth oder Unwerth der Religion in Beziehung auf sich beurtheilen, und alle ein Interesse dabey hätten. Wenn also den Menschen die Religion in sich, und in Beziehung auf sich nicht gleichgültig ist, und wenn eben diese Menschen den Staat ausmachen, so kann die Religion auch in Beziehung auf den Staat unmöglich etwas gleichgültiges seyn, oder es müßten offenbare Widersprüche mit einander bestehen können.

Kriton.

Die Religion trägt aber doch nichts zur äußerlichen und innerlichen Glückseligkeit des Staats, als Staat betrachtet, bey, und in so fern kann und muß sie dem Staat gleichgültig bleiben.

Polykarp.

Da es allgemein anerkannte Grundlehren der Religion und Sittlichkeit giebt, worin alle Menschen, die einen Gott verehren, einig sind, und auch wiederum besondere subjective Vorstellungsarten davon in den verschiedenen Köpfen der Menschen, particulare religiöse Dogmen, oder Glaubensmeinungen, welche in der Sittenlehre gar nichts ändern, worin aber doch nicht alle Gottesverehrer übereinstimmen: so muß ich Sie fragen, Kriton, welche von beyden, wie Sie meinen, dem Staat gleichgültig bleiben können und müssen? Die allgemeinen Religions- und Sittenlehren, oder die besondern Glaubensmeinungen einzelner Mitglieder der Societät?

Kriton.

Beyde.

Polykarp.

Mit nichten! oder Sie müßten Ihr Wort wieder zurücknehmen. Ueber den einen Punkt waren wir bereits einig: die Religion an sich im allgemeinen Verstande ist für den Staat nichts gleichgültiges. Also können Sie nur auf den zweyten Punkt bestehen: die verschiedenen Vorstellungen der Menschen

über Religionssachen, ihre positive Glaubensmeinungen, welche die Sittlichkeit der Bürger nicht berühren oder verderben, und also dem Staat nicht schädlich werden, sind ihm etwas gleichgültiges. Die müssen jedem Menschen nach seiner Einsicht und nach seinem Gewissen frey bleiben. Und hierüber kann unter uns kein Streit seyn, denn dies gesteh' ich zu — Die unter uns auszumachenden Fragen betreffen also sowohl die allgemeine natürliche, als das dieser zustimmende in der positiven Religion eines Landes, und sind diese: Erstlich, hat die Religion einen wirklichen Einfluß in die äußerliche und innerliche Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, oder nicht? Und zweytens, wenn sie den hat, ist es nöthig und nützlich, daß die Lehrer der Religion einen eigenen besondern Stand ausmachen? oder wär' es dem Staat zuträglicher, daß man den geistlichen Stand abschafte?

Kriton.

So ist es, Polykarp.

Polykarp.

Wir wollen also mit dem Beweise anfangen, daß die Religion einen wichtigen Einfluß in die äusserliche und innerliche Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft habe — Machten Sie sich nicht von dem Glück der Menschen, die in Gesellschaft zusammen leben, den Begriff, daß sie von innen und außen Ruhe und Sicherheit genössen?

Kriton.

Ja! und damit will ich sagen, daß sie unter sich, und mit benachbarten auswärtigen Staaten in Friede leben, und jeder bey seinem Eigenthum geschützt werde.

Polykarp.

Ganz recht! Innerlicher Bürgerkrieg, und Krieg mit Auswärtigen machen den Staat unglücklich. Aber giebt es nicht eine vom Kriege oder Frieden im Lande unabhängige, individuelle Ruhe des Gemüths, die jeder Bürger des Staats in sich selbst genießt, oder nicht genießt?

Kriton.

Ja! allerdings.

Polykarp.

Soll diese innerliche Ruhe der eigenen Seele eines jeden das Antheil aller, oder nur weniger Glieder des gemeinen Wesens seyn?

Kriton.

Aller, wo möglich.

Polykarp.

Ich darf wohl nicht erst fragen, worin sie dieselbe setzen?

Kriton.

Darin, daß der Mensch mit sich selbst und seiner ganzen Lage zufrieden ist, daß er sich in einem Zustande angenehmer, vergnügter Empfindungen befin-

befindet, in welche sich keine peinigliche Quaal oder Furcht, keine heftige, ungestüme Leidenschaft einmischt.

Polykarp.

Verlangen Sie denn für den vernünftigen Weltbürger bloß einen gewissen Zustand der sinnlichen Behaglichkeit? Oder gönnen Sie ihm auch die edlere Freude und höhere Gemüthsruhe, die den Geist auf die Dauer erquickt, und das Herz unter allen Abwechselungen der Dinge zufrieden stellt.

Kriton.

Auch die leztere, und zwar vorzüglich.

Polykarp.

Also eine Gemüthsruhe, die nicht alle Augenblick durch jeden kleinen unangenehmen Zufall gestört wird, sondern sich auf überzeugend erkannte, angenommene feste Grundsätze der Wahrheit gründet?

Kriton.

Gerade die am vornehmsten, denn jemehr ruhige und zufriedene Menschen ich um mich her sehe, desto mehr ist mir selbst wohl zu Muthe. Und am glücklichsten fühle ich mich unter denen, deren Zufriedenheit nicht etwa von der guten Laune des Tages und der Stunde abhängt, sondern die gewöhnlicher Weise immer vergnügt sind, es sey nun aus Grundsätzen, oder durch den wohlthätigen Einfluß ihres heitern, ruhigen Temperaments.

Poly-

Polykarp.

Glauben Sie denn nicht, daß ganz vorzüglich die Religion eine sehr ergiebige Quelle der Zufriedenheit für den Menschen sey; ja was noch mehr ist, daß sie unter allen das sicherste Principium einer sich immer gleichförmigen Gemüthsruhe für ihn abgebe?

Kriton.

Das glaube ich nicht bloß, sondern ich hab' es, mehr als einmal, selbst erfahren; noch vor kurzem erst, ich muß es der Wahrheit gemäß bezeugen.

Polykarp.

Vortreflich! Kriton: Sagen Sie mir doch, bey welcher Gelegenheit? — Ich sehe, Ihre Augen werden naß.

Kriton.

Ach! mein Freund, ich verlohr vor ungefehr einem halben Jahr meinen liebsten würdigsten Bruder, der mit mir ein Herz und eine Seele war. Ich kann mich nie ohne Wehmuth seiner erinnern. Er starb plötzlich, und hinterlies eine unerzogene verwaisete Familie, die ihn noch täglich beweinet. Philaleth weiß, wie viel traurige Stunden mir dieser unersetzliche Verlust gekostet hat. Er half mir aber an Gott, der meinen ersten Freund wegnahm, an die bessere Welt, in der sein Geist lebt, und an die göttliche Fürsehung, welche für die Seinigen sorgen wird, denken, und ich ward ruhig.

Philä-

Philaleth.

Sey es auch itzt, Kriton. (zu Polykarp) Richten Sie sein Herz nach diesen geäußerten Empfindungen.

Polykarp.

Sie machen Ihnen Ehre, Kriton. Aber ist es nicht wahr, die glücklichste Staatsverfassung, das gesegnetеste Land, in dem wir wohnen, schützet nicht vor widrigen Verhängnissen. Aehnliche Schläge des Unglücks, so hart und noch härter, wie der, der Sie traf, treffen doch den Weltbürger im Leben auf mancherley Art, wo wir uns, nach langen vergeblichen Sorgen und Hin- und Hersinnen, doch am Ende immer auf den Glauben an Gott zurück werfen müssen, wenn wir bey Fassung und zufriedner Gemüthsruhe bleiben wollen.

Kriton.

Ja! Polykarp, ja! dawider läßt sich kein Wort sagen.

Philaleth.

Nimm noch dazu die reine, mit keiner andern zu vergleichende Freude, welche die Religion der menschlichen Seele ohne Unterlaß gewähret, die Du ebenfalls oft in Deinem Leben wirst empfunden haben. Wie glücklich finden wir uns in der Liebe, in dem festen Zutrauen, womit sich unser Herz stets an die Gottheit anschmieget, wie das Kind an seinen Vater. Die unendlich mannigfaltigen großen Werke

Gottes in der Natur, die nicht immer dunkeln, sondern auch oft sehr sichtbaren Spuren seiner weisen Fürsehung, mit der er uns auf unserm Lebenspfade leitet; seine liebreichen Gesinnungen gegen uns Menschen, und seine väterlichen Absichten mit uns, wie sie uns das Evangelium Jesu vor Augen legt — öffnen sie nicht dem denkenden, die Gottheit überall fühlenden Menschen, ein unerschöpfliches Meer von Betrachtungen? Die Seele überläßt sich ihnen, und schwimmt in Wollust. Ists nicht wahr, Kriton, man sieht die Wunder der Schöpfung vor Augen, man genießt täglich in der Welt so viel Gutes. Aber die Freude darüber wird viel lebhafter, wird mit verdoppelter Stärke von dem empfunden, der diese großen Wunder stets in Rücksicht auf ihren allmächtigen Urheber ansieht, alles dies Gute stets von ihm ableitet, und es mit dankbarer Empfindung gegen dessen wohlthätigen Austheiler genießet.

Kriton.

Kein Zweifel! Philaleth.

Polykarp.

Und wenn sich diese Freude über Gottes Werke und Wohlthaten in die Seele Ihres Mitbürgers eben so reichlich, als in die Ihrige ergießt, so wird dadurch die erste Glückseligkeit des Lebens in der menschlichen Societät um ein großes vervielfältiget.

Kriton.

Ja wohl! um ein großes.

Polykarp.

Natürlicher Weise wird die Ehrerbietung, die ein jeder Ihrer Mitbürger für Gott hat, dann auch auf seinen sittlichen Charakter einen Einfluß haben, und zum rechten Verhalten gegen Gott und Menschen gute Wirkung bey ihm thun.

Kriton.

Wenn die Religion so gesund ist, wie wir hier sie annehmen und voraussetzen, so geb' ich es zu. Allein, was kann ein Glaubenssystem wirken, das voll Aberglaubens, Irrthums, und falscher Begriffe von der Gottheit ist?

Polykarp.

Je richtiger und vernünftiger die Religionserkenntniß ist, desto bessere moralische Gesinnungen wirkt sie freylich. Aber ohne alle Wirkung für die Moralität bleibt sie nie, wenn sie auch noch mit allerley Irrthum und Aberglauben vermischt seyn sollte. Die Religion der Heiden war voller Ungereimtheiten, aber sie wirkte doch bey dem Volk, das sie als wahr glaubte, Ehrfurcht für die Götter, Gerechtigkeitsliebe gegen ihre Mitbürger, treue Anhänglichkeit an dem Staat, unter dessen Schutz und Gesetzen es lebte, und die Philosophen selbst, die großentheils bessere Begriffe von der Gottheit hatten, lenkten das Volk durch die herrschenden Religionsideen zu moralischen Gesinnungen.

Philaleth.

Gilt nicht eben das gewissermaßen von dem Lehrbegriff der römischen Kirche? An einer Seite Aberglauben, Irrthum, Widersinniges genug im Pabstthum, und an der andern Seite doch ehrliche Gottesfurcht und Tugend bey frommen Katholiken. Selbst so mancher Protestant irrt in seinen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, ist aber deswegen doch aufrichtig fromm und tugendhaft.

Kriton.

Lieben Freunde! Ihr verrathet ja mit dem, was Ihr eben behauptet, den gräulichsten Indifferentismus in der Religion, den man sich denken kann.

Philaleth.

Indifferentismus.

Kriton.

Ja wohl! Heidenthum, Judenthum, Mahomeths Glaube, Christenthum, katholisches oder protestantisches ist auf die Art völlig einerley, denn die moralischen Wirkungen davon sind ebendieselben. Wenn auch falsche Glaubenslehre und irrige Glaubenslehre Gottesfurcht und Tugend wirkt: so kömmt auf Wahrheit und Irrthum in der Religion nichts an, sondern es ist eines so gut, als das andere. Und zum Indifferentisten in meiner Religion, laß' ich mich nicht machen.

Philaleth.

Versteh' uns recht, Kriton. In allen Religionen, oder noch so verschiedenen Vorstellungsarten der Menschen von Gott und seiner Verehrung, ist zu aller Zeit etwas von ewiger, unveräußerlicher Wahrheit gewesen und geblieben. Natürliche Religion, Naturgesetz war die Grundlage von allen, machte gleichsam die unwandelbaren wesentlichen Bestandtheile jedes gottesdienstlichen Lehrbegriffs aus. Die Fabeleyen der Heiden, die Gesetzauslegungen und Tradition der Rabbinen, die Träumereyen Mahomeths, die Spitzfindigkeiten der christlichen Schulgelehrten, in Verbindung mit dem Aberglauben der Mönche, und die aus dem Pabstthum übrig gebliebene wenige Sophistereyen der Protestanten, haben die Wahrheit, welche jedem vernünftigen Menschen in seiner Religion an den Verstand und an das Gewissen dringt, nie zerstören können, sondern sie ist, auch unter der Masse von Irrthümern, die man hinzugethan hat, immer dieselbe geblieben, und hat so viel Frömmigkeit und Tugend gewirkt, als sie in der Vermischung mit mancherley Irrthum, Unsinn, Aberglauben, Schulfüchserey wirken konnte — Der Heide war fromm und tugendhaft, nicht, weil er sich die Götter so und so dachte, sondern weil ihm ein ewiges Sittengesetz Gottes ins Herz geschrieben war; weil er glaubte, daß die Götter Gutes belohnten und Böses bestraften. Der fromme Israelit findet sich zur Frömmig-

keit gedrungen, nicht durch die gelernten Spitzfindigkeiten der Rabbinen, sondern durch die Kraft der ewigen Wahrheit und des Gesetzes, das ihn Gott durch Mosen gelehrt hat. Wenn der katholische oder protestantische Christ Gott fürchtet und Recht thut, so ist das nicht die Wirkung des Glaubens an päbstliche Legenden und widersinnige Mönchslehren bey dem einen, oder an die ganze lutherische oder kalvinische Dogmatik bey dem andern; sondern es ist bey beyden die Frucht des Glaubens an die trostvollen Verheißungen und herrlichen Gebote des Evangeliums Jesu Christi, deren göttliche Wahrheit und Vortreflichkeit der eine, wie der andere, in seinem Gewissen empfindet. — Wenn also die Landesreligion gute moralische Wirkungen hervorbringt, so kommen diese auf die Rechnung der darin befindlichen Wahrheit, nicht des ihr beygemischten Irrthums zu stehen.

Kriton.

Daher, meinest Du, wird ein Religionssystem um so viel besser und kräftiger auf die Moralität wirken, um so viel gereinigter es von Irrthümern ist.

Philaleth

Gerade das hatte ich in Gedanken zu sagen. Nach dem jedesmaligen Verhältniß der größeren oder geringeren Masse von Wahrheit, die sich in dem religiösen Glauben eines Volks findet, richtet sich auch das Plus oder Minus der ächten Gottseligkeit

und

und Tugend im Leben, welches dadurch erzeugt wird, es wäre denn, daß äußerliche Ursachen dazu kämen, die solch Verhältniß störten. Jedem vernünftigen, und aufrichtigen Gottesverehrer wird also dasjenige Glaubenssystem das schätzbarste seyn, welches nach seiner Ueberzeugung die meiste Wahrheit enthält. Er wird es im Herzen allen andern vorziehen, und wenn er freye Wahl hat, sich öffentlich dazu bekennen. Es wäre wider die Natur der menschlichen Seele gegen das erkannte bessere und schlechtere gleichgültig zu seyn. Ich, als ein protestantischer Christ, werde daher nimmermehr ein Heide, oder ein Jude, oder ein Mahomethaner, oder ein katholischer Christ, oder ein Herrnhuter, zu seyn wünschen, oder es jemals werden; sondern ich schätze mich glücklich, ein Protestant zu seyn, und danke Gott dafür, daß ichs bin, weil ich in meinem Religionssystem weit mehr lichtvolle, reine, beruhigende und mein Herz bessernde Wahrheit finde, als in irgend einem andern. Mein Glaube und der Glaube anderer Religionsverwandten ist mir daher auf keine Weise gleichgültig. Ich schätze aber die Wahrheit, die der Jude und der katholische Christ mit mir gemeinschaftlich glaubt, und die ihn, wie mich, zum rechtschaffenen Mann macht. Seine übrigen Meinungen, welche der Moralität nicht schaden, halte ich ihm zu gut, und lasse sie jedem frey. In Beziehung auf mich, der ich sie für irrig halte, sind sie mir nicht gleichgültig. Aber in die

Bestimmung des moralischen Werths eines fremden Religionsverwandten müssen sie, meinem Urtheil nach, keinen Einfluß haben. Willst Du das tadeln, lieber Kriton, daß man ehrliche fromme Leute, die einen andern Glauben, als wir, haben, auch zu den Gottesverehrern zählt und auf ihre Tugend einen Werth legt: so thu' es, wenn Du kannst. Nur nenn' es nicht Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum in der Religion, denn das wäre offenbare Verwirrung der Begriffe.

Kriton.

Treten Sie Philaleths Erklärung bey, Polykarp?

Polykarp.

Völlig.

Kriton.

Ich auch, weil ich klärlich einsehe, wir müßten beym Gegentheil allem, was nicht Christ oder Protestant ist, Frömmigkeit und Tugend absprechen. Niemand kann ja leugnen, daß es unter allen Religionspartheyen, zu allen Zeiten, vortrefliche Menschen gegeben hat.

Polykarp.

Eben diese vortrefliche Menschen alter und neuer Zeiten, sie mochten Regenten, Gesetzgeber, Weltweise, öffentliche Volkslehrer, oder sonst Männer von Ansehn im Staat seyn, dachten und sprachen nie mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung von

der

der Religion. Sie machten vielmehr durch ihr eigen Beyspiel ächte Gottesverehrung stets dem Volke wichtig, betrachteten selbige nicht bloß als die Grundsäule aller Privatglückseligkeit, sondern auch der öffentlichen Wohlfarth; baueten Gesetze und Sittenlehren darauf, und zogen sie in ihr bürgerliches Interesse, weil sie einsahen, Tugend aus Religion und Gewissenstrieben, sey die sicherste, die am wenigsten schwankt, sey das eigentliche unauflösliche Band der Liebe und Treue, das die menschliche Gesellschaft zu ihrem gemeinschaftlichen Wohl zusammenhält. Kriton können Sie mir einen einzigen, durch Weisheit und Tugend, durch wahre Verdienste um sein Volk großen Mann aus dem Alterthum nennen, der die Religion nicht als die Hauptstütze des Staats angesehen, sondern mit Verachtung von ihr gesprochen hätte? Es ist lediglich die Afterphilosophie der neuesten Zeiten, die einige berühmte und unberühmte Schriftsteller mit dem Drang erfüllt hat, wider die Religion zu declamiren, und sie schlechthin für blosses Pfaffengeschwätz zu erklären, das dem Staat in keiner Absicht nützlich, aber wohl in vieler Betrachtung höchst schädlich wäre.

Philaleth.

Davon möchten sie auch wohl nur einen ganz blödsinnigen Menschen überreden. Die Vernunft spricht zu laut für den Einfluß der Religion in die allgemeine öffentliche Glückseligkeit der menschlichen

Gesellschaft, als daß sie sich durch noch so viel ihr entgegenrufende Stimmen überschreyen ließe. Aeusserst seltsam wär' es doch, wenn alle sonst so bewunderte große Männer unter den Heiden eine ungereimte Götterlehre, wie das Volk sie glaubte, zu moralischen und politischen Absichten für den Staat benuzt hätten, und wir Christen wollten unsere vernünftige Religion nicht zu eben diesem wichtigen Endzweck mit hinlenken; zumal, da unter allen Religionslehren keine in der Welt ist, die jeden Menschen, in jedem seiner Verhältnisse mit andern, vollständiger zu seiner Pflicht anweiset, und ihn durch stärkere Motive zu deren Erfüllung antreibt, als die göttliche Lehre Jesu.

Kriton.

Wir wollen sogleich auf diese Sache kommen, Philaleth. Laß uns nur erst den abgerissenen Faden unsers Gesprächs wieder aufnehmen. — Wir blieben bey den unausbleiblich guten Wirkungen der Gottesverehrung auf die Gemüthsart und das Verhalten der Menschen stehen.

Polykarp.

Ganz recht! Ich wollte nämlich sagen, daß aufrichtige Ehrfurcht für Gott unfehlbar innerliche Liebe zu allem, was recht und gut ist, in der menschlichen Seele hervorbringe. Und weil nur dem moralisch guten Menschen in sich wohlseyn kann: so müsse die Religion, die ans Herz dringt, auch noth-

wendig die innerliche Glückseligkeit eines jeden unaussprechlich befördern. Geben Sie das zu?

Kriton.

Ohne Bedenken. Kein böser Mensch kann in sich glücklich seyn, und kein ächter Gottesverehrer kann ein böser Mensch seyn.

Polykarp.

Der gute gottselige Mensch wird also nicht bloß Gott lieben und vertrauen, nicht bloß in ihm seine Freude und Beruhigung finden, sondern er wird ihm auch gehorchen, seinen Willen gern ausrichten, also mit Wissen und Vorsatz nicht unrecht, sondern recht handeln; denn Gott liebt das Recht, befiehlt das Recht, und läßt glückliche Folgen daraus entstehen. Er wird also in der ganzen Lage, in die ihn Gott gesezt hat, dessen Absichten treu zu erfüllen streben. Er wird in der größeren oder kleineren Sphäre, in welcher er wirken kann, Gutes stiften, sich seinem Nebenmenschen nützlich machen, und also zum Wohl des Gemeinenwesens das Seine beytragen — „Gott, mein Schöpfer und Oberherr, „will dies oder das, und er will es zu meinem eigenen und anderer Besten, und eben darum will ich „es auch“ Dies wird das herrschende Principium seiner Handlungen seyn.

Kriton.

Lieber Polykarp! ich kenne Leute genug, die viel auf Religion halten, aber dies Principium nicht haben.

Polykarp.

Halten sie mit Aufrichtigkeit oder aus Heucheley darauf.

Kriton.

Das weiß ich nicht.

Polykarp.

So müssen es ihre Handlungen beweisen.

Kriton.

Ihre Handlungen sind nicht die besten.

Polykarp.

Dann müssen es Leute seyn, die ihre Frömmigkeit bloß in das Beten und Kirchengehen setzen. Deren Religion ist freylich nicht weit her. Ich rede von aufrichtigen Gottesverehrern, deren Glaube an Gott in das Leben, in ein rechtschaffenes Verhalten übergeht, die also in der ganzen Bedeutung des Worts gute Menschen sind.

Kriton.

Sollte man denn nicht, wie einige dafür halten, auch ohne Religion ein guter Mensch seyn können?

Polykarp.

Wie wär' es möglich gut zu seyn, und doch den Gott nicht lieben, nicht ehren, in dem lauter Gutes, lauter Vollkommenheit, ja der die Quelle alles guten ist!

Kriton.

Kriton.

Aber ohne ein Christ zu seyn, ists doch möglich?

Polykarp.

Warum nicht? die Religion der Vernunft, die Religion des Moses bildet eben sowohl das Herz zum Guten, als die Religion Christi. Nur, glaube ich, das Christenthum verstärkt die Motive dazu durch Gründe, die nicht so anschaulich für jedweden in den Naturgeboten, nicht so dringend im mosaischen Gesetze liegen.

Kriton.

Sie sagten schon vorhin, Ehrfurcht für Gott wirke allein wahre Tugend. Und nun wollen Sie die stärksten Motive dazu in dem Christenthum suchen. Hierwider habe ich noch etwas einzuwenden.

Polykarp.

Ich bitte mir Ihre Einwendungen aus, um sie ehrlich mit Ihnen zu prüfen.

Kriton.

Der Tadel einiger Weltweisen, daß die christliche Lehre die Bewegungsgründe zur Tugend zu weit aus der Ferne herhohle, z. B. aus der Furcht vor künftiger Bestrafung des Bösen, und der Hoffnung künftiger Belohnungen des Guten nach diesem Leben, scheint mir nicht ungegründet zu seyn. Das Künftige ist ja noch so weit entfernt. Wie schwer wird es dem an die gegenwärtigen irdischen Dinge gefessel-

gefesselten Menschen, mit seinen Gedanken und Urtheilen so weit hinaus zu gehen. Giebt es denn nicht einen viel leichtern und allgemeinern Grundsatz, die Menschen tugendhaft zu machen, vermöge dessen die Motive zu guten Handlungen ihm viel näher, stets unmittelbar vor das Auge gebracht werden?

Polykarp.

Sie meinen vermuthlich das Princip der wohlgeordneten Selbstliebe, worauf der erhabene Verfasser der Motifs à la vertu deduits du principe de l'amour de soi meme. 1770. die Theologen und Moralisten in dieser kleinen Abhändlung von neuem hat aufmerksam machen wollen.

Kriton.

Eben das meine ich. Man sollte die Menschen durch die Vorstellung ihres eigenen Vortheils für die Tugend einzunehmen suchen, ihnen die unglücklichen Folgen einer lasterhaften Aufführung und das Gute, das von tugendhaften Handlungen unzertrennlich ist, begreiflich machen: so würde man sie wirklich zur Ausübung der Tugend bringen.

Polykarp.

Ganz recht, Kriton. Christus selbst hat es gerade so gemacht. Er empfiehlt einmal, in einer seiner vortreflichen Reden, die Sanftmuth, die Gerechtigkeitsliebe, die Barmherzigkeit, die Friedfertigkeit, das standhafte Halten auf Wahrheit und

Recht, wenn einen die Welt auch darüber schmähete, kurz alle ächte Tugend einer reinen Seele, aus dem Motive der innerlichen Glückseligkeit, der eigenen Vortheile und erfreulichen guten Folgen, die damit unzertrennlich verbunden sind. Die Selbstliebe ist ein uraltes Principium der Sittenlehre, ein uralter Maasstab, wonach die Moralisten das Verhalten gegen andere Menschen abzumessen gelehrt haben.

Philaleth.

Gab nicht schon der alte ehrwürdige Tobias seinem Sohn die Lehre: Was Du nicht willst, daß man Dir thue, das thue Du einem andern auch nicht?

Polykarp.

Ja wohl! Christus hat dasselbe als ein Principium des Betragens gegen andere eingeschärft, wie jedermann weiß; seine unmittelbaren Schüler haben es dazu gebraucht, und wer nicht wüßte, daß unsere protestantische Geistlichen es auch stets dazu gebraucht haben und noch immerfort brauchen, der müßte keinen von ihnen hören oder lesen. Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß man unordentliche Menschen, deren Sitten durch eine lange Uebung im Laster auf einen hohen Grad der Verderbniß gestiegen sind, Menschen, die sich über den harten Zwang, den die Religion ihren Leidenschaften anlegt, beschweren und deshalb deren vermeinte Fessel abwerfen, am sichersten von ihrem Irrwege zurück,

zurückführen würde, wenn man sie zu der Ueberzeugung bringen könnte, daß sie in der Ausübung des Christenthums die glückseligsten Leute seyn würden. Allein die Frage ist nur, ob nicht neben dem Principium der Selbstliebe noch andere Religionslehren zu Hülfe genommen werden müssen, um ihm die nöthige Kraft zu geben, damit es desto mehr und sicherer wirke. Der göttliche Stifter unsers Glaubens hat es wenigstens in der ganzen Verbindung mit seinen übrigen Lehren zum Grundsatz der moralischen Gesinnungen und Pflichten gegen unsere Mitmenschen gemacht. Ich fürchte, daß ohne deren Beyhülfe die Selbstliebe nicht stets ihre gerade Richtung behalten und wohlgeordnet bleiben, sondern leicht in thörigte und gemeinschädliche Eigenliebe übergehen wird.

Kriton.

Dagegen ist Rath. Damit die Selbstliebe nicht in eigennützige Selbstsucht ausarte, muß man die Menschen aus Liebe zu sich selbst nicht bloß auf äusserliches, sondern hauptsächlich auf innerliches Glück, auf wahren Ruhm, wahre Ehre und andere Vortheile begierig machen; dagegen sie Spott, Verachtung, Schande verabscheuen lehren. Man muß, um ihre Leidenschaften zu regieren, eine Neigung der andern entgegen zu setzen wissen, z. B. den Trieb zur Wollust durch Ehrbegierde schwächen. Um Verbrechen zu verhüten, muß man die Furcht vor

den Gesetzen und Strafen rege machen. Durch die Vorstellung der Gefahr, der Gesundheit zu schaden, muß man den Wollüstling züchtig, den Zornigen sanftmüthig; durch die Furcht für einen Betrüger gehalten zu werden, einen Mann in Geschäften zum ehrlichen Mann machen.

Polykarp.

Niemand wird diese Motive verwerfen, sie sind gut und werden hie und da von Wirkung seyn. Aber, Kriton, ist denn die Seele des Menschen schon tugendhaft, der gewisse Verbrechen bloß aus Furcht vor schimpflichen bürgerlichen Strafen unterläßt? Wie, wenn ein kluger Bösewicht seine Laster so zu verstecken wüßte, daß er deren Entdeckung und Bestrafung nach bürgerlichen Gesetzen gar nicht zu besorgen hätte?

Kriton.

So wird er doch Gewissensbisse haben, und die werden ihn unglücklich genug machen.

Polykarp.

Das wohl, aber dafür weiß ein solcher schon Rath. Giebt es doch Künste genug, das Gewissen einzuschläfern. Man darf nur keine Unsterblichkeit der Seele glauben, so ist die Sache gleich gethan — Oder wie wäre wohl ein Wollüstling und ein Zorniger zu bessern, wenn ihn die Erfahrung vieler Jahre gelehrt hätte, daß er sich bey allen seinen Ausschweifungen ungemein wohl und gesund befände, und

seine gute Leibesconstitution ihn nichts übels fürchten ließe.

Kriton.

Man muß ihn darauf führen, daß das künftig gewiß erfolgen wird, was izt noch nicht erfolgt.

Polykarp.

Das ist wahr, aber da müßte der Mensch doch schon weiter hinaus, also nicht bloß aufs gegenwärtige sehen. Und dann könnte es wieder heißen, ein Bewegungsgrund der aus der Zukunft hergenommen ist, sey zu schwach für Geschöpfe, die durch das Gegenwärtige am stärksten gereizt würden. — Sie sagten eben, durch die Furcht, für einen Betrüger gehalten zu werden, müsse man einen Mann in Geschäften zum ehrlichen Mann machen. Wie wollen Sie das anfangen, wenn Sie einen eigennützigen Menschen zu der Empfindung von Ehre und Schande, die selbst schon Tugend ist, ganz unfähig finden? Wenn er über das, was man bürgerliche Ehre und Ruhm bey der Nachwelt nennt, als über ein Hirngespinnst, spottet?

Kriton.

Mit so jemanden würde freylich durch das Motiv der Ehrliebe nichts auszurichten seyn.

Philaleth.

Wieviel Menschen, Kriton, haben auch ein ganz falsches point d' honneur, das sie zu großen Lastern verleitet.

Kriton.

Kriton.

Das vertheidige ich nicht, sondern die edle Ehrbegierde, die Menschen zu guten Thaten antreibt.

Philaleth.

Wohl! Wenn nur die menschlichen Leidenschaften immer so in ihren Schranken blieben. Wenn nur der Trieb zur Ehre bey den Menschen nicht schon so oft in den ausgelassensten Stolz und Selbstdünkel, in Unterdrückung anderer, in harte Ungerechtigkeit und Grausamkeit ausgeartet wäre. Wie ist es zu verhüten, daß menschliche Leidenschaften keine so falsche und unglückliche Wendung nehmen? da es so leicht damit geschehen ist, wenn man eine Passion durch die andere bestreiten will.

Kriton.

Dies ist freylich ein schwer Problem.

Polykarp.

Meines Erachtens giebt es unzählige Fälle, wo das an sich wahre und wirklich gute Princip der Tugend, die Selbstliebe, doch für sich allein eine viel zu schwache Triebfeder der Moralität ist, und von schlecht unterrichteten oder durch allerley Leidenschaften getriebenen Menschen, aus denen der große Haufe besteht, sogar zu den größten Verbrechen kann gemisbraucht werden. Rechnen Sie wohl den Selbstmord zu solchen Verbrechen?

Kriton.

Nach meiner Ueberzeugung: ja!

Polykarp.

Und haben wir nicht Selbstmörder genug die es aus Ambition wurden? Sie hatten sich aus Leichtsinn oder wirklicher Bösartigkeit Vergehungen schuldig gemacht, auf welche bürgerliche Schande haftet. Und, um dieser zu entgehen, dünkte ihnen die Kugel vor den Kopf das ehrenvollste, beste Mittel zu seyn. Warlich! Kriton, es muß schlechterdings allgemein erkannte und als wahr empfundene Grundsätze geben, wodurch die in unsere Natur gepflanzte Selbstliebe recht geordnet, nach den Absichten des Urhebers der Natur eingeschränkt, und nur auf das einige Objekt des wahren und beständigen Guten hingerichtet wird. Und welche sollten die wohl seyn, wenn es nicht die ächten Grundsätze der Religion und des von ihr geleiteten Gewissens sind, wie sie jedem nachdenkenden Gemüth — und ohne Nachdenken wird niemand tugendhaft — als entschiedene Wahrheiten einleuchten müssen.

Kriton.

Sie zwingen mir meinen Beyfall ab, Polykarp. Aber ich dächte doch, ein jeder rechtschaffener Mensch sollte das Gute, um sein selbst willen lieben, nicht erst um Gottes willen.

Polykarp.

Wäre denn etwas sittlich Gutes, wenn kein Gott wäre?

Kriton.

Kriton.

Ich dächte, das sittlich Gute, wie das sittlich Böse wäre und bliebe seiner Natur nach in sich, was es ist, auch ohne Rücksicht auf Gott und die Religion.

Polykarp.

Das wohl. Auch der Atheist kann vernünftiger Weise den ewigen Unterschied des moralischen Guten und Bösen nicht leugnen. Allein für uns, die wir vom Daseyn Gottes überzeugt sind, ist er doch die wirkende Ursache alles sittlich Guten, und die Wirkung denkt man sich gemeiniglich mit der wirkenden Ursache zusammen. Es dünkt mir so natürlich, Kriton, wenn ich mich meiner guten wieder erlangten Gesundheit freue, daß ich mich auch zugleich des Arztes freue, der mir dazu half; so natürlich, wenn mir mein gütiger Fürst eine edle, gemeinnützige That auszuführen befiehlt, daß ich sie sowohl um ihrer Güte selbst, als um des Fürsten willen, der sie gern ausgeführt sahe, verrichte. Dies ist eines. Und dann fürs zweyte.

Kriton.

Erlauben Sie mir ein Wort, ehe Sie weiter gehen. Den Gedanken des Fürsten, der die edle That gern sahe, können Sie leicht damit verbinden. Sie sehen ihn vor Augen; er gab die unmittelbare Veranlassung, daß sie selbige verrichteten. Aber Gott sehen Sie nicht. Er ist ja nicht die nächste

 Ursach

Ursach von dem, das Sie zu guten Handlungen antreiben soll. Die finden Sie viel näher in ihrer gegenwärtigen Lage und Verbindung mit den äußerlichen Dingen. Gott ist ja nur von der unermeßlichen Kette der Ursachen und Wirkungen, in der Sie mit Ihren Handlungen, ein Gelenk sind, die erste Ursach. Wie unendlich weit haben Sie von sich selbst, von der nächsten Triebfeder, die Sie zum Gutes thun bewegen kann, bis zu ihm. Wollen Sie das Motiv dazu aus Gott hernehmen, so müssen Sie erst diese unermeßliche Kette, bis zu deren Anfang, mit Ihren Gedanken durchlaufen, bevor Sie an das höchste Wesen kommen, und das ist ja für einen Menschen schlechterdings unmöglich. Aus diesem Grunde finden es ja gewisse Philosophen so gar ungereimt, wenn man die Menschen lehren will, aus Gott und seinem Willen Antriebe zu moralisch guten Handlungen herzunehmen.

Philaleth.

Philosophen, Kriton? Sophisten würd' ich auch hier sagen. Und was ist so widersinnig und abgeschmackt, das nicht ein Sophist gesagt hätte.

Polykarp.

Der schwierigen Weitläuftigkeit, die Sie eben angaben, Kriton, braucht es warlich nicht, um mich mit dem Gedanken Gottes und seines Willens, zur Uebung meiner Pflicht zu ermuntern. Wenn mir sein Gebot ins Herz geschrieben steht, wenn

ich

ich allenthalben unter den Augen meines Schöpfers wandele, und überall fühle und empfinde, wie gütig, wie wohlthätig er gegen mich ist; so ist mir doch der Gedanke an ihn, und an das, was er von mir begehrt, wohl stets der nächste. Mein Herz schwingt sich ohn Unterlaß zu ihm empor. Und wenn ich auch nicht zu jeder guten Handlung den Bewegungsgrund unmittelbar aus ihm hernehme, oder mich des Gedanken Gottes nicht allemal klar dabey bewußt bin, welches weder stets möglich, noch nothwendig ist: so habe ich doch die guten Grundsätze, nach denen ich zu denken und zu handeln gewohnt bin, ein für allemal aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen meinen Schöpfer angenommen, und sie bleiben ein immer reges Principium zur Tugend in meiner Seele.

Kriton.

Verzeihen Sie Polykarp, daß ich jenen sonderbaren Einwurf von andern entlehnte. Ihre Antwort hebt ihn völlig. Allein ich unterbrach Sie vorhin. Mich dünkt Sie hatten noch etwas hinzuzusetzen.

Polykarp.

Außer dem, daß es für einen religiösen Menschen so natürlich ist, um Gottes willen Gutes zu thun, wollte ich sagen, steht auch zweytens zu fürchten, die Liebe zur Tugend um ihrer selbst willen wird sich allein bey starken Versuchungen zum Gegentheil nicht so in ihrer Festigkeit erhalten, als

in Verbindung mit der ehrfurchtsvollen Liebe zu Gott. Der Gedanke: Gott, mein Schöpfer und Vater sieht das Gute gern, er verlangt es von mir, ich gefalle ihm darin, dieser Gedanke bis zur lebhaften Empfindung in der Seele gebracht, giebt der schon im Wanken begriffenen Tugend, in der Stunde der Anfechtung, eine gewisse kraftvolle Stärke, die sie sonst nicht hätte.

Philaleth.

Ich glaube, daß die Erfahrung dafür redet. Es klingt vortreflich, wenn unsere Weltweisen sagen: liebt die Tugend um ihrer selbst willen. Wahre Gottesfurcht dünkt mir doch ihre sicherste, stärkste Stütze zu seyn.

Kriton.

Die aber doch gegen die Gewalt der Versuchung auch öfters bricht.

Philaleth.

Freylich ist auch die Tugend aus Religion nicht unüberwindlich. Im Affect fehlt auch der Frömmste. Aber eben seine gewissenhafte Frömmigkeit wird ihn bald den begangenen Fehltritt einsehen lehren, und ihn gegen den künftigen Angriff der Leidenschaft stärker waffnen.

Kriton.

Sokrates hatte die christliche Gotteserkenntniß, die Motive zur Tugend, die Du aus unserer Religion herleitest, nicht, und beschämte doch viele Christen.

Phila-

Philaleth.

Das ist wahr, und das kömmt daher, weil er glaubte und bedachte, was viele Christen nicht recht glauben und bedenken, nämlich daß er unter den Augen des Allsehenden, den er besser kannte, als der große Haufe, und für den er tiefe Ehrerbietung im Herzen hegte, alle seine Handlungen verrichte; daß dem die Tugend wohl, aber das Laster übel gefiele, und der Grundsatz stand bey ihm fest: Was ich izt recht oder unrecht thue, davon erstrecken sich die guten oder bösen Folgen bis in die unendliche Zukunft, in der ich, so zuverläßig als diesen Augenblick, mich meiner ganz bewußt, existiren werde. Diese Ueberzeugungen leiteten sein moralisches Leben, und machten ihn zum rechtschaffenen Mann. Oder glaubt Kriton, daß der edle Sokrates das gewesen seyn würde, was er war, wenn er keine Ehrfurcht für den Gott der Götter gehabt, und keine Unsterblichkeit der Seele geglaubt hätte?

Kriton.

Das getraue ich mir nicht zu behaupten. Aber wir sind Polykarpen in die Rede gefallen. Fahren Sie fort, Freund.

Polykarp.

Ich wollte von der allgemeinen Tugend, der herrschenden Liebe zum Guten, welche die Ehrfurcht für Gott wirkt, auf die specielleren kommen, und stand eben in Begriff zu fragen: Ob Sie glauben,

daß ein rechtschaffener Gottesverehrer auch zugleich ein redlicher Menschenfreund seyn werde?

Kriton.

Natürlicher Weise wird er das seyn.

Polykarp.

Also nie wissentlich dem Nächsten schaden, sondern dessen Bestes gern befördern; gegen jedermann gerecht und billig handeln; ehrlich, aufrichtig mit allen Menschen umgehen, Treue und Glauben halten; Eintracht und Frieden mit andern lieben; dienstfertig, wohlthätig, mitleidig, auch duldsam und nachsichtsvoll gegen anderer Schwachheiten sich beweisen; kurz jeder geselligen Tugend nachstreben?

Kriton.

Unfehlbar, denn diese Tugenden machen den wahren Menschenfreund.

Polykarp.

Je mehr nun gute Menschen dieser Art in einem Staat beysammen wohnen, desto glücklicher wird der ganze Staat seyn. Nicht wahr?

Kriton.

Ja wohl! denn da wird all' das Uebel wegfallen, welches böse Menschen ihren Mitbürgern zufügen.

Polykarp.

Also wird denn doch die Religion, die die Glieder der Gesellschaft gegen einander gut gesinnt macht,

und

und besonders die für das menschliche Geschlecht so wohlthätige Lehre des Evangeliums, deren Grundgesetz das Gebot der allgemeinen Liebe ist, auch aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, einen wichtigen Einfluß in das gemeinschaftliche Wohl des Staats haben?

Kriton.

Es scheinet so, aber sehen Sie auf die Erfahrung, ziehen Sie die Geschichte aller Zeiten und Völker zu Rathe, widerspricht sie nicht unsern Vernunftschlüssen? Waren die Amerikaner vorher, ehe die Spanier ins Land kamen, und sie unterjochten, bey ihrem heidnischen Glauben bessere und glücklichere Menschen; oder nachher bey dem christlichen? Giengen die Eroberer gerecht, billig, ehrlich, wohlthätig, mitleidig, nur menschlich mit ihnen um? Haben die Jesuiten in Paraguay die Landeseinwohner durch das Christenthum glücklich gemacht?

Polykarp.

Dies Beyspiel aus der Geschichte sollten Sie mir nicht wieder entgegensetzen, weil es gar nicht hieher gehört. Wie oft soll ich Ihnen denn sagen, daß zwischen ächter christlicher Gottesverehrung, und bigotten Katholicismus ein himmelweiter Unterschied sey. Die Spanier bekannten sich zu der Lehre der römischen Kirche und hatten auch ganz den damaligen Geist dieser Kirche, der aber nicht der Geist Christi war. Wie hätten sie sonst so unmenschlich mit dem armen schuldlosen Volk der Indianer umgehen

gehen können. Es war katholischer, fanatischer, jesuitischer Aberglaube, den sie aus ihrem Vaterlande über das Meer hinüber trugen, und mit blindem Religionseifer in das eroberte Land verpflanzten, aber nicht Christi wahre Lehre. Wo diese in einem Lande geglaubt und befolgt wird, da denken die Menschen auch liebreicher, milder, sanftmüthiger, duldsamer, rechtschaffener gegen einander.

Kriton.

Befolgt wird, sagen Sie mit Recht, aber wo wird sie befolgt? Wird sie es unter uns Protestanden besser, als anderswo? Oder treiben Neid, Haß, Misgunst, Unverträglichkeit, Betrügerey, Arglist, Ehrlosigkeit und Ränkesucht ihr Werk so öffentlich und heimlich bey uns, wie bey denen, die nicht von unserer Kirche sind? Vielleicht handeln wir Protestanten in diesem Stück noch unmoralischer und unchristlicher, als die römischen Christen. Der ehrliche Katholik liebt wenigstens seinen Glaubensbruder, und wenn er den Ketzer bis zum Verdammen haßt, so thut ers im Irrthum nach dem auch für den Staat höchst verderblichen Grundsatz, daß außer seiner Kirche keine Wahrheit, kein Christenthum, keine Seligkeit zu finden sey. Aber was thun wir? Wir hassen, betrügen, drücken und verfolgen uns unter einander, trotz aller Uebereinstimmung in unserm Glaubensbekenntniß. Wo zeigt sich denn nun der Einfluß der christlichen Lehre

in die menschenfreundliche, rechtschaffene Gesinnung der Mitbürger gegen einander? Ich dächte, die Erfahrung würfe Ihre ganze Theorie über den Haufen.

Polykarp.

Diese Instanz beweiset weiter nichts, als daß der guten Menschen, der ächten Gottesverehrer, die nach der christlichen Lehre, welche sie äußerlich für wahr bekennen, auch wirklich denken und handeln, selbst in der gereinigten christlichen Kirche bey weitem nicht so viele sind, als man wünschen möchte.

Kriton.

Ueberhaupt, Polykarp, ist es eine erfreuliche Vorstellung für einen ehrlichen Mann, wenn wir uns einen Staatskörper denken, in welchem die sämtlichen Glieder von dem menschenfreundlichen Geist der Liebe und Gerechtigkeit, den das Evangelium predigt, regiert werden. Aber mehr, als eine angenehme Chimäre, ist es auch nicht. Es wird doch nie dahin kommen.

Polykarp.

Freylich nicht, denn in dieser Welt werden nie alle Menschen gut werden. Aber lassen Sie uns an unserm Theil durch alle mögliche Mittel dahin arbeiten, daß ein solcher Geist der gegenseitigen Ehrlichkeits- und Gerechtigkeitsliebe sich allgemeiner unter unsern Mitbürgern ausbreite.

Kriton.

Kriton.

Wenn er sich nur nicht noch immer mehr in die Enge zieht, und am Ende gar verliehrt, wofür mir sehr bang' ist. Sie, mein lieber Polykarp, erfahren es in Ihrer ländlichen Einsamkeit, gewissermaßen in Ihrer Entfernung von der Welt, nicht einmal recht, wie es izt in der Welt, was den Punkt der Liebe und Ehrlichkeit gegen andere Menschen betrift, zugeht. Sie sollten nur die Decke, unter der man sein ehrloses Spiel treibt, so aufheben können, wie unser einer es kann und öfters muß (denn man muß izt vieles sehen, was man lieber nicht sähe): so würden Sie erst über das unwürdige Kabaliren, das Ränkeschmieden, das Ueberlisten und Betrügen, das izt für feine Weltklugheit gilt, erstaunen.

Philaleth.

Wie kann das anders seyn, Kriton. Unsere alte deutsche Ehrlichkeit, bey der ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann galt; die einfache mäßige Lebensart unserer Väter, wo ist sie geblieben? Alle Stände treten izt aus ihren sonstigen Schranken heraus. Der Luxus nimt überhand. Alles will sich heben, will groß thun, will wolleben. Die Mittel dazu sind auf dem geraden Wege der Ehrlichkeit nicht zu erwerben. Also nimt man zu schändlichen Künsten seine Zuflucht; betrügt, so gut man kann; borgt und bezahlt nicht; erbettelte sich die

die Gunst eines mächtigen Gönners durch kriechende Schmeicheleyen, oder Dienstleistungen, wozu sich kein ehrlicher Mann brauchen läßt, und kömmt damit gemeiniglich zu seinem Zweck. Du weißt, wie viele Gemüther durch solche neidrige Griffe sich emporgeschwungen haben, und durch was für ehrlose Mittel sie bis izt ihren Credit unterhalten.

Kriton.

Ich weiß es leider mehr als zu gut. Fast täglich sehen wir ja Beyspiele, daß der verdienstvollste bescheidene Mann, dem der Unbescheidene sich vordrängt, zurückgesezt wird, weil er nicht so viel windbeutelt, und auf keinem so prächtigen Fuß lebt, wie dieser.

Polykarp.

Es mag wohl so seyn. Ich dächte aber doch, oft würd' auch das stille Verdienst eines Menschen hervorgezogen, und der ehrliche Mann troz aller Kabale für das erkannt, was er werth ist.

Kriton.

Vielleicht, doch ist der Fall selten,

Polykarp.

Halten Sie denn eine solche Umkehrung aller Gesetze der natürlichen Billigkeit und Gerechtigkeit dem gemeinen Wesen für sehr nachtheilig?

Kriton.

Für so äußerst nachtheilig, Polykarp, wie jede andere sichtbare Sittenlosigkeit in unserer itzigen

Welt,

Welt, die noch immerfort zu einem so gewaltigen Strom anwächset, daß er, wie ich sorge, bald alles mit sich fortreisen wird.

Polykarp.

Ihr Eifer für Sittlichkeit und Tugend gereicht Ihnen zur ausnehmenden Ehre. Aber lassen Sie uns auch nicht mistrauisch gegen alle menschliche Tugend seyn, und die Sittenverderbniß unserer Zeitverwandten nicht größer und allgemeiner machen, als sie wirklich ist. Glauben Sie mir, es giebt der ehrlichen Leute noch eben soviel, als der Betrüger.

Kriton.

Meinen Sie das im Ernst, Polykarp? Männer Ihres Standes pflegen uns ja sonst die Menschen eher von der schlimmen, als guten Seite vorzustellen.

Polykarp.

Das mag wohl seyn. Man geht aber auch oft zu weit darin. Ich kann es nicht von mir erhalten, so gar schlimm von andern Leuten zu denken, wie viele heutiges Tages, die an gar keine menschliche Tugend mehr glauben. Ich halte vielmehr dafür zur Ehre der Vernunft und des Christenthums, daß die Menschen bey uns in der Totalität besser sind, als sie ehedem waren.

Kriton.

Ein wirkliches Paradoxon, Polykarp, das mich in Ihrem Munde in der That befremdet. Ich bin

bin gerade der gegentheiligen Meinung. Die Menschen werden immer schlimmer. Man kömmt von guten moralischen Grundsätzen je länger je weiter ab. Leichtsinn und Gewissenlosigkeit nehmen zu. Ehedem hat man so viel Beyspiele von Unsittlichkeit nicht gehabt, als izt.

Polykarp.

Von Unsittlichkeit in gewisser Art. Aber es giebt deren vielerley Arten, und es ist sehr schwer, ja unmöglich, die Summe der Moralität unter dem menschlichen Geschlecht in verschiedenen Zeitperioden zu berechnen. Wer kann das Ganze übersehen; und wo ist der Maasstab, wonach man messen soll? Gewisse Laster und gewisse Tugenden herrschen zu einer Zeit unter den policirten Völkern mehr, zu der andern weniger. Die eine Art der Unsittlichkeit nimt zu, die andere hingegen ab. In der Totalität wird sich moralisch Gutes und Böses zu verschiedenen Zeiten ziemlich einander die Waage halten. Unser Zeitalter hat seine besondern Unsittlichkeiten, das vorige hatte die seinigen auch. Man hat gewisse Untugenden nur mit andern vertauscht.

Kriton.

Dieser Tausch misfällt mir höchlich. Da wir in Vergleichung mit unsern Vätern und Grosvätern in theoretischer Erkenntniß des Wahren und Guten

weiter fortgeschritten sind: so sollten wir auch an praktischer Tugend zugenommen haben.

Polykarp.

Natürlicher Weise. Ich dächte aber, das leztere wäre auch wirklich der Erfolg vom erstern gewesen. Sie werden doch nicht leugnen, daß das hellere Licht der christlichen Erkenntniß, welches uns nur seit der Reformation aufgegangen ist, allerdings auf die Moralität gewirkt habe. Die Denkungsart und Sitten der Christen haben sich doch seit dem merklich gebessert. **Kriton**, wollten Sie unser deutsches Vaterland, auch in Absicht auf Moralität, im Ernst wohl in die Zeiten vom achten bis zum sechzehnten Jahrhundert zurück wünschen? Sollte der moralische Zustand der Christen izt nicht bey weitem einen Vorzug vor dem damaligen haben? Ich für mein Theil danke Gott, daß er mich in diesem Jahrhundert hat leben lassen. Die Menschen haben zur gegenwärtigen Zeit warlich mehr wahres sittliches Gefühl, als damals. Menschlichkeit, Gewissensfreyheit, Duldung, Menschenliebe, Vertragsamkeit, ächte gesellige Tugend, tausendfache sittliche Ordnung, sind an die Stelle der Barbarey, des Gewissenszwanges, der Verfolgung, des Menschenhasses, der Unvertragsamkeit, der Mönchstugend und tausendfältiger moralischer Unordnungen getreten. Lesen Sie doch die Geschichte aus jenen finstern Zeiten, und vergleichen Sie die unsrigen damit. Wir wissen

von

von solchen Abscheulichkeiten, als damals in der Kirche und im Staat vorgiengen, itzo fast nichts. Man muß warlich sagen, es ist doch seit dem merklich besser unter den Menschen geworden.

Kriton.

Aber nehmen Sie unser itziges Jahrhundert. Unsere Sitten haben sich doch in der That gegen die Sitten unserer Väter verschlimmert. Die Menschen gehen in unsern Tagen nicht mehr so aufrichtig und gewissenhaft mit einander um, als ehedem. Keuschheit, Heiligkeit der Ehe, Mäßigkeit in der Lebensart, Ehrlichkeit im Handel und Wandel, Treue und Glauben bey Verträgen, ehrliche Bezahlung des Geborgten, diese Tugenden stehen ja in gar keiner Achtung mehr. Man kennt sie kaum dem Namen nach. Zügellose, ja wohl gar unnatürliche Ausschweifungen der Wollust werden für unschuldige Spiele der Natur gehalten. Durchstecherey, Betrug und Ueberlistung des Mitbürgers, wovon unsere Väter geglaubt hätten, daß sie ihr Geschlecht noch für die Nachwelt brandmarkten, und ihrer Familie auf Kind und Kindeskind Fluch und Unsegen zuzögen, haben den Namen von feiner Weltklugheit und Politik angenommen. Wenn das nicht Verfall der Sittlichkeit unsers gegenwärtigen Zeitalters ist, so giebt es deren gar keinen.

Polykarp.

Dieser Verfall ist leider mehr, als zu groß — aber doch nicht allenthalben von der Größe, in der Sie sich ihn vorstellen.

Philaleth.

Sie würden auch zu meiner Beruhigung viel beytragen, wenn Sie uns davon überführen könnten.

Polykarp.

In Wahrheit, lieben Freunde, Sie müssen die Sitten eines Landes nicht nach den großen Städten, nicht nach der Hauptstadt, und der ihr am nächsten gelegenen Gegend beurtheilen. In großen Städten, in der Residenz, ist aus bekannten natürlichen Ursachen die sittliche Verdorbenheit allemal am größten. In den Provinzen geht es um vieles anständiger und ehrlicher zu. Die Tugend hat sich wohl eher aus den Palästen der Residenz in die niederen Hütten des Kleinstädters und Landmanns geflüchtet. Man hielte sie für ganz verscheucht; aber sie hatte sich eine stillere Wohnung gesucht, wo sie weniger sichtbar war, aber desto mehr im verborgenen wirkte.

Kriton.

Ist dem wirklich so, Polykarp?

Polykarp.

Ja! Kriton. Bey mir und anderswo mehr weiß man von der herrschenden Sittenlosigkeit nichts,

deren

deren Sie vorhin gedachten. Ich sage wohlbedächtig herrschenden — Einzelne Fälle von Lasterhaftigkeit giebt es immer allenthalben, und zu allen Zeiten. Es hat ihrer auch eben so wohl zu den Zeiten unserer Väter gegeben. Viel böse Dinge wurden nur damals mehr im Geheim, nicht so öffentlich getrieben, als izt, aber sie geschahen doch häufig genug.

Kriton.

Wir leben hier auch in der Provinz, aber ich kann unserer Gegend den Ruhm nicht beylegen, den Sie der Ihrigen geben.

Polykarp.

Haben Ihre Städter und die Einwohner der umliegenden Gegend viel mit der Haupt- und Residenzstadt zu thun?

Kriton.

Ja, vielleicht mehr, als andere Provinzen. Es sind über dies seit etlichen Jahren verschiedene Familien aus allerley Ständen von dort aus hieher verpflanzt worden.

Polykarp.

Und die führten Ihnen das Uebel zu, worüber Sie klagen?

Kriton.

Zum Theil.

Philaleth.

Sprich nur gerade zu: sie allein führten es uns zu. Polykarp trift den rechten Fleck. Wir kön-

nen die Zeit unserer Sittenausartung genau berechnen. Erinnerst Du Dich wohl, daß gewisse Unsittlichkeiten so häufig bey uns gewesen wären, ehe sich die und die bey uns niederließen?

Kriton.

Nein!

Philaleth.

Auch das Beyspiel des Zolldirectors bestätiget die Richtigkeit von Polykarps Anmerkung. Dieser Mensch hatte viele Jahre in — — gelebt. Er reisete Amts- und Privatgeschäfte wegen oft dahin. Wenn er zurück kam machte er in M*** eine jede Art des Luxus und der Schwelgerey nach, die er dort gesehen hatte.

Kriton.

So gebe Gott, Polykarp, daß Sie in Ihrer Gegend von dem Gifte der — — nicht auch angesteckt werden.

Polykarp.

Ich hoffe, solange wir bey unserer einfachen Lebensart, unter der bisherigen Regieruug, und bey unserer christlichen Glaubenseinfalt bleiben, solange werden wir uns auch auf dem Wege der Tugend erhalten; denn Luxus, Regierungsform und Unglauben sind meines Erachtens in den neuesten Zeiten mit sammen die wahren Ursachen, wodurch die Sittlichkeit vieler Menschen so sehr verderbt worden.

Kriton.

Kriton.

Philaleth gabst du den ersten nicht auch vorhin zur Ursache davon an?

Philaleth

Ja! und ich erkläre mir die Sache so: Luxus ist wohl immer ein unvermeidliches Uebel bey jedem Volke, das durch schöne Künste und Wissenschaften seine Kenntnisse und seinen Geschmack zu verfeinern angefangen hat. Solange eine Nation mit solchen Künsten und Wissenschaften unbekannt ist, so lange hat sie auch die Ueppigkeit nicht, der diese schönen Künste ihre Nahrung bereiten, und alle die Unsittlichkeiten, welche der Luxus zu Begleitern oder zur Folge hat, fallen weg. Sobald sich aber viel hundert Köpfe und Hände mit den schönen Künsten beschäftigen, sobald findet die Nation Geschmack an ihren Producten, will sie genießen, der Genuß macht nach mehreren lüstern, man begnügt sich nicht bloß mit den einheimischen, es müssen ihrer noch aus der Fremde herbeygehohlt werden — so wird die Lebensart luxuriöser, und durch die Ausschweifung des Luxus unsittlicher. Eben so geht es auch mit den Wissenschaften. Wenn ein Volk durch sie aufgeklärter wird, und einen Zuwachs von Einsichten bekömmt, die es sonst nicht hatte: so denkt dann mit der Zeit auch einjeder mehr auf seine irdische Vortheile, und raffinirt auf alle mögliche Mittel zu deren Erwerbung. Ist das Mittel nicht der

geraden Ehrlichkeit gemäß, so ist doch etwas dadurch zu gewinnen, also wird es um so lieber gebraucht, je listiger und feiner es ausgesonnen ist.

Kriton.

Auf die Weise wären denn wohl unsere deutschen Väter mehr aus Einfalt, als aus Tugend, in ihrer Lebensart so einfach, und in dem Betragen gegen ihre Mitbürger so ehrlich gewesen.

Philaleth.

Das könnte in mancher Absicht wirklich so seyn.

Kriton.

Dann ist ja die Aufklärung unsers Jahrhunderts, und der Zuwachs von Künsten und Wissenschaften, den wir bekommen haben, der Moralität nicht zuträglich, sondern nachtheilig geworden. Das Schöne sollte doch in der Welt billig mit dem Guten, und das Wahre mit dem, was Recht ist, stets in Harmonie stehen. So will es der Schöpfer. So will es die Natur. Wenn es wäre, dann würde sichs auf der Erde schon halb, wie im Himmel leben lassen.

Philaleth.

Man kann nichts edlers wünschen, Kriton, als daß es so seyn möchte. In jenem Leben wirds auch wohl allgemeiner so werden, aber hier in diesem Leben der Unvollkommenheit ists noch nicht so.

Kriton.

Dann spreche mir keiner mehr von unsern aufgeklärten Zeiten. Der ehrliche Mann mit seinem

unaus-

unausgebildeten Verstande, in seinen rauheren Sitten aus dem vorigen Jahrhundert, ohne allen Geschmack am Schönen, auch allenfalls einmal betrunken, wenn er bey einem frölichen Gastmahl einen Becher Weins zuviel ausgeleert hat, und ein wenig unhöflich — ist mir doch tausendmal lieber, als der feine manierliche Wollüstling, der mir meine Tochter, mein Eheweib verführt, und mich mit der größten Höflichkeit um das Meinige bringt. Dir nicht auch Philaleth?

Philaleth.

Wenn ich wählen muß, so wähle ich ebenfalls den ersten. Aber ich denke, man kann ein rechtschaffener Mann, und ein Mann von Kenntniß, Geschmack und Höflichkeit zugleich seyn.

Kriton.

Freylich wohl. Aber das rechtschaffene Wesen ist die Hauptsache. Solange die Menschen noch nicht aus Einsicht des Guten gut sind, solange sind sie mir noch wenig, noch gar nicht erleuchtet. Was hilft alle Aufklärung des menschlichen Verstandes, von der man in unsern Tagen so viel Rühmens macht, und die ich unserer Nation, was Wissenschaften jeder Art anbetrift, gewiß nicht abspreche, wenn sie die Menschen nicht weise und gut macht. Ich fodere durchaus von einer Nation, die mit Wahrheit aufgeklärt heißen soll, daß ächte Moralität, wahre Weisheit und Tugend unter ihr herrschend sey.

Philaleth.

Zu diesem Grade der Aufklärung gehört sehr viel, lieber Kriton. Bis zu dem sind wir freylich noch lange nicht gekommen. Unser gemeines Volk steckt, selbst unter uns Protestanten, noch in tiefer Unwissenheit, seine Sitten sind so roh und unmoralisch, wie möglich, wegen Mangels an gutem Unterricht und guter Erziehung. Aber, wenn Gott will, hoffe ich, wird sich das menschliche Geschlecht doch nach und nach einer größern Erleuchtung nähern.

Kriton.

Was meinen Sie, Polykarp? Sollte dazu wohl Hoffnung seyn? Sie schweigen ja gar, und sagen kein Wort mehr dazu.

Polykarp.

Ich höre mit Vergnügen zu, und lerne.

Kriton.

Lösen Sie mir doch das Räthsel auf. An einer Seite ist so viel wirkliches Licht, auch Licht der Religion unter uns. Und auf der andern Seite doch soviel Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit. Wir sind an Einsichten des Verstandes klüger, an Gesinnungen des Herzens schlechter geworden. Wir haben, wenn sie wollen, unsere Dogmatik verbessert, aber unsern Lebenswandel verschlimmert. Wie kömmt das? Bessere Erkenntniß sollte doch auch bessere Sitten hervorbringen, denn mit dem Verstande

fängt

fängt doch die moralische Besserung jedes Menschen an. Philaleth sagt, wie sie gehört haben, der Luxus sey an den vielen Unsittlichkeiten unserer itzigen Welt schuld, und ich kann ihm nicht widersprechen, weil er die Erfahrung für sich hat. Aber allein hat doch der Luxus diese Umkehrung nicht gemacht. Gedachten Sie nicht vorher noch anderer Ursachen davon? Ich möchte gern Ihre Meinung hören.

Polykarp.

Sie legen mir ein schweres Problem vor, mit dessen Auflösung ich selbst noch nicht bey mir fertig bin. Ich wünschte, daß ein größerer Welt- und Menschenkenner, als ich bin, seine Kräfte daran üben möchte. So viel glaub ich mit Ihnen, was auch der Luxus zu unserer Sittenverderbniß beygetragen hat, und noch immerfort beyträgt; die einzige Ursach davon ist er nicht, sondern politische Verfassungen werden auch daran mit schuld, und wenn sie ihr bis zur Quelle nachgehen wollen, so werden Sie den frechen, leichtsinnigen Unglauben der neuesten Zeiten mit als die Hauptquelle davon finden.

Kriton.

Was politische Verfassungen betrift, stimme ich Ihnen völlig bey.

Polykarp.

Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber. Wir wollen sehen, ob wir zusammentreffen.

Kriton.

Kriton.

Von der, der Gesundheit und der Bevölkerung der Menschen so äußerst nachtheiligen Lüderlichkeit des männlichen und weiblichen Geschlechts, schwiege ich gern. Aber nach der Versicherung glaubwürdiger Personen soll selbige unter uns so weit gehen, daß von dem Gifte der Krankheiten, welche sie nach sich zieht, tausende aus allerley Ständen, wirklich bereits angesteckt sind. Die Schuld fällt doch offenbar mit auf die Polizey, wenn sie keine kräftigen Maasregeln ergreift, solch schreckliches Uebel abzuwähren, soodern sich ganz unbekümmert darum läßt.

Polykarp.

Nicht anders. Ich sollte glauben, daß sie wenigstens beträchtliche Hülfe dagegen schaffen könnte, wenn sie gleich den Lauf des Uebels ganz zu hemmen, allein nicht vermögend ist. Aber lassen Sie uns von der fürchterlichen, schaudervollen Perspective, die ein solcher Verfall der Sitten für den Staat giebt, unser Auge wegwenden.

Kriton.

Ich will mich auch nicht dabey aufhalten. Doch muß ich des Mangels der Ehrlichkeit, der Treue und des Glaubens gedenken, worüber gegenwärtig so sehr geklagt wird. Man wundert sich, z. B. bey Verträgen von dieser und jener Art, daß oft so unredlich dabey verfahren wird, und bedenkt nicht, wie die Ehrlichkeit derer, die den Vertrag machten,

dabey

dabey durch Gesetze an so viel Förmlichkeiten gebunden wird, daß er null und nichtig ist, sobald es auch nur an der kleinsten Formalität dabey fehlt. Die Absicht der Gesetzgebung mag recht gut seyn, nämlich Untreue und Streitigkeiten mancherley Art dadurch vorzubeugen. Aber auf der andern Seite gewinnt es das Ansehn, als ob man die Bürger eines Staats dadurch von der Verbindlichkeit, aus moralisch guter Gesinnung ehrlich zu seyn, losmachen wollte. Wer nicht aus Gewissenstrieb, als ein redlicher Mann an sein gegebenes, oder geschriebenes Wort gebunden seyn will, darf es brechen, sobald in dem schriftlichen Contract nur eine Sylbe, nur ein Federstrich, der da stehen sollte, mangelt. Der ehrlose Theil kann sich das gleich zu Nutze machen, und vor Gericht kömmt er damit durch. Der Gegenpart mag Unwissenheit in diesen Förmlichkeiten, oder Vergessenheit, oder gutes Vertrauen auf des andern Wort und Gesinnung, vorschützen, wie er will; er mag die Wahrhaftigkeit seiner Aussagen wider jenen bezeugen, und wenn sie nicht angenommen würden, Schaden leiden, wie er will: die Gesetze rechtfertigen die nichtswürdige, bloß auf versäumte Formalitäten gegründete Ausflucht des Treulosen, und machen sie rechtskräftig.

Polykarp.

Auf die Weise werden zur Zeit hundert ehrlose Streiche von bösen Menschen, die einen ehrlichen

Mann,

Mann, der sich keines argen versahe und unbedachtsamer Weise keinen Rechtsgelehrten zu Rathe zog, anführen wollen, begangen.

Kriton.

Etwas dem ähnliches geschieht sehr natürlich, wenn der Staat die Unterbedienten, auf deren Ehrlichkeit im Amte viel ankömmt, so jämmerlich besoldet, daß sie mit den Ihrigen nicht leben können, sobald sie ihrer Pflicht treu bleiben wollen. Die Noth zwingt sie mehrentheils zur Untreue, und Noth bricht Eisen, denken sie dabey zu ihrer Entschuldigung. Alle Bande der Moralität können, und werden der Natur der Sache nach nie dagegen halten; denn der Mann will doch mit Weib und Kind leben.

Polykarp.

Auch wahr.

Kriton.

So geht es ebenfalls in Ansehung des ungerechten Schleichhandels, wovon ich so häufige Beweise bekomme. Wer ist im Grunde schuld daran, wenn der Staat durch die lasthaftesten Einschränkungen alles freyen Gewerbes, durch Entziehung eines Handlungszweiges nach dem andern, durch unglaubliche Erhöhung der Zölle und Abgaben auf die zu verhandelnden Waaren manchen Kaufmann gewissermaßen mit Gewalt zum Unterschleif nöthiget, den er von Herzen verabscheuen würde, wenn

er mit einer durchaus ehrlichen Art des Handels sein Brodt hinreichend verdienen könnte. Aus den in manchen Ländern angenommenen drückenden Commerzgrundsätzen erkläre ich mir unzählige Betrügereyen und damit zusammenhängende Unsittlichkeiten, woran sich das Volk gegenwärtig so gewöhnt hat, daß es schwer halten wird, es wieder davon zurück zu bringen.

Polykarp.

Der lezte Punkt schlägt nicht in mein Fach, Kriton. Es fehlt mir an der Kenntniß und Erfahrung davon, die Sie in ihrem Amt haben können, und ich getraue mir nicht davon zu urtheilen.

Kriton.

Ich wedre von der Richtigkeit meiner Bemerkung täglich überzeugt. Auch die ungeheuren stehenden Armeen, die wir izt in Europa haben, die großentheils aus den unsittlichsten Menschen, welche keine militärische Disciplin umbildet, zusammen geworben werden, tragen sehr viel zur Verderbung der bürgerlichen Sitten bey. Wir wollen aber davon abbrechen. Sie gedachten, außer manchen politischen Ursachen unserer Sittenverderbniß, auch des leichtsinnigen Unglaubens der neuesten Zeiten, der davon mit eine Hauptquelle seyn sollte.

Polykarp.

Das that ich.

Kriton.

Was verstehen Sie darunter? Vermuthlich die Verwerfung der ewig wahren Sittengesetze, worauf sich alle menschliche Tugend gründet.

Polykarp.

Nicht dieser Sittengesetze allein, sondern auch der wichtigen Glaubenslehren, worüber der Welt durch das Evangelium Jesu Christi ein so helles Licht angezündet worden, auf welchen gerade die stärkste Verbindlichkeit der Menschen zur Beobachtung jener Sittengesetze beruhet; Verwerfung einer aufrichtigen, innigen Ehrfurcht für Gott, unsern Herrn und Richter; Verwerfung seiner weisen Fürsehung und seines Aufmerkens auf die menschlichen Schicksale und Handlungen; Ableugnung nicht bloß der göttlichen Sendung Jesu, sondern sogar des ewigen Unterschiedes zwischen Tugend und Laster, der Unsterblichkeit der Seele, samt der Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen in einem zukünftigen Leben. Unsere Afterphilosophen haben den vorgegebenen Ungrund dieser großen Wahrheiten seit vierzig Jahren laut geprediget, und sich alle Mühe gegeben, sie den Leuten aus dem Kopf wegzuraisonniren. Weil Weise und Edle von der Welt haben ihre Nichtachtung gegen diese Grundsätze aller wahren Religion und Sittlichkeit öffentlich zu erkennen gegeben. Das Beyspiel derselben hat auf die übrigen Stände, bis auf den geringsten herab, mächtig

tig gewirkt. Der gemeine Mann, der Wahrheit und Irrthum, ächte Gotteslehren Christi von falschen dazu gesezten Menschenlehren so wenig zu unterscheiden weiß, hörte und las in so manchen fliegenden Blättern, die ihm in die Hände fielen, seinen einfältigen Glauben mit Spott und Hohngelächter durchziehen. Der leichtsinnige fand seine Rechnung dabey, und ließ sich bald überreden, das Christenthum sey nicht wahr. Dazu kamen Leute, die sich das Ansehn von vorzüglicher Weisheit und Aufklärung gaben, die schwazten ihm etwas über Religion und Sittenlehre vor, das lax genug ist, und im Grunde in nichts weiterem besteht, als Gottes Daseyn anerkennen, und so viel Menschenliebe besitzen, uns einander nicht tod zu schlagen. — Diese Umstände haben in den neuesten Zeiten sicherlich unsere Sitten verdorben, und mußten sie verderben. Denn wenn die Wahrheiten, worauf sich am Ende alle Moralität der menschlichen Handlungen stüzt, den Leuten weggenommen werden, so muß sie unausbleiblich sinken.

Kriton.

Was kann unleugbarer seyn. Aber wie meinen Sie wohl, daß der angerichtete Schade wieder gut zu machen wäre?

Polykarp.

Unheilbar ist er wohl noch nicht, aber es wird Zeit zur Wiederherstellung guter Sittlichkeit gehören.

Ich denke, man wird am Ende, wenn man die nachtheiligen Folgen des leichtsinnigen Unglaubens, und der daraus entspringenden Sittenverderbniß durch Erfahrung inne geworden ist, einsehen lernen, wie unumgänglich nothwendig wahre Religion, selbst zur Aufrechthaltung bürgerlicher Ordnung und Tugend, im Staate sey. Die göttliche Fürsehung, hoffe ich, wird einmal Fürsten erwecken, die von Bigotterie und Unglauben gleich weit entfernt, den Werth des ächten, lautern Christenthums anerkennen, und durch ihre Achtung dagegen es bey dem Volk wieder in größere Achtung bringen. Und wenn denn die Jugend aus allerley Ständen von Aeltern und Lehrern durch einen practischen Unterricht besser zur Religion wird erzogen werden, als es bisher geschehen ist, dann möchte die folgende Generation auf den Weg der Sittlichkeit, von dem wir so weit ausgeglitet sind, wieder zurückkehren.

Kriton.

Eine angenehme Erwartung in der Idee! Ich wünschte, daß wir sie realisirt sähen.

Polykarp.

Was wir nicht erleben, erleben vielleicht die nach uns kommen. Es ist doch etwas sehr natürliches das ich erwarte.

Kriton.

Natürliches?

Polykarp.

Ja! weil der Gang der Dinge gemeiniglich so zu seyn pflegt, daß es gut wird, wenn es vorher recht schlimm gewesen.

Kriton.

Nun, in so weit — —

Polykarp.

Ich habe aber noch nähere Gründe zu meiner Erwartung.

Kriton.

Und welche wären die?

Polykarp.

Weil Aeltern nicht besser für das Glück ihrer Kinder, und für ihre künftige Freude an deren Wohlverhalten sorgen können, als wenn sie ihnen eine auf Religion gegründete sittliche Erziehung geben. Derjenige Mensch, dem früh eine wahre Ehrfurcht für Gott ins Herz gepflanzt worden, wird sicherlich kein lasterhafter böser Mensch werden. Und wenn er bey mehrerer Bekanntschaft mit der Welt einmal aus jugendlicher Unbedachtsamkeit auf Abwege geräth, so werden sich die innerlichen Gewissensempfindungen bald regen, und ihn von seiner Ausschweifung auf die Bahn der Tugend zurück leiten. Wenn Aeltern aber den Jüngling ohne Religionsgrundsätze zu allem Leichtsinn erziehen, was kann dann aus ihm werden.

Kriton.

Haben Sie denn nicht tausend Beyspiele, daß Kinder von ihren frommen Aeltern sehr gottselig erzogen, und hernach doch höchst verderbte Weltlinge wurden?

Polykarp.

An solchen Beyspielen mangelt es nicht. Mir sind selbst viele bekannt. Aber ich glaube auch bemerkt zu haben, daß bey der sogenannten gottseligen Erziehung nicht geringe Fehler begangen wurden. Entweder ließ man dergleichen Kinder lediglich, ohne ihren Verstand und ihr Herz für die Religion zu interessiren, früh die Formeln des Kirchensystems nach dem Katechismus auswendig lernen; oder die Aeltern dachten es recht gut zu machen, wenn sie Morgens und Abends eine Betstunde mit ihnen hielten, und den muntern Knaben, oder das lebhafte Mädchen ihnen Stundenlang aus Andachtsbüchern und der Bibel vorlesen ließen, wovon sie gar nichts verstanden, welches dann den Kindern herzlich lange Weile machte, und ihren Gemüthern, durch den Zwang, der dabey war, weil alle natürliche Munterkeit des Geistes als etwas sündliches während der Andachtsstunde unterdrückt werden mußte, früh einen gewissen Widerwillen gegen die Religion beybrachte. Dies ist nicht die rechte Art der frommen Erziehung, die ich wünsche, so gut sie von manchen Aeltern gemeinet seyn mag. Ich habe oft gesehen, daß so bigott erzogene Leute mit den Jahren

völlige Irreligionisten wurden, und über die vielen Betstunden, die sie ehedem als Kinder mit ihren Aeltern hatten halten müssen, nachher lachten. — Man führe die Kinder ungezwungen bey jeder natürlichen Veranlassung auf den liebenswürdigen, wohlthätigen Gott und seine Verehrung. Man lehre sie mit Verstand den hohen Werth der Religion und ihren unmittelbaren Einfluß in die menschliche Glückseligkeit, allenfalls nur gesprächsweise, kennen. Man interessire ihr Herz, durch Geschichte, und aufmerksam machen auf menschliche Handlungen mit ihren guten und bösen Folgen, für das sittlich Gute — dadurch wird weit mehr gewonnen werden, als durch noch soviel, Kindern ganz natürlich lästige und langweilige Betandachten.

Kriton.

Ich gebe Ihnen Recht, Polykarp. Viel Menschen, so erzogen, würden wahrscheinlich gute Menschen werden. Aber Sie erwarten auch von den Fürsten etwas für die Verbesserung der Sitten durch Religion. Der Fürst ist um politischer Absichten willen da. Was geht dem die Religion des Volks an?

Polykarp.

Ich dächte sehr viel. Gerade niemanden auf der Welt kann mehr daran gelegen seyn, daß das Volk Religion habe, als den Fürsten. Ich möchte nicht über ein Land voll Gottesleugner Regent seyn. Wollen Sie es wohl?

Kriton.

Warum nicht, wenn sie nur treue Bürger sind.

Polykarp.

Wodurch sollen sie denn das werden, wenn sie gerade nichts von dem glauben, was einen Unterthan mit unverbrüchlicher Treue an seinen Landesherrn bindet? Wer seinem Schöpfer nicht treu ist, wird der es seinem Landesherren seyn? Sobald diese Leute nach ihren Grundsätzen handeln, lieber Kriton, sobald wagen Sie, wenn Sie über selbige zu gebieten haben, jeden Augenblick Kron' und Zepter. Sie dürften nur auf irgend eine Art ihren Unwillen reizen, etwa durch die kleinste ihnen misfällige Einschränkung, durch die geringste drückende Auflage, durch die mindeste stolze und zornige Begegnung; so würden Sie schon sehen, was geschähe. Ich zweifele, daß Sie über vier und zwanzig Stunden auf dem Throne blieben.

Kriton.

Bilden Sie sich doch das nicht ein. Wenn der Regent will, so kann er sich, auch ohne auf die Religion der Unterthanen zu rechnen, durch die Gesetze, durch Liebe und Furcht erhalten.

Polykarp.

Wie denn? das möchte ich doch wissen. Wird denn ein Mensch, der den guten Gott nicht liebt, einen Fürsten lieben? Was soll ihn dazu bewegen?

Kriton.

Sein eigener Vortheil. Der Fürst belohnt ihn für seine treuen Dienste, erweiset ihm viel Gnadenbezeigungen, wenn er es mit ihm hält.

Polykarp.

Also wird sich der Regent wohl die Treue seiner Vasallen erkaufen müssen? Für jede neue große oder kleine Dienste neue proportionirte Gnaden austheilen?

Kriton.

Desto mehr wird er sie an sich ziehen, und wenn er die Vornehmsten auf seiner Seite hat, wird das Volk von selbst ihm anhangen.

Polykarp.

Wenn er nun der Diener tausend, zehntausend hat, soll er jeden belohnen?

Kriton.

Nicht anders, denn sonst wird er Neid und Misgunst erwecken.

Polykarp.

Und wie lange soll er das aushalten?

Kriton.

So lang', als er kann.

Polykarp.

Das möchte nicht lange währen; denn ich will nicht sagen allen, nur den Vornehmsten alle Tage Gnadengeschenke zu geben, dazu möchte der reichste

Fürst wohl zu arm, und sein Schatz bald erschöpft seyn.

Kriton.

So hat er dann doch viele reich gemacht, und sie sich auf die ganze Zeit seiner Regentschaft damit verpflichtet. Die andern wollt' er doch reich machen, wenn er nur gekonnt hätte. Das wird sie auch auf immer an ihn binden.

Polykarp.

Sie irren sehr, Kriton. Wenn der Diener den Herrn nur um Vortheils willen liebt, so wird er ihm gleichgültig, sobald er ihm nichts mehr geben kann. Und der durch ihn reich geworden ist, braucht den Herrn nicht mehr. Da hat es also auch mit der Liebe ein Ende.

Kriton.

Was Liebe des Regenten bey dem Volk allein nicht bewirkt, das muß denn die Furcht ausrichten.

Polykarp.

Und wodurch wird er sich in die Furcht setzen, welche unverbrüchliche treue Wahrnehmung des Landesherrschaftlichen Besten zur Folge haben soll?

Kriton.

Durch die schärfste Ahndung jeder Uebertretung der Gesetze, jeder entdeckten noch so kleinen Untreue. Der Diener wird sich alsdenn schon hüten, daß er keine begehe.

Poly=

Polykarp.

Wenn der Diener es nun aber darauf wagt, ob er vielleicht unentdeckt durchkäme? Oder wenn er so fein ist, daß er seine Treulosigkeit vor dem schärfsten Auge zu verbergen weiß? Oder die Umstände gar darnach beschaffen sind, daß es schlechterdings unmöglich ist, sie zu entdecken? In diesem Fall möchte er wohl aller Gesetze in seinem Herzen lachen, und den Herrn bey jeder bequemen Gelegenheit wakker betrügen. Ich sehe nicht, was ihn davon zurück halten soll, wenn er keine Religion, und kein Gewissen hat. Ganz anders aber wird er handeln, wenn er sie wirklich hat. Da glaubt er überzeugend, was die Schrift sagt: Alle Obrigkeit ist von Gott. Da ists ihm ein heiliges Gesetz des Höchsten: Dem Regenten zu geben, was des Regenten ist, ihm nichts zu veruntreuen, sondern allen guten Willen zu beweisen, nicht allein dem gütigen und gelinden Herrn, sondern auch dem harten und wunderlichen. Da hält er seinen geleisteten Eid zuverläßig, und nicht einmal der Gedanke wird ihm einfallen, um Gewinns willen einen heimlichen Betrug zu spielen, der, vor Menschen ewig verborgen, doch seinem allwissenden Richter bekannt seyn würde. Kriton kann nicht im Ernst daran zweifeln, daß der Landesherr von gewissenhaften Dienern am besten gedient sey. Und was soll die Menschen gewissenhaft machen, ich sag' es noch einmal, wenn es die Religion nicht thut.

Kriton.

Ich dächte doch innerliches sittliches Gefühl, das der menschlichen Natur so tief eingeprägt ist, edle wahre Ehrliebe machte eben so gut den treuen Staats- und Kriegsbedienten, als die Religion.

Polykarp.

Haben Sie denn schon vergessen, was wir vorhin darüber redeten? Aus den natürlichen moralischen Empfindungen raisonnirt sich der Irreligionist bey jeder starken Versuchung zur Treulosigkeit sehr leicht heraus. Die Motive der ungeheuchelten Gottesfurcht, auch das wiederhohl' ich noch einmal, sind stärker, als alle übrigen zur Bewahrung des Gewissens.

Philaleth.

Du hast ein neues Beyspiel an dem Mann, dessen unwürdiges, pflichtwidriges Betragen Dich so sehr mit Abscheu dagegen erfüllt hat. Hätte dieser Mann so handeln können, wie er gehandelt hat, wenn er ein Mann von Religion gewesen wäre? Ich weiß seit vielen Jahren, wie er darüber dachte. Ein Gottesfürchtiger Mensch, ein Mensch, der ein zukünftiges Leben, eine Rechenschaft vor Gott nach dem Tode glaubte, ein Mensch, der auf strenge Tugend hielte, und sich über gewisse Dinge Skrupel im Gewissen machte, war stets in seinen Augen ein Phantast. Wenn Du ihn so ge-

kannt

kannt hättest, wie ich, so würdest Du Dich über sein Verfahren gar nicht wundern. Es ist völlig seinen Grundsätzen gemäß.

Kriton.

Wenn dergleichen Grundsätze Krieges- und Civilbediente nothwendig zu treulosen Dienern ihres Herrn machten, nothwendig zu allerley schändlichen Lastern führten: so wäre der Unglaube für das Wohl des Fürsten und des Staats das verderblichste, das sich denken läßt. Aber ich kenne Männer in den ersten Posten bey Hofe und bey der Armee, die von der Religion nichts glauben, aber doch sehr ehrliche Männer sind, auf Tugend halten, und ihrem Herrn mit dem größten Eifer vorzüglich treu dienen.

Philaleth.

Dies beweiset nur, lieber Kriton, daß in der menschlichen Seele öfters Verstand und Wille mit einander in Widerspruch stehen, und jedes seinen eigenen Weg geht. Da nicht alle Menschen von guten Einsichten und Grundsätzen wirklich gut handeln, so können auch wohl einige üble Grundsätze haben, ohne darnach zu handeln. Die Religion gehört eigentlich für den Gemeinsinn, für die natürliche Empfindung eines jeden Menschen. Haben einige sophistische Köpfe sie bloß zum Gegenstande ihrer Speculation gemacht, so ist es möglich, daß sie sich aus dem, was sich jedem gemeinen Menschenverstande als Wahrheit aufdringt, ganz heraus raisonniren,

sonniren, und in ein Labyrinth von theoretischen Irrthümern gerathen, aus denen sich der Verstand nicht wieder herausfindet, an denen das Herz aber keinen Theil nimt. Seelen, die sich bis zum völligen Unglauben, sogar bis zum Atheismus hinauf speculirt haben, und gleichwohl gute rechtschaffene Leute dabey sind, müssen doch nothwendig ein nimmer wegzugrübelndes moralisches Principium ihrer Handlungen in sich fühlen, welches von den theoretischen Spizfindigkeiten ihres Kopfs ganz unabhängig ist. Ich kenne auch einige wenige Menschen, deren Urtheile über Gott und Religion jeden gesunden Verstand beleidigen, und den wirklichen Geist des Atheismus athmen, deren Herz aber keiner bösen That, keiner ehrlosen betrügerischen Handlung gegen ihre Mitmenschen fähig wäre. Wenn es nicht so ist, wie ich gesagt habe, so bleiben mir diese Menschen ein Rätzel.

Kriton.

Speculirende Köpfe waren die wohl eben nicht, die ich in Gedanken hatte; vielmehr mochten sie über die Religion wenig in ihrem Leben gedacht haben.

Philaleth

Nun so hatten sie sich von ihr losgemacht, weil sie einigen ihrer Leidenschaften entgegen war, waren aber übrigens im bürgerlichen Verstande ehrliche Männer.

Kriton.

Kriton.

So gestehst Du doch, daß man ohne Religion ein treuer Diener des Landesherrn, und ein ehrlicher Mitbürger des gemeinen Wesens seyn könne?

Philaleth.

Wenn einige wenige das ohne Zuthun der Religion sind, werden es nur die meisten, werden es alle seyn, und seyn können? Spinoza war, wie bekannt, bey dem System, in welches er sich hineingegrübelt hatte, ein Mann von unbescholtener Tugend. Wolltest Du deswegen wohl, daß alle Fürsten und alle Unterthanen Spinozisten wären? Daß jeder Staatsbediente einem System anhienge, welches, wenn ein Erzbösewicht der Erfinder davon wäre, zu seiner Deckung nicht besser hätte ausgesonnen seyn können? Wehe dem Staat, dessen Regenten und Diener darauf geschworen hätten! Sie möchten schwerlich alle ein so schuldloses Leben führen, als Spinoza.

Kriton.

Das geb' ich zu.

Philaleth.

Mit dem leichtsinnigen Unglauben unserer heutigen Antichristen hat es gerade dieselbe Bewandniß. Er wäre ein zweyschneidig Schwerdt in der Hand jedes selbstsüchtigen, passionirten Herrn und Dieners. Mit höchster moralischer Gewisheit läßt sich sagen: Es

ist

ist um das Glück des bürgerlichen Lebens gethan, sobald er allgemein würde. Die Religion allein hält durch ihren practischen Einfluß in die menschlichen Gesinnungen und Handlungen alle Stände in den Schranken der Pflicht und Ordnung zum gemeinen Besten. Nicht wahr, Polykarp?

Polykarp.

Es ist sehr klar, dünkt mich, daß das Publicum sich unendlich besser bey der Geschäftsverwaltung solcher Staatsbedienten stehet, die die Religion verehren, als solcher, die sie verlachen. Jedes Amt wird viel sorgfältiger, mühsamer, und für andere Menschen nützlicher verwaltet, wenn der, der es bekleidet, ein aus Religion gewissenhafter Mann ist, als wenn er es nicht ist. Der leztere steht seinem Amte so vor, daß er allenfalls die Zwangspflichten erfüllt, um sich nicht durch deren Vernachläßigung zum Absetzen reif zu machen. An die Beschleunigung der Geschäfte, woran oft mehreren Familien viel gelegen seyn würde, denkt er nicht, wenn der Herr oder die Vorgesezten es nicht ausdrücklich bey Strafe und Verantwortung befehlen. Da er nur nach Bequemlichkeit arbeitet, so geht alles unter seinen Händen einen sehr langsamen Gang. Was kümmerts ihn, ob zehn, zwanzig oder mehr Menschen darunter leiden, daß die Sache, die binnen Monatsfrist zu ihrem Vortheil abgethan war, zu ihrem großen Schaden ein Jahr hinaus verschleppt

wird.

wird. Seiner Convenienz war es nicht gemäß, sie schneller zu betreiben, welches, mit einiger Bemühung mehr, leicht hätte geschehen können. — Der Mann von Religion nimt auch auf solche Umstände Rücksicht, weil er glaubt, daß jeder Nachtheil, der durch seine Saumseligkeit andern Leuten zuwüchse, auf seine Rechnung zu stehen käme, wofür er in seinem Gewissen verantwortlich werde. Noch mehr. Von ihm kann man bey pünktlicher unermüdeter Wahrnehmung seines Amts sicher erwarten, daß er kein Geschenk über den Unschuldigen nehmen, durch keinen Eigennutz sich zur Partheylichkeit werde bewegen lassen. Nicht so ist es bey jenem, der ein weiteres Gewissen hat.

Kriton.

Die Rechtspflege läßt sich aber auch von der gesetzgebenden Macht so einrichten, daß die Justizbedienten ehrlich seyn müssen, keine Geschenke nehmen, und keine Partheylichkeit üben können, wenn sie auch wollten.

Polykarp.

Nimmermehr werden Sie es durch die strengsten Gesetze dahin bringen, wenn das innerliche Gesetz Gottes nicht in dem Herzen des Dieners der Gerechtigkeit laute genug für die Bewahrung des Gewissens spricht. Sagen Sie selbst, Kriton, wenn Sie eine Rechtssache zu führen haben, und Sie können Ihren Richter und Sachwalter wählen,

wollen

wollen Sie solche lieber in die Hände eines frommen Gerechten, oder eines gottlosen ungerechten Mannes geben?

Kriton.

Natürlicher Weise in die Hände des erstern.

Polykarp.

Und warum?

Kriton.

Weil ich da sicher bin, daß mir Gerechtigkeit wiederfährt. Von unserm Philaleth, z. B. wollt' ich über mein Gut und Blut ganz unbesorgt richten lassen.

Philaleth.

Das könntest Du auch. Indessen dank' ich Dir für Dein gutes Zutrauen.

Polykarp.

Und so wollen wir ihn selbst fragen: Was ihn so unbestechlich gerecht in seiner Justizverwaltung macht, daß er schon mehr als einmal den ärmsten Kossäten gegen die reichen Bauern, die ihn unterdrücken wollten, den gemeinen Musquetier gegen den Feldmarrschal, der ihn widerrechtlich um einige Ruthen von seinem Acker bringen wollte, in Schutz genommen hat? Er mag uns sagen: Ob es Furcht vor dem Justizminister, und dem hohen Tribunal, unter dem er steht, oder was es sonst war, das ihn bewegte, ohne Ansehn der Person die Sache zu schlichten?

Phila-

Philaleth.

Ohne Ruhmredigkeit darf ich sagen: Es würde mir wohl unter der Hand manchmal zu verstehen gegeben, die Sache so einzuleiten, daß das Urtheil für diesen und jenen nach Wunsch ausfiel, welches sich auch leicht hätte thun lassen. Denn wenn man will, kann man einer bösen Sache leicht einen guten Schein geben. Allein ich würde mich der Sünde gefürchtet haben, wenn ich den Armen und Geringen darum, weil er arm und gering ist, gegen den Reichen und Mächtigen seine gerechte Sache hätte sollen verliehren lassen. Ich hätte oft Gunst bey Menschen und ansehnliche Vortheile gewinnen können, wenn ich gewollt hätte. Aber mein Gewissen hat mirs nie erlaubt. Ich dachte, wenn die Versuchung zum Rechtbeugen zuweilen groß war: Es ist ein Gott über mir, der auch die kleinste Sache des Unterdrückten zu seiner Zeit richten wird. Dieser Gedanke erlaubte mir nie, wissentlich jemanden Unrecht zu thun. Und es macht mich unendlich glücklich, daß ich mich dessen bewußt bin.

Kriton.

Dafür segne Dich Gott, Philaleth, und gebe allen Justizbedienten Deine Gesinnung.

Polykarp.

Es lassen sich ausserdem hunderterley Fälle denken, wo der religiöse Mann viel menschenfreundlicher handelt, als der irreligiöse. Der Landesherr

kann z. B. aus keiner übeln Absicht, bloß im Irrthum, zuweilen Befehle geben, deren strenge Vollziehung für einen großen Theil der Unterthanen äußerst verderblich seyn würde. Der Staats- oder Kriegesbediente, der aus allerley Ursachen die Ungnade des Fürsten mehr, als das Misfallen Gottes scheuet, und an dem Wohl der Menschen keinen Antheil nimt, vollzieht die Befehle ohne Bedenken; mag darüber zu Grunde gehen, wer will. Ein anderer, der keinen Menschen, auch den Regenten nicht scheuet, weil er stets gewissenhaft seinen hohen Posten verwaltet, thut ihm Vorstellungen dagegen, zeigt aus einleuchtenden Gründen den großen Nachtheil, der dem Lande dadurch zuwachsen würde. Der Herr siehts ein, und hebt die Befehle auf, weil er nicht die Absicht hatte zu schaden, sondern bloß im Irrthum war. Hier ists doch wohl offenbar, wie viel auf die gewissenhafte, oder gewissenlose Denkungsart dererjenigen ankömmt, welche die Nächsten um den Thron sind.

Kriton.

Das Wohl oder Wehe vieler tausenden beruhet darauf. Aber wenn der Herr nun auf seinen Sinn besteht, und noch weniger nach Gott und nach dem Wohl der Menschen fragt, als sein Minister; wie dann? Was hilft da die Religion der ersten Diener dem Staat?

Poly-

Polykarp.

Dies wäre freylich das größte Unglück für ein Volk, welches so einen Fürsten hätte. Es würde dann aber doch noch immer besser dabey fahren, wenn sich die ersten Staatsbedienten des verwaiseten Volks aus gewissenhafter Menschen- und Gerechtigkeitsliebe annähmen, als wenn sie aus Mangel der Gewissenhaftigkeit es aufgäben, und alles darunter und darüber gehen ließen. Sie werden dann doch die strengen Befehle des Herrn auf mancherley Art mildern, und wenn sie nicht soviel Gutes stiften können, als sie gern wollten, wenigstens durch die möglichste Abwendung des Uebels dessen Summe vermindern.

Kriton.

Wenn das angeht, wird es ihrer Tugend und Menschenliebe Ehre machen. Aber wie wollte Polykarp das bewerkstelligen?

Polykarp.

Durch soviel Gelindigkeit in Ausführung des landesherrlichen Willens, durch soviel Erleichterung der dem Volk dadurch aufzulegenden Last, als sich nur in der Welt dabey anbringen läßt.

Philaleth.

Ein Beyspiel davon hatten wir im siebenjährigen Kriege. Ein gewisser großer Officier aus der damals feindlichen Armee, ein Mann von edler Den-

kungsart und sehr religiösen Grundsätzen, aus denen ich ihn einen Winter hindurch nicht bloß habe sprechen gehört, sondern auch handeln gesehen, machte es so billig mit unserer Stadt und Provinz, daß er dadurch Beyde von ihrem Untergange rettete. Er erhielte die schärfsten Befehle zur schnellen Beytreibung einer gewissen beträchtlichen Summe Brandschatzung. Wir waren in der äußersten Verlegenheit, und würden alle an den Bettelstab gerathen seyn, wenn er sie in der Art, wie sie gegeben waren, mit soviel Härte hätte vollziehen wollen. Aber er behandelte uns auf die menschenfreundlichste Weise. Zuerst erleichterte er uns unsere Bedrängniß schon dadurch sehr, daß er keinen Groschen zum Geschenk nahm, für sich nichts forderte, sondern bloß, was sein Herr verlangte. Und nun ließ er uns Zeit, Rath zu schaffen; schonte, soviel er konnte; und betrieb das ganze Geschäft ohne die mindeste Gewaltthätigkeit mit Ordnung und Güte. Je bekannter seine uneigennützige Rechtschaffenheit überall wurde, desto mehr beeiferte sich einjeder, das seinige zu leisten. Am Ende erhielt er die volle Summe, ohne den Ruin der Provinz, der unter andern Umständen unvermeidlich gewesen wäre, und die frommen Segenswünsche aller Menschen, die ihn als ihren Schutzengel verehrten, oben darein. Schwerlich hätte ein irreligiöser Officier so gehandelt. Der würde sich über eine solche Zärtlichkeit des Gewissens weggesezt, und sich, was auch für Uebel daraus

entstan-

entstanden wären, mit dem Befehle seines Herrn entschuldiget haben.

Polykarp.

Solche Beyspiele lehren denn doch wohl augenscheinlich, daß das gemeine Wesen durch den wohlthätigen Einfluß der Religion, die so gewissenhafte Menschenfreunde bildet, unendlich viel gewinne.

Kriton.

Wenn man nur in den niederen Ständen mehr Wirkung davon sähe. Aber bey den meisten Leuten ist die Religion bis izt nur größtentheils noch immer mechanisch. Wir haben bey uns verschiedene Kaufleute und Handwerksmänner, die vorzüglich fromm seyn wollen, aber andere Leute so gut betrügen, als die, die in keinem solchen Ruf der Frömmigkeit stehen. Einer unserer ersten Pietisten ist noch kürzlich über große Durchstecherey beym Schleichhandel ertappt worden.

Polykarp.

Der sogenannte Pietismus macht die wahre Frömmigkeit nicht aus. Wer wissentlich im Handel und Wandel betrügt, ist warlich nicht fromm. Der wirklich gewissenhafte Mann giebt sich mit ehrlosen Erwerbungsmitteln, mit Betrug und Schleichhandel nicht ab. Meines Erachtens macht das wahre Christenthum in allen Ständen redliche Leute, denn es verdammt alle Uebervortheilung des Nächsten im Handel und Wandel. Der aufrichtig fromme Hand-

werker jeder Art wird mich nicht vorsätzlich übertheuern, sondern mir so die bestellte, bedungene Arbeit liefern, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann. Einem leichtsinnigen Religionsverächter kann man diese Ehrlichkeit nicht zutrauen. Je mehr sich daher der Geist der wahren Religion unter alle Stände verbreitet, desto ehrlicher wird es auch in der Societät zugehen.

Kriton.

Auch desto patriotischer und uneigennütziger?

Polykarp.

Ganz gewiß. Gottesfürchtige Menschen sind nicht bloß gerecht, üben nicht bloß die Zwangspflichten, sondern opfern auch gern etwas zum allgemeinen Besten von ihren Vortheilen auf, lassen sich sehr bereitwillig finden von ihrem strengen Recht etwas nachzulassen, sobald des andern Wohl und Erhaltung darauf ankömmt. Sie umfassen alle ihre Mitbürger mit uneingeschränktem Wohlwollen. Ihr Herz steht jedem edlen Gefühl des Mitleids mit dem Nothleidenden offen. Der Arme bittet nicht vergeblich um Hülfe, wenn sie das Vermögen zum helfen haben. Das Schicksal Ihres Mitbürgers rührt sie, wie ihr eigenes, macht sie frölich mit den Frölichen, und weinend mit den Weinenden. An des Landes Wohl nimt niemand lebhaftern Antheil, als sie. Ich habe noch nie gesehen, daß ein gottesfürchtiger Mann in jedem Stande nicht auch ein

rechtschaffener Patriot gewesen wäre, und patriotische Tugenden mit Vergnügen geübt hätte. Erfahrungen müssen es bestätigen. Und wenn der Staat in seinen gottesfürchtigen Gliedern aus allerley Ständen solche rechtschaffen gesinnte, gut denkende Bürger hat: so sollte die Religion ihm nicht nützlich seyn?

Kriton.

Fragen Sie mich nicht mehr so, ich werde die Frage nie wieder verneinen. Aber noch eins: Wenn Sie den Bürger durch die Religion ehrlich, dienstfertig, wohlthätig machen; betriebsam in seinem Gewerbe möcht' er doch wohl nicht dadurch werden.

Polykarp.

Auch das dächt' ich doch; denn Fleiß und Arbeitsamkeit sind wahre Tugenden, wozu das Christenthum jeden Menschen in seinem Stande verpflichtet. Meinen Gemeingliedern muß ichs nachrühmen, seitdem sie durch wiederhohlte Vorstellungen zu der Einsicht gekommen sind, daß damit Gottes Wille geschehe, und seine weisen Absichten in ihrem itzigen Zustande dadurch befördert werden, haben sie sich weniger, als zuvor, durch Nothzwang zur emsigen Arbeit treiben lassen.

Philaleth.

Die Erfahrung spricht in unserer Stadt nicht weniger für die gute Wirkung der Gottseligkeit auch in dieser Absicht. Frage einmal unsern Magistrat,

Kriton, welche Bürger ihrem Gewerbe am fleißigsten obliegen, ihrem Hauswesen am ordentlichsten vorstehen, und sich in dem besten Wohlstande befinden? Die, in denen keine Furcht Gottes ist, die über Kirchengehen und Hausandachten, als über altfränkische Einfalt spotten? Oder die auf Frömmigkeit halten, des Sonntags mit Weib und Kind dem Gottesdienst beywohnen, und in den Werkeltagen ihre Arbeit emsig treiben? — Besuche sie nur selbst in ihren Wohnungen. Du wirst bald den Unterschied bemerken. Diese leztern erndten den Segen ihres täglichen Fleißes, und bauen ihr Haus wenn jene ihrem wollüstigen Müßiggange, einen Tag wie den andern, nachgehen, und binnen kurzer Zeit von dem Wohlstande herunter kommen, in dem ihre frommen, betriebsamen Väter sie gelassen hatten.

Kriton.

Ich will Dir auch fromme Leute nennen, die gern arbeiteten, und doch kein Brodt haben.

Philaleth.

Aber sie sind höchst ungeschickt, elende Pfuscher in ihrem Handwerk; darum läßt niemand, der sie einmal kennt, bey ihnen etwas machen. Oefters sind auch der arbeitenden Hände in einerley Art des Gewerbes zu viel für die Stadt. Sie können nicht alle Brodt haben; denn unter solchen Umständen geht es auch mit der Nahrung des ordentlichsten fleißigsten Arbeiters rückwärts.

Kriton.

Kriton.

Doch führen einige unserer Bürger ein stilles gottseliges Leben. Man sagt aber, bey ihrem emsigen Trachten nach dem Himmel, und steter Sorge für die Seele, wozu sie unablässig trieben, thäten sie für diese Welt gar nichts.

Philaleth.

Das thun sie auch nicht, und zwar aus höchst widersinnigen, verkehrten Grundsätzen, weil sie die Sorge für das zukünftige Leben, mit der Sorge für das gegenwärtige in geraden Widerspruch setzen. Der Schöpfer hat eines mit dem andern genau verbunden, und diese natürliche Verbindung zerreißen sie thörigter Weise. Unterscheide doch stets, wie schon Polykarp vorhin bemerkt hat, so genannten pietistischen Fanatism von wahrer Gottseligkeit. Unsere faulen Betbrüder treiben andächtigen Müssiggang, und der ist in seiner Art für das bürgerliche Gewerbe eben so nachtheilig, als der wollüstige. Du würdest sehen, wie sie ihr Brodt betteln müßten, wenn die Reichen aus der Brüderschaft, die von ihnen, wie sie sich ausdrücken, bekehrt werden, nicht abergläubisch genug wären, sie von ihrem Gelde ganz behaglich zu füttern. Wer nicht arbeitet, soll, nach der Schrift, auch nicht essen. Diese Art Menschen weiß sich wider Gottes Ordnung ihr gutes Brodt zu verschaffen.

Polykarp.

Kriton! wenn die Religion je solchen Fanatism begünstigte, und so ein beschauliches, müßiges Andachtsleben verlangte: so würde sie dem Wohl des Staats äußerst nachtheilig seyn. Die es lehrten, wären ganz unverständige Menschen, wirkliche Feinde der Societät. Es fehlt aber auch soviel, daß man unsern protestantischen Geistlichen dergleichen ungereimte Lehren beymessen könnte, daß sie vielmehr durch stetes Dringen auf treue fleißige Wahrnehmung der irdischen rechtmäßigen Berufsgeschäfte zur Beförderung der Industrie im Staat indirecte ebenfalls das ihrige beytragen.

Kriton.

Mit diesem Schluß wollen Sie mich auf das Resultat unserer Untersuchung führen, nämlich daß die Geistlichen sehr nützliche Männer im Staat, und zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft nicht nach dem Muster von U=pang abzuschaffen wären.

Polykarp.

Ja, lieber Kriton, ich würde heute mein Amt niederlegen, und meinen Stand mit jedem andern Stande, selbst mit dem des Tagelöhners vertauschen, wenn ich gewiß wüßte, daß ich ohne reellen Nutzen in der Welt arbeitete.

Kriton.

Sie sollen und müssen es behalten. Die Zweifel, die mir seit einiger Zeit an der Nützlichkeit ihres Standes ins Gemüth gebracht worden, sind gehoben.

hoben. Wenn dauerhafte Zufriedenheit und Glückseligkeit der Menschen in der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit, wenn rechtschaffene Sittlichkeit, allgemeines uneigennütziges Wohlwollen der Glieder des gemeinen Wesens unter einander, und selbst die Tugend des bürgerlichen Lebens so sehr auf der Religion beruhet, wie Sie und Philaleth selbige glauben und üben, so müssen diejenigen, die sie in einem Staat lehren, auch dem Staat zu sehr wichtigen Endzwecken behülflich seyn. Nur muß die Welt auch in den Gesinnungen und Handlungen der Geistlichen die Bestätigung der Wahrheit und Nützlichkeit ihrer Lehren sehen, sonst schaden sie doch mehr, als sie nutzen.

Polykarp.

Unfehlbar, denn die Laster der Geistlichen verderben alles Gute doppelt und dreyfach wieder, das sie sonst durch ihr Amt stiften. Aber seyn Sie auch, wie ich schon einmal erinnert habe, kein zu strenger Richter meines Standes. Verlangen Sie nie von dem Geistlichen, daß er ein ganz fehlerfreyer, engelreiner Mensch seyn soll.

Kriton.

Das verlange ich auch nicht. Vielmehr halte ich einem Mann Ihres Standes gern eine Uebereilung, einen Fehltritt zu gut, wenn ich nur sonst thätige Beweise habe, daß er durchaus rechtschaffen ist.

Polykarp.

Darüber wären wir also einig, daß die Religion einen wirklichen Einfluß in die äußerliche und innerliche Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft habe.

Kriton.

Ja! Allein folgt daraus schon von selbst, es sey deswegen nöthig und nützlich, daß die Geistlichen einen eigenen besondern Stand ausmachen? Ueber diesen zweyten Punkt haben wir uns noch zu besprechen.

Philaleth.

Für diesmal doch nicht, will ich hoffen. Wir müßten sonst die ganze Nacht durchplaudern.

Kriton.

Also morgen. Sie verlängern schon noch Ihren Aufenthalt bey uns ein Paar Tage, Polykarp.

Philaleth.

Vor übermorgen lass' ich Sie nicht weg.

Polykarp.

Es sey darum. Ich kann nicht vergnügter seyn, als bey Ihnen. Aber übermorgen ruft mich denn auch meine Pflicht nach Hause, und Pflicht muß doch stets dem Vergnügen vorgehen.

Philaleth.

Das freylich! Ich will Sie dann auch nicht aufhalten.

Sechstes Gespräch.

Sechstes Gespräch

Philaleth. Polykarp. Kriton.

Philaleth.

Wir wollen bey so schönem Wetter unsern Thee im Garten trinken. Da können Kriton und Polykarp endlich Frieden mit einander schließen.

Polykarp.

Die Präliminarien sind schon, was die Hauptsache betrift, unterzeichnet. Nur einige kleine Nebenartickel müssen noch abgemacht werden.

Philaleth

Wie ist's, Kriton? Hast Du noch etwas wider die Geistlichen auf dem Herzen? Oder bist Du mit ihnen ausgesöhnt?

Kriton.

Noch nicht völlig.

Polykarp.

Ich möchte meinem Stande doch gern die Freundschaft eines so wackern Mannes ganz abgewinnen.

winnen. Was ist Ihnen denn noch an unserm Orden nicht recht?

Kriton.

Gerade dies, daß die Herren seit so langer Zeit einen eigenen Orden ausgemacht haben, und noch fernerhin ausmachen zu wollen scheinen.

Polykarp.

Wenn die Religion Ihrem gestrigen Geständniß nach einen wichtigen Einfluß in das Wohl des Staats hat, so, dächte ich, wären ihre Diener doch auch nicht dem Staat unnütz und überflüßig.

Kriton.

Da verrathen Sie sich nun gleich wieder beym ersten Wort als geistlicher Ordensbruder, Polykarp — Diener der Religion! Als ob Sie das nun mit Ihren Amtsbrüdern allein wären! Als obs nicht jeder wahre Gottesverehrer eben so wohl auch wäre, und seyn müßte! Diene ich nicht auch der Religion, wenn ich ihr durch praktische Tugend Beyfall bey andern erwerbe? wenn ich meinen Sohn aufmerksam auf Gottes weise, wohlthätige Regierung mache? in meiner Tochter Herz fromme Empfindungen zu erwecken suche, oder einen Menschen von etwas bösem zurückhalte?

Polykarp.

Ausnehmend, Kriton, ausnehmend dienen Sie ihr damit. Nur ich nahm, dem Sprachgebrauch nach, das Wort: Diener der Religion, in

der

der engeren, Sie in weiterer Bedeutung. Ich meinte damit öffentliche Lehrer der Religion.

Kriton.

Also für etwas mehreres, als für Lehrer der Religion, wollen Sie unsere Geistlichen nicht gehalten wissen?

Polykarp.

Für nichts mehreres.

Kriton.

Sonst gaben sie sich doch für eigentliche Boten Gottes, für dessen erste Diener aus, die den hohen Beruf hätten, der Menschen Sache bey Gott zu führen, und deshalb die Schlüssel des Himmelreichs in ihren Händen trügen.

Polykarp.

Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, daß es sehr unbillig sey, wenn man unsern protestantischen Geistlichen dergleichen Ideen, die kein vernünftiger Mann von sich hat, andichtet. Einige neuere Schriftsteller machen spottweise viel Gerede davon. Es trift aber gar nicht uns, sondern lediglich die ehemaligen Hierarchen, dergleichen wir nicht seyn wollen. Richten Sie uns doch nach dem, wofür wir uns ausgeben. Wir können und wollen lediglich durch die Lehre Jesu, die wir öffentlich und besonders predigen, unsere christlichen Mitbürger auf den Weg der Gottseligkeit und Tugend leiten, sie nach ihrem moralischen Bedürfniß unterrichten, er-

mahnen, beruhigen, trösten, ihnen in Sachen des Gewissens, wenn sie unsern Rath verlangen, als wahre Freunde rathen. Mehr vermögen wir zu ihrer Glückseligkeit nicht beyzutragen.

Kriton.

Und aus welcher Macht, aus welchem Recht wollen Sie das vor andern Mitbürgern? Aus göttlichem, oder menschlichem?

Polykarp.

Aus menschlichem Recht, vermöge des Berufs, den wir dazu von der Obrigkeit, oder von solchen Personen, die zur Bestellung eines Predigers befugt sind, erhalten und von ihnen angenommen haben.

Kriton.

Des näheren göttlichen Berufs, worauf sich sonst die Geistlichen soviel zu Gute thun, rühmen Sie sich also nicht?

Polykarp.

Nein! Ich bin überzeugt, daß mich die göttliche Fürsehung zu dem Amt bestimmt, oder berufen hat, das ich bekleide, aber nicht näher, nicht unmittelbarer, als sie jeden andern ehrlichen Mann in sein Amt sezt, jeden meiner Mitbürger zu seinem Stande, zu der von ihm erwählten nützlichen Lebensart, beruft. Kriton wird mir doch den thörigten Stolz nicht zutrauen, daß ich mich für besser, und in Gottes Augen für werther und wichtiger halte, als alle meine übrigen Mitbürger.

Kriton.

Kriton.

Es ist wohl sonst nichts ungewöhnliches, daß sich die Geistlichen für Wesen von höherer Natur und Bestimmung halten, als uns Weltleute. Göttlicher Amtsberuf, Dienerschaft Gottes! davon pflegen sie gemeiniglich viel zu sprechen.

Polykarp.

Es müßten manchem noch so päpstliche Begriffe und Gesinnungen von Priesterwürde und Priestergewalt anhängen, sonst gewiß nicht. Wir Prediger sind so ganz gewöhnliche, natürliche Menschen, wie andere Leute; ganz aus demselben Stoff gebildet. Wenn die Religion, mit deren Wahrheiten wir uns oft beschäftigen, weil wir sie öffentlich lehren, uns weise und fromm macht, so können alle andere Menschen, die sie zu Herzen nehmen, das eben so wohl, wie wir, und in demselben Grade durch sie auch werden.

Kriton.

Ihre Bescheidenheit hat meinen ganzen Beyfall. Nur wäre die Frage: Ob der Staat überall eigener von ihm bestellter Religionslehrer nöthig hätte? Oder ob man ihrer entbehren könnte?

Polykarp.

Ich sollte denken, wenn Religionsideen und religiöse Gesinnungen den Menschen nicht angebohren würden, so müßten sie dazu, wie zu allen andern Erkenntnissen und Gesinnungen, durch Unterricht

und Erziehung erst angeleitet werden. Es müßte also der Jugend Unterweisung darin gegeben, die Lehren der Religion müßten auch öffentlich gepredi- get, Alte und Junge fortgesezt daran erinnert, und zu ihrer thätigen Ausübung erweckt werden. Da- mit nun das um so gewisser und ordentlicher zum allgemeinen Nutzen der Gesellschaft geschähe, müßte der Staat eigene tüchtige Männer dazu verordnen, und ihnen dies Geschäft auftragen.

Kriton.

Sie schließen zu viel aus den Prämissen, Po- lykarp. Unterricht, Erweckung zur Religion für das Volk muß allerdings im Staat seyn. Aber was braucht es dazu eigener besonderer Lehrer? Wir sollen ja, als gute Christen, alle geistliche Priester seyn? Kann nicht jeder Hausvater in sei- ner Familie, jede Hausmutter unter ihren Töchtern und Mägden, können nicht die weisesten, gottes- fürchtigsten Menschen in dem Zirkel ihrer Bekann- ten und Freunde diese Lehrer abgeben? Sollten nicht christliche Aeltern ihren Kindern bis ins sech- zehnte, achtzehnte Jahr so viel Erkenntniß von Gott und dem Evangelio Jesu beybringen können, als zur Beförderung frommer tugendhafter Gesin- nungen bey ihnen hinreichend ist?

Polykarp.

Wenn es aufs können ankömmt, Kriton, wa- rum nicht? Es würde zur Ausbreitung des allge-

meinen

meinen Geistes der Religion unter einem Volk wohl überaus vortheilhaft seyn, wenn dergleichen in jeder Familie geschähe. Aber wieviel richtige Erkenntniß von der Religion, wieviel wirklich praktisches Christenthum, welche ausgebreitete Liebe zum Wahren und Guten müßte man bey jedem Oberhaupt der Familien unter einem Volk voraus setzen, ehe sich so etwas mit Zuverläßigkeit von jedem erwarten ließe. Nehmen Sie die Welt, wie sie immer gewesen ist, und noch ist, nach ihrer moralischen Verfassung, auch bey der cultivirtesten Nation. Bedenken Sie die eigene Unwissenheit, oder doch höchst mangelhafte, unrichtige Religionserkenntniß vieler tausend Menschen in allerley Ständen; die üppige Lebensart, die rastlose Geschäftigkeit und beständige Gemüthszerstreuung des einen aufgeklärten, wohlhabenden Theils — und dann wieder den armselig drückenden Zustand, die Trägheit und dumme Einfalt des, mit saurer Mühe und Arbeit kaum sein nothdürftiges Brodt verdienenden, lasttragenden Theils der Menschen. — Was meinen Sie, wieviel Väter der Familien aus den hohen und niedrigen Ständen werden wohl Fähigkeit, Trieb, Zeit und Muße haben die eigenen Anführer zur Religion für die Ihrigen zu werden? Und sollte der Staat es wohl lediglich darauf ankommen lassen dürfen, daß es einjeder nach seinem Belieben selbst würde? Wenn Gotteserkenntniß und Gottesverehrung einmal das feste Band ist, welches die Glieder der menschlichen Ge-

sellschaft in sittlicher Ordnung zusammenhält: so sehe ich nicht ein, was der Staat für zweckmäßigere Verfügungen dazu treffen könne, als daß er eigene Religionslehrer bestellt, welche Junge und Alte über Sachen des Glaubens und Gewissens zu unterrichten haben. Diese öffentlichen Volkslehrer können doch, da sie sich ganz dem ihnen aufgetragenen Geschäfte widmen dürfen, den Leuten zur Berichtigung und zum Wachsthum ihrer Religionserkenntniß viel nützlicher werden, als jeder anderer, dem es an Geschicklichkeit und an Zeit dazu fehlt, wenn er auch den Trieb dazu hätte.

Kriton.

Wohl! Polykarp. Dazu sind öffentliche Schulen und Erziehungsanstalten. Da kann und muß der Jugend der nöthige Religionsunterricht ertheilt werden.

Polykarp.

Das geschieht ja auch, besonders in den niedern Schulen, ob man gleich izt in den höhern aus guten Ursachen die dazu gewidmete Zeit etwas abgekürzt und angefangen hat, Sprachen und Wissenschaften, die da eigentlich gelernt werden sollen, auch in den Stunden zu treiben, die man ehedem mit unfruchtbaren ascetischen Uebungen zubrachte.

Philaleth.

Ich weiß nicht, Kriton, ob Dirs in Deiner Jugend eben so, wie mir, ergangen ist. Auf der Schule meiner Vaterstadt wurde in den untersten

Classen

Classen der Katechismus, und in den höheren, zwey Stunden jeden Vormittag, Freilingshausens theologisches Compendium getrieben; die Sprachen und Schulwissenschaften aber wurden als profane Dinge mit viel wenigerem Eifer gelehrt. So viel weiß ich wohl, daß ich da nicht lernte, was eigentlich Religion ist. Dazu wurde mir in meinem sechzehnten Jahr der trefliche Unterricht eines rechtschaffenen Predigers nützlich. Er pflanzte Gesinnungen der Gottesfurcht in mein Herz, und lehrte mich über meinen Glauben vernünftig denken. Ich verdank' es seinem Unterricht, daß ich nachher die spöttischen Einwendungen der Ungläubigen wider die Religion abweisen, und die Zweifel, die ich so oft gegen Kirchenlehren mir selbst machte, oder machen hörte, mir und andern heben konnte.

Kriton.

Dies Glück habe ich nicht gehabt. Wörter und Formeln war alles, was ich bey meinem Prediger lernte. Für den Verstand war nichts in seinem Religionsunterricht, und fürs Herz noch weniger. Indessen galt ich doch für einen der besten Katechumenen, weil ich die Sätze des theologischen Compendiums wohl inne hatte, und die Beweisstellen dazu alle aufsagen konnte. In meinen erwachsenen Jahren habe ich durch eigenes Nachdenken und Lesen in der Bibel manches darin ganz anders und besser verstehen gelernt, als mirs zu der Zeit erklärt wurde.

Ich hatte schon damals zuweilen Zweifel, ob dies oder das auch wohl wirklich so seyn möchte, wie man michs lehrte, denn es kam mir manches sogar sonderbar und widersinnig vor. Aber alles Zweifeln in Religionssachen wurde mir immer als sündlich vorgestellt, und dabey gesagt, daß man in Glaubenspunkten stets seine Vernunft gefangen nehmen müsse. Es wurde mir auch wohl übel genommen, wenn ich Bedenklichkeiten dabey äußerte. Ich raisonnirte zu viel, hieß es. Da traute ich mir denn nicht, meine Zweifel merken zu lassen, und unterdrückte sie auch oft ehrlich, um mich nicht zu versündigen. — Es ist noch immer mit ein Hauptgrund, warum ich die Geistlichen anklage, daß sie größtentheils den Religionsunterricht der Jugend so höchst schlecht und nachläßig treiben. Wenn alle Prediger so die Jugend im Christenthum unterwiesen, wie ich unterwiesen worden bin, Polykarp, so würde ich Ihnen nicht einmal zugeben, daß wirklicher Nutzen dadurch gestiftet würde, sondern vielmehr behaupten, daß so eine Art des Unterrichts in den folgenden Jahren für gewisse Köpfe, wenn sie selbst zu denken anfangen, oder Einwürfe wider die Religion hören, äußerst nachtheilig sey, weil sie leicht dahin gebracht werden, mit manchen eingesogenen, nachher für falsch erkannten Lehrsätzen, das ganze Christenthum, als Priestergeschwätz wegzuwerfen.

Polykarp.

Ich rechtfertige keinen Prediger, der den Unterricht der Jugend aus Mangel an Einsicht, oder aus Bequemlichkeit nicht mit äußerstem Fleiß, und vorzüglicher Gründlichkeit treibt. Aber ich versichere auch, daß ein großer Theil unserer Jugend von vielen Predigern besser unterwiesen wird, als Sie denken, und daß es um die zunehmende Verwilderung der heranwachsenden Nachwelt noch viel schlimmer stehen würde, wenn dieser Unterricht nicht wäre. Ueberdies will ja nicht bloß die Jugend in der Religion belehrt seyn, wozu allenfalls durch Schullehrer allein Rath geschaft werden könnte, sondern auch bey den Alten müssen die Eindrücke der Religionswahrheiten auf das Herz ohn Unterlaß erneuert werden, wenn sie nicht mit der Zeit gänzlich ausgelöscht werden sollen. — Hiernächst ist es ja nicht genug, daß die Glieder der Societät allein innerlich Gott verehren. Es müssen doch auch gemeinschaftliche äusserliche Uebungen der Religion im Staat seyn. Wir müssen doch einen öffentlichen Gottesdienst, öffentliche Vorträge der Religionslehren haben, aus denen einjeder nach seinen Umständen und Bedürfnissen Unterricht, Trost, Erweckungen zum Guten, Ermunterungen zu seiner Pflicht, für sich nehmen kann.

Kriton.

Wir müssen das haben, sagen Sie? Warum denn müssen? Die Nothwendigkeit davon ist doch

nicht so gerade zu erweislich. Auf die innerliche Gottesverehrung, und ein gewissenhaftes Verhalten gegen Gott und Menschen, kömmt doch alles in der Religion an. Aeußerlicher Andachten bedarf der Höchste, der nur das Herz ansieht, von seinen Geschöpfen ganz und gar nicht.

Polykarp.

Er bedarf so wenig des einen, als des andern, denn er gewinnt durch unsere Verehrungen, sie mögen ihm innerlich oder äußerlich erwiesen werden, nichts. Aber wir Menschen bedürfen auch der äusserlichen Religionsübungen, um die innerliche Gottesverehrung bey uns zu unterhalten, zu beleben, zu verstärken. So wie durch den Gebrauch der äußerlichen Sinne doch ursprünglich alle religiösen Erkenntnisse, Gesinnungen und Empfindungen in unsere Seele kommen, so müssen sich diese Gesinnungen auch wieder durch äußerliche Handlungen an den Tag legen. Wir Menschen sind nicht bloß Geist. Wir haben auch Sinne. Eine bloß geistige Religion möchte eine Religion für Engel, aber nicht für Menschen seyn. Daher halte ich die Regel des Apostels Paulus: Dienet Gott mit eurem Leibe und mit eurem Geiste, welche sind Gottes, für ganz aus der menschlichen Natur hergenommen.

Kriton.

Rechnen Sie denn, Polykarp, zu der Gottesverehrung mit dem Leibe bloß die bey unsern Kirchenan-

chenandachten eingeführten äußerlichen Handlungen, das Falten der Hände, das Beten und Singen mit dem Munde, das Niederknien u. d. g.? Ich dächte, die Ausübung der gesamten christlichen Pflichten durch Handlungen des Leibes wären darunter zu verstehen.

Polykarp.

Die lezteren allerdings auch, und am vornehmsten; aber jene nicht weniger. Wenn vernünftige Menschen, die zusammen in einer bürgerlichen Gesellschaft leben, einmüthige Ehrfurcht für Gott hegen, und den Glauben an die Religion für die sicherste Stütze ihrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit halten: so dünkt mir in der Welt nichts natürlicher, als daß sie auch zur äußerlichen Bezeugung des grossen Werths, den sie auf die Religion legen, in gottesdienstliche Gesellschaften zusammentreten, also zu gewissen Zeiten, und an gewissen Orten, religiöse Versammlungen halten, deren Hauptzweck Anbetung Gottes, und Betrachtung der Religions- und Sittenlehre seyn muß.

Kriton.

Und diesen Versammlungen beyzuwohnen, soll dann für jeden ein Gesetz seyn?

Polykarp.

Für keinen, als der es sich freywillig zum Gesetz macht; denn Zwang stimmt nicht zur Religionsübung, die durchaus frey seyn muß, wenn sie Werth und Nutzen haben soll.

Kriton.

Kriton.

Kluge Leute, gelehrte Schriftsteller sogar, fangen ja aber izt an, für Pöbel zu erklären, was gedrucktes lieset und in die Kirche geht.

Polykarp.

Das thun sie. Allein mich dünkt, jedweder Mensch aus allen Ständen, der wahre Ehrfurcht für Gott im Herzen hat, wird sie auch von selbst öffentlich bezeugen, folglich den religiösen Zusammenkünften mit Vergnügen beywohnen, und, wenn er die Woche über in irdische Geschäfte zerstreut, nicht Zeit gehabt hat, an die Religion zu denken, sich am Sonntage gern daran erinnern lassen.

Kriton.

Dann und wann, oder unausgesezt?

Polykarp.

So oft, als er nicht durch wichtigere Pflichten, deren Erfüllung ihm zu eben der Zeit aufstößt, und keinen Aufschub leidet, davon abgehalten wird.

Kriton.

Und was soll bey solchen religiösen Zusammenkünften vorgenommen werden?

Polykarp.

Was bisher bey unserm öffentlichen protestantischen Gottesdienst ist vorgenommen worden, der in der Hauptsache doch gut und zweckmäßig eingerichtet ist, wenn er auch in Nebendingen mancher Verbesse-

besserung fähig wäre. Wir halten das Volk an heiliger Stäte doch nicht mit andächtigen Gaukeleien, mit abergläubigen, leeren Ceremonien auf, sondern wir ermuntern uns zur Verehrung Gottes durch Gesang und Gebet, haben öffentliche Vorträge über wichtige Wahrheiten, halten das heilige Abendmahl, und sammeln bey dieser Gelegenheit Almosen für Arme.

Kriton.

Heilige Stäten nennen Sie die Kirchen? Ist nicht jeder Ort heilig, wo man sein Herz zu Gott erhebt, und etwas gutes nach seinem Willen verrichtet?

Polykarp.

Allerdings! Ich nannte gottesdienstliche Versammlungsörter nicht des Orts wegen heilig, sondern des Zwecks halber, wozu sie bestimmt sind, nämlich zur öffentlichen Uebung der Religion, der heiligsten und ehrwürdigsten Sache in der Welt. Die bekannten gottesdienstlichen Handlungen in protestantischen Kirchen sprechen doch, Ihrem eigenen Urtheil nach, diesem Zweck zu.

Kriton.

Ja! wenn die Gesänge vernünftig und geistreich, die Predigten populär, unterrichtend für allerley Zuhörer, die Communionen von Aberglauben entfernt sind, und mit Verstand, mit ungeheuchelter Andacht gehalten werden: so ist's gut, und ich habe nichts dawider.

Poly=

Polykarp.

Diese Antwort thut mir nicht Genüge, Kriton. Halten Sie denn den öffentlichen Gottesdienst nicht für pflichtmäßig, nothwendig, unentbehrlich in einem christlichen Staate?

Kriton.

Dies kann ich nicht so gerade zu bejahen. Wo ist denn im neuen Testament der ausdrückliche göttliche Befehl dazu? Ich finde nicht, daß Christus für die Bekenner seines Evangelii einen öffentlichen Gottesdienst eingerichtet und angeordnet hätte. Ich finde nicht, daß die Apostel gesagt hätten: Ihr Christen, bauet in jeder Stadt etliche, und in jedem Dorf eine Kirche, setzet Prediger dabey an, und geht des Sonntags, oder an hohen Festtagen hinein, und singt ein Lied, und laßt euch eine Predigt halten. Von dem allen steht kein Wort in den Schriften der Evangelisten und Apostel.

Polykarp.

Aber Jesus gieng doch auch in den Tempel, ließ sich belehren, solang' er jung war, und lehrte selbst, da er ein Mann ward. Durch diese Theilnehmung an der öffentlichen Gottesverehrung bezeugte er doch wohl seine Achtung dagegen. Die ersten Christen hielten doch auch religiöse Versammlungen. Man brach das Brodt dabey, man predigte, und die Apostel machten es den Gliedern der Gemeine zur Pflicht, nicht die gottesdienstlichen Versammlungen, wie

schon damals etliche pflegten, zu verlassen, sondern sich selbst unter einander durch geistliche Lieder, und lehrreiche Ermahnungen zur Gottseligkeit zu ermuntern — Solange die Christen unter dem Druck waren, und ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, solange konnten sie auch keinen öffentlichen Gottesdienst in öffentlichen Häusern anordnen. Da sie ihr Haupt nachher freyer empor heben durften, war es natürlich, daß ein öffentlicher Gottesdienst unter ihnen aufkam.

Kriton.

Wenn nur nicht von der Zeit an, auch die Verderbniß in der Christenheit angegangen wäre!

Polykarp.

Das mag seyn, es gehört aber hier nicht her. Der öffentliche Gottesdienst war daran wenigstens nicht schuld.

Kriton.

Ja wohl! lieber Freund. In den Tempeln und an den Altären, die die Christen von Constantins Zeiten an bekamen, wurde die Einfalt des Glaubens nicht mehr gelehrt, die Reinigkeit der Sitten nicht mehr befolgt, die den Christen sonst eigen gewesen war, da sie noch in stillen Wohnungen und verborgenen Winkeln Gott in dem wahren Geist des Evangelii anbeteten.

Polykarp.

Keinen Trugschluß, Kriton! Die Christen des vierten Jahrhunderts hätten einen öffentlichen Gottesdienst

tesdienst haben, und doch bey ihrer edlen Glaubens-einfalt reines Herzens bleiben können, wenn nicht andere Umstände sie verderbt hätten. Oeffentliche Gottesverehrung entspringt natürlich aus jedem Religionsglauben, dem ein Volk zugethan ist. Haben nicht alle Völker des Erdbodens von je an zur Ehre der Gottheit, die sie glaubten, religiöse Versammlungen gehalten, und ihr öffentliche Anbetungen geleistet? Und wir Christen, die wir zugleich den öffentlichen Unterricht des Volks zur praktischen Religionsübung damit verbinden, wir sollten keine öffentlichen Gottesverehrungen haben? Denn müßten wir die einzigen seyn, die sich von der Natur entfernten, und christliche Staaten müßten den daraus entspringenden gemeinen moralischen Nutzen nicht haben wollen, den alle nicht christliche Staaten dadurch zu befördern suchten. Wenn auch weiter keine Gründe für die öffentliche Religionsübung vorhanden wären, so würde dieser allein hinlänglich dafür reden.

Kriton.

Sind Sie denn auch des moralischen Nutzens, den Sie davon erwarten, gewiß?

Polykarp.

So gewiß, Kriton, als ich versichert bin, daß die gesammte Masse von christlicher Religionserkenntniß, von ächter Gottesfurcht und Tugendliebe, die unter dem Volk vorhanden ist, durch die öffent-

lichen

lichen Religionsvorträge unter uns erhalten wird. Sie würde um ein merkliches vermindert werden, wenn wir selbige abschaffen sollten. Ich sehe nicht ein, durch was für ein Mittel religiöse und moralische Gesinnungen unter den Menschen sicherer könnten erhalten werden.

Kriton.

Berechnen Sie den Nutzen des öffentlichen Gottesdienstes nicht zu groß Wenn der größte Theil des Volks denselben nicht als einen Gott entrichteten wirklichen Tribut ansähe, wodurch man sich von aller weiteren Gewissenspflicht loskaufte; wenn es aus der Theilnehmung an selbigem nicht ein bloßes opus operatum machte; so möcht' er Nutzen schaffen. Aber bey so irrigen Ideen vom öffentlichen Gottesdienst, und bey so vielen Misbräuchen desselben wird er eher schädlich, als nützlich.

Philaleth.

Unsere Geistlichen thun wohl soviel, als sie können, um das Volk von solchem Wahn abzubringen. Sie sagen ja oft genug, daß man die öffentlichen Andachten nicht als wirkliche Dienstleistungen, womit man Gott einen ihm vortheilhaften Gefallen thäte, nicht als öffentliche Ehrenbezeugungen und Aufwartungen, wie die Diener eines großen Herrn an gewissen feyerlichen Courtägen sie ihrem Fürsten machen, ansehen soll. Sie lehren beständig, daß der öffentliche Gottesdienst ein nützliches Hülfsmit-

tel zur Beförderung der Gottseligkeit sey, nicht aber allein die ganze Frömmigkeit ausmache, oder deren Stelle vertrete. Und so ihn angesehen, Kriton, wirst Du seinen ausgebreiteten sichern Nutzen nicht leugnen. Wenn er auch nicht immer bey jedem Individuum soviel Frucht schafft, als er schaffen könnte; wenn seine Wirkungen nicht überall sichtbar in die Augen fallen: so wirkt er doch öfters unmerklich im Verborgenen so gute moralische Gesinnungen, als keine anderweitige bürgerliche Anstalten und Gesetze je würden in den Gemüthern hervorgebracht haben.

Kriton.

In vorigen Zeiten möchte dies Argument gegolten haben. Als noch keine gedruckte Bücher in der Welt waren, mag die öffentliche Predigt der Religionslehren das einzige Mittel gewesen seyn, Gottesfurcht und Sittlichkeit unter den Menschen zu erhalten. Aber nachdem einjeder sich mit der Lectür helfen, einjeder selbst lesen kann, was Gott und das Gewissen von ihm fodert, so brauchen wir der öffentlichen Predigten unserer Geistlichen nicht mehr.

Philaleth

Das beweiset nur, wir brauchen nicht mehr so viel Predigten, wie vormals, da wir der Beyhülfe zur Beförderung religiöser, moralischer Gesinnungen unter den Leuten durch die Lectür noch entbehrten.

behrten. Aber ganz werden wir ihrer nimmer entübriget seyn können. Unter hundert Menschen sind kaum dreye, die mit Verstand und Nutzen lesen können und lesen wollen, oder wenn sie könnten und wollten, das Vermögen haben, sich die besten nützlichsten moralischen und Religionsbücher anzuschaffen. Aber hören kann einjeder die öffentlichen Predigten, wenn er will, und von dem Hören der Religionswahrheit läßt sich für die meisten Menschen noch mehr Nutzen, als von dem eigenen Lesen erwarten. Eine einzige gute Predigt befördert bey den Tausenden, die sie hören, mehr richtige Religionseinsichten und Gesinnungen, als wer weiß wie viel Schriften, die eben diesen Tausenden unbekannt bleiben. Vox viua docet, gilt auch hier. Wie sehr einsichtsvolle rechtschaffene Prediger durch ihre Vorträge auf den Verstand und auf das Herz der Menschen wirken, das zeigt sich nicht deutlicher in der Erfahrung, als bey Landgemeinen, die man übersehen kann. Beobachte einmal die Denkungsart und die Sitten der Landleute, die so glücklich sind, einen solchen Prediger zu haben, und vergleiche damit die Einsichten und Gesinnungen einer andern Gemeine, bey der ein unwissender schlechter Pfarrer steht, und gieb Acht, ob Du nicht unter beyden einen merklichen Unterschied finden wirst. Erinnere Dich, was Du selbst Polykarpens Gemeine nachgerühmt hast.

Kriton.

So sorge also der Staat für geschickte, würdige Prediger. Nur sehe ich nicht ein, warum sie die Alleinlehrer der Religion seyn sollen, und warum man ihnen nicht nebenher noch andere Geschäfte anweiset, wodurch sie ebenfalls der Gesellschaft nützlich würden. Mit dem geschlossenen Predigerorden ist es doch keine göttliche Anordnung, sondern bloß menschliches Herkommen. In den ältesten Zeiten finden wir das nicht. Die jüdischen Priester waren auch wohl zugleich Aerzte und Richter. In Egypten konnten sie Könige, in Rom Consuls, und was sie sonst wollten, werden.

Polykarp.

Mit den jüdischen und heidnischen Priestern lassen sich unsere Prediger gar nicht vergleichen. Diese sind Lehrer der Religion, das waren jene nicht, welche eigentlich bloß dem öffentlichen Gottesdienst vorstanden, die Opfer besorgten und für das Volk darbrachten. Unsere protestantischen Prediger sind durchaus keine Priester, denn wir haben keine Opfer, wie Juden, Heiden, Katholiken. Die Propheten, die Gesezlehrer der Juden, die Weltweisen der Griechen lassen sich mit ihnen vergleichen. Von denen kam der eigentliche Religionsunterricht, wie er bey uns von unsern Predigern kömmt.

Kriton.

Gut! Aber warum sollen und müssen sie ihn allein geben? Gieng' es denn nicht füglich an, Polykarp,

lykarp, daß auch beym öffentlichen Gottesdienst zuweilen ein Arzt, ein Officier, ein Rechtsgelehrter, ein Kaufmann und jeder anderer, der Trieb und Gabe zu reden hat, aufträte, und ein Wort der Lehre und Ermahnung an die Gemeine richtete? So war es ja in der ersten Christenheit. Warum soll denn die Kanzel nur den Predigern offen stehen, für alle andere weise und gute Christen aber verschlossen seyn?

Polykarp.

Wenn es eingeführt wäre, sollte die meinige gern jedem offen stehen. Da manche Weltleute so wohl an Religionserkenntniß, als anderweitigen Geistesgaben und Fähigkeiten, die der Volkslehrer billig besitzen muß, manchen Prediger weit übertreffen: so bin ich versichert, wir würden von diesem und jenem sehr gemeinnützige, vortrefliche Vorträge zu hören bekommen. Vielleicht möchten sie es uns, denen gemeiniglich etwas von der wissenschaftlichen Schulsprache anklebt, im populären Vortrage noch zuvorthun. Und auf die Zuhörer würd' es ohne Zweifel großen Eindruck machen, wenn zuweilen ein angesehener Mann weltlichen Standes für die gute Sache der Religion öffentlich ein ernsthaftes Wort mit Geist und Salbung redete. Nur dünkt mich, es würden sich nicht eben viele finden, die Neigung und Dreistigkeit genug dazu hätten.

Kriton.

Die leztere würden sie durch Uebung bald erlangen, wenn ihnen das Predigen nur erlaubt wäre.

Philaleth.

Nim mir nicht übel, lieber Kriton, daß ich etwas über Deinen Einfall lächele: Du willst, daß alles solle Prediger seyn können. Diese Idee lacht Dir so an, wie die Vorstellung von größerer Gleichheit und Vermischung der verschiedenen Stände in der Welt, jenem vom neuesten Geniewesen angesteckten Schriftsteller, der das so nützlich für die Welt fand, wenn der Gelehrte zu dem Fürsten sagte: Bruder Fürst, ich werde diesen Abend eine Milchsuppe bey dir essen; und Bruder Fürst, mein Sohn hat deine Tochter lieb, ich denke doch, du wirst sie ihm zur Ehe geben. Würde sichs, auf den egalen Fuß mit den vornehmen Herren umgegangen, nicht noch einmal so angenehm leben lassen, dacht' er, als bey der großen bisherigen Absonderung der Stände von einander. Du kömmst mir beynahe auch so vor, da Du, wiewohl in anderer Art, den geistlichen und weltlichen Stand in einen schmelzen willst. Hast Du auch alle Inconvenienzen dabey überlegt?

Kriton.

Was für Inconvenienzen?

Philaleth.

Deren, dächte ich, würden sich genug finden. Sollten nicht, zum Beyspiel, bald allerley Mis-

bräuche daraus entstehen, wenn jeder die Freyheit hätte, öffentlich in der Gemeine zu reden, heute ein Staatsmann, morgen ein Feldherr, übermorgen ein Finanzbedienter, und den vierten, fünften Tag ein Kaufdiener und ein Handwerksmann. Einer wäre doch in der Gemeine so gut, wie der andere. Das Beyspiel der ersten Kirche bestätigt die Misbräuche, die ich besorge, und gab dem Apostel Jakobus Anlaß zu rathen: Es möchten sich nicht viele unterwinden Lehrer zu seyn. Wer sollte z. B. wenn mehrere reden wollten, und alle etwas nöthiges und nützliches sagen zu können, sich einbildeten, wer sollte alsdenn entscheiden, wem der Vorzug gebühre? Der Mann mit dem Ordensbande könnte doch hier nicht mehr Prätension machen, als der geringste Bürger. Der zurückgesezte, sey er, wer er sey, würde sich immer beleidigt finden, und was unter den Gemeingliedern für Mishelligkeiten, Neid und andere üble Gährungen daraus entstehen würden, ist leicht abzusehen.

Polykarp.

Wenn Sie ein Mittel wissen, Kriton, diesen und vielen andern Unmoralitäten zu steuern; wenn Sie es verhindern können, daß die Vielen, die in der Gemeine Sprecher seyn wollen, sich mitunter auch nicht einander widersprechen — Denn an Symbolen werden Sie doch vermuthlich keinen binden wollen? — so habe ich nichts dawider, daß

 jeder

jeder ohne Unterschied der Stände auf die Kanzel trete, und mit dem Prediger abwechsele. Wenn Sie aber dazu, wie ich glaube, schwerlich ein Mittel ausfündig machen möchten: so würde es doch wohl, meines Erachtens, zur Erhaltung guter Ordnung und Eintracht in der Gemeine, am besten seyn, daß es beym Alten bliebe, und die von der Obrigkeit bestellten Lehrer allein die Befugniß hätten, in der gottesdienstlichen Versammlung öffentlich zu reden.

Kriton.

So könnte man wenigstens den Predigern, die doch nicht alle Tage öffentlich zu reden, und wenn sie predigen, nur eine Stunde zu reden haben, noch neben her ein anderes Amt geben, wodurch sie dem Staat nützlich würden.

Polykarp.

Wollen Sie die Predigten aus dem Stegegreif gehalten, oder gründlich ausgearbeitet haben?

Kriton.

Natürlicher Weise das leztere.

Polykarp.

Sind denn die Predigten binnen so kurzer Zeit entworfen, durchgedacht, niedergeschrieben, und wieder ins Gedächtniß gefaßt, als sie hernach gehalten sind? Hat jemand, wie mancher Prediger bey grossen Gemeinen, die Woche über mehrmal öffentlich zu reden, so muß er schon ein Mann von vorzüg-

lichen

lichen Talenten seyn, wenn er lauter Meisterstücke auf die Kanzel bringen soll. Und nur bey einer eisernen Gesundheit ließe sich die fortwährende Anstrengung der Kräfte lange aushalten, die das Denken, Schreiben, Memoriren und Ablegen mehrerer vollkommener Predigten in einer Woche erfordern würde.

Kriton.

Es sollte nicht so viel gepredigt werden, lieber Polykarp. Weniger und besser dafür, als von den meisten geschieht!

Polykarp.

Ey nun ja! das wäre recht gut und ließe sich alsdenn das leztere auch thun. Viel predigen macht den Leib müde, und den Geist stumpf. Wer wenig predigt, kann besser predigen.

Kriton.

Dabey käme auch mehr Nutzen für die Zuhörer heraus, und dann behielten unsere Prediger zu andern Geschäften, die dem Staat zu gute kommen könnten, noch Zeit genug übrig.

Polykarp.

Ehe sie an fremde Geschäfte kämen, würden denn doch noch erst viel andere zu ihrem Amt gehörige Verrichtungen zu besorgen seyn.

Kriton.

Ich weiß, was Sie meinen. Der Prediger, wollen Sie sagen, soll auch die Woche über mehr-

mal katechisiren, Kranke besuchen, das Abendmahl ausspenden, Kinder taufen, Brautleute kopuliren, die Communicanten zubereiten, Beichte hören, zur Leiche gehen, Leichenreden halten u. s. w. Aber wissen Sie, was ich von allen diesen geistlichen Handlungen denke?

Polykarp.

Was denn?

Kriton.

Daß, die Katechisationen ausgenommen, die ich für noch nützlicher, als die Predigten halte, alle übrigen bloße Zeitversäumnisse sind, wodurch kein reeller Nutzen gestiftet wird. Wozu z. B. die häufigen Krankenbesuche? Lassen Sie die Leute das Amt des Predigers in gesunden Tagen nutzen: so werden sie ihm auf dem Kranken- und Sterbebette nicht vergebliche Mühe machen dürfen.

Polykarp.

Lieber Kriton! die Leute sind allerdings zu tadeln, welche in gesunden Tagen den Gedanken an Gott und den Zustand ihrer Seele, an deren Unsterblichkeit und Schicksal nach dem Tode, weit fern von sich seyn lassen; wenn sie aber krank werden und zu sterben fürchten, nicht eilig genug den Prediger bekommen können, der sie dann, ihrer Meinung nach, in den Himmel bringen soll. Aber wenn selbst von solchen Leuten in kranken Tagen dem Prediger Gelegenheit gegeben wird, sie an versäumte

wichti-

wichtige Pflichten zu erinnern, und gewissenhafte Ueberlegungen und Entschließungen bey ihnen zu erwecken: so ist doch das immer gut, und des Predigers Pflicht, dieser Gelegenheit wahrzunehmen.

Kriton.

Auf Ihr Gewissen! Polykarp, können Sie denn mit einem Kranken, der im hitzigen Fieber liegt, oder von der reißenden Gicht geplagt wird, oder sonst eine schwere Krankheit hat, irgend etwas über Glaubens- und Gewissenssachen, das Ueberlegung erfordert, sprechen? Können Sie dem schon im Scheiden begriffenen noch weiter das geringste helfen? Und doch wird man Sie oft zu dergleichen Patienten gerufen haben.

Polykarp.

So lange wart' ich mit meinen Besuchen nicht, sondern wenn ich erfahre, daß jemand in meiner Gemeine krank ist, gehe ich von selbst zu ihm.

Kriton.

Nimt man Sie denn, wenn der Kranke noch in keiner Todesgefahr ist, auch gern an?

Polykarp.

Ich habe noch bey keinem bemerkt, daß ich ihm anders, als sehr willkommen, gewesen wäre.

Kriton.

Unsern vornehmen Stadtleuten würden Sie es nicht seyn. Besuchen Sie hier manchen Kranken

ungerufen, so glaubt das ganze Haus, Sie sind ein Bote des Todes, und wenn der Patient noch nicht gar zu schlecht ist, werden Sie schwerlich vorgelassen. Man führt Sie in ein Nebenzimmer, und macht Ihnen tausend Entschuldigungen. Entweder der Kranke schläft in dem Augenblick, oder befindet sich an dem Tage ruhig; der Arzt hat verboten, mit irgend jemanden zu sprechen; man will ihn durch Ihren Zuspruch nicht in Unruhe und Schrecken setzen. Also gehen Sie unverrichteter Sache nach Hause. Ein Paar Tage darauf wird es mit dem Kranken äußerst gefährlich. Nun eilt man, wenn es auch zur Mitternacht wäre, Sie zu hohlen, um den Sterbenden noch mit dem heiligen Abendmahl zu versehen. Sie kommen und finden Sinne und Verstand schon verschwunden. Kann man den Prediger unnützer belästigen? Ist die Zeit, die er damit zubringt, nicht verlohren?

Polykarp.

In dem angeführten Fall wäre sein Besuch freylich zur Unzeit, und viel zu spät. Aber setzen Sie einen gottesfürchtigen Kranken, von dem der Prediger nicht mit abergläubiger Furcht als ein Bote des nahen Todes, sondern als ein Freund, der ihn ohne feyerliche Amtsmiene freundschaftlich besucht, angesehen wird, sollte ich denn nicht in den Umständen nützlich werden können? Auch er bedarf Trost und Aufrichtung des Gemüths. Es wird ihm

sicher=

sicherlich zur Beruhigung gereichen, wenn ich ihm Geduld und Trost zuspreche, und mir wird es viel werth seyn, wenn ich zur ruhigen Fassung seiner Seele durch meinen Zuspruch etwas beygetragen habe.

Kriton.

Gut! auf die Art will ich den Geistlichen das Krankenbesuchen nachlassen. Aber die übrigen vorhin gedachten geistlichen Handlungen, das feyerliche Ausspenden des Abendmahls, das Kindertaufen, die Kopulationsreden, das Beichthören, die würden in dem Staat, wo ich das Religionswesen einzurichten hätte, dem Prediger sämtlich abgenommen.

Polykarp.

Also wollten Sie die beyden feyerlichen äußerlichen Religionsgebräuche, die der Stifter unsers Glaubens für seine Bekenner zu guten Zwecken angeordnet hat, eingehen lassen? öffentliche Gottesverehrungen ohne alle äußerliche symbolische Handlungen haben?

Kriton.

Das nicht. Die Communionen mögen seyn. Aber das Consecriren des Brodts und Weins, das Austheilen desselben durch den Prediger, das Kindertaufen durch den Prediger ist unnöthig. Denn davon hat man in der ersten Christenheit nichts gewußt. Da konnte jeder lehren und taufen, wer wollte. Die Kindertaufe war in den ersten Jahrhunder-

hunderten gar nicht üblich, und da sie aufkam, durfte sie nicht gerade ein Geistlicher, es konnte sie jeder Laie verrichten. Das Abendmahl hielten die ersten Christen in ihren Häusern unter sich, zum Gedächtniß Jesu, nach geendigter Mahlzeit. Der gemeine Gebrauch war, daß man das Brodt in zertheilten Stücken hinlegte, und jeder sodann sein Theil davon nehmen, und essen konnte. An eigener Weihung des Brodts und Weins, an Ausspendung desselben durch die Hände eines Kirchendieners, wurde nicht gedacht. Alle diese Dinge sind ja erst im Pabstthum aufgekommen. Warum sollte man sie nicht zur Ersparung unnöthiger Zeitversäumniß für die Prediger, die ich dafür anderwärts nützlicher beschäftigen wollte, wieder abschaffen?

Polykarp.

Lieber Kriton! es war zu der Apostel Zeiten, so wohl in der Lehre, und in dem Verhalten der Christen, als in Absicht auf äußerliche Religionsgebräuche vieles anders, als es izt ist. Es fehlt uns aber auch aus den ersten christlichen Zeiten an hinlänglicher Nachricht, bestimmt zu sagen, wie dieses oder jenes eigentlich war. Ueber etliches, das Sie eben angeführt haben, kann ich Ihnen nicht mit Grund widersprechen. So oft auch in den ältesten Kirchenscribenten vor dem dritten Jahrhundert der Taufe der Erwachsenen Erwähnung geschieht, so findet man doch nicht darin der Kindertaufe gedacht,

und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie erst vom dritten, vierten Jahrhundert an aufgekommen sey. Aber da sie einmal eingeführt, da es an sich sehr zuläßig ist, das unschuldige Kind Gott im Gebet zu empfehlen, und es durch eine solche feyerliche Einweihungsceremonie in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen: so mögen wir sie in Gottes Namen behalten, wenn wir nur keine abergläubige Begriffe von der Taufe haben, sie nach einer vernünftigen liturgischen Formel verrichten, und das heranwachsende Kind nachher in dem christlichen Glauben wohl unterrichten, bis es denselben selbst öffentlich bekennen kann.

Kriton.

So könnte doch indessen, wie bey den ersten Christen, auch einjeder Laie sein Kind selbst taufen; was brauchen wir denn dazu Prediger?

Polykarp.

Bloß zum Taufen wollen wir auch keine Prediger haben. Ueber ihr Hauptgeschäft sind wir schon einig. Wenn aber die Taufhandlung, wie das Abendmählhalten einmal äußerliche christliche Religionsgebräuche sind: so dünkt mirs doch, ohne alle Rücksicht auf eingeführte Gewohnheit, der Natur der Sache sehr gemäß, daß wir diese Handlungen auch den Lehrern der Religion auftragen. Diese haben denn dafür zu sorgen, daß dergleichen Handlungen, die vernünftiger Weise stets eine gewisse

Würde und Ordnung unter den Christen behalten müssen, auf eine würdige Weise verrichtet werden.

Kriton.

Ich halte dafür, Polykarp, daß damals, als die guten ehrlichen Christen noch hin und her in den Häusern das Brodt brachen, als noch kein Priester es weihete und den gegenwärtigen in den Mund gab, sondern jeder sich seinen Theil davon selbst nahm, das Nachtmahl mag viel würdiger seyn gehalten worden, als heut zu Tage, wo die kläglichsten Misbräuche damit getrieben werden.

Polykarp.

Um Vergebung! Kriton, so ganz genau scheinen Sie mir doch von den äußerlichen Gebräuchen der altchristlichen Communionen nicht unterrichtet zu seyn. Daß schon zu des Paulus Zeiten in der korinthischen Gemeine große Unanständigkeiten und Unordnungen dabey vorgiengen, können Sie bey diesem Apostel lesen. Aus den ältesten christlichen Schriftstellern wissen wir, wenn damals Lehrer und Aufseher der Gemeinen in der Gesellschaft, die das Gedächtnißmahl Jesu hielten, gegenwärtig waren: so hielten auch diese auf Ordnung, brachen das Brodt, und theilten den Kelch aus. Es wurden auch Gebete, Danksagungen an Gott für seine Wohlthaten durch Christum, dabey verrichtet. Die Bestimmung der äußerlichen Elemente zum religiösen Zweck durch solch Gebet, nannte man eine Heiligung

ligung, oder Absonderung derselben vom gemeinen Gebrauch zum gottesdienstlichen; wobey man aber freylich die Begriffe, die man nachher im Pabstthum damit zu verbinden angefangen hat, damals gar nicht hatte. — Daß die Obrigkeit also noch immerfort den Predigern mit dem Lehrer der Religion auch zugleich die Verwaltung der sogenannten Sacramente aufträgt, scheint mir so vernünftig, daß man, statt darin etwas zu ändern, vielmehr gerade dazu rathen müßte, wenn ihnen solche bisher noch nicht eigen gewesen wäre; denn sie steht mit dem Amte keines andern Staats, Krieges und Civilbedienten in so genauer Verbindung, als mit dem Amte des Religionslehrers.

Philaleth.

Gewisse Leute, Polykarp, wollen ewige Reformen in der Kirche und dem Staat machen. Sie kehrten das unterste zu oberst, wenn es von ihnen abhienge, und sehen über dem Abschaffen des Alten, das natürlich gute und vernunftmäßige nicht, das wir in so manchen kirchlichen und politischen Einrichtungen wirklich von unsern Vätern geerbt haben.

Polykarp.

Ja wohl schüttet man oft das Kind mit dem Bade aus. Wem es um Beförderung wahrer Religion zu thun ist, sollte dem Aberglauben und den Misbräuchen bey religiösen Handlungen wehren helfen, aber zum rechten Gebrauch derselben rathen.

Kriton.

Ganz recht, Polykarp. Dann sollten aber auch unsere Geistlichen das Volk über Taufe und Abendmahl gesünder belehren, als noch von den meisten geschiehet. Ich will Ihnen doch neue Schriften von berühmten Gottesgelehrten zeigen, in denen die widersinnigsten Dinge darüber gesagt werden.

Polykarp.

Leider! dergleichen Schriften geben denn auch Weltleuten von solchem Geist, wie der Fragmentist, treflichen Stoff über jeden Geistlichen, als über einen Dumkopf zu spotten, und die simpeln ehrwürdigen Handlungen der Taufe und des Abendmahlhaltens ins Lächerliche zu ziehen.

Kriton.

Sie werden am Ende noch alle gewöhnliche Amtsverrichtungen unserer Prediger, als unschädlich, und wohl gar gemeinnützig vertheidigen wollen.

Polykarp.

Das denke ich. Ich sage Ihnen noch einmal, daß ich jedes Geschäft meines Amts einstellen würde, sobald ich sähe, es wäre durchaus für jeden unnütz.

Kriton.

Die Copulationen der Verlobten sind es doch gewiß. Ists denn nicht bloß menschliche Anordnung damit? Im Pabstthum hat man sie doch aufgebracht. Die Priester wollten alles unter ihre Gewalt

walt, von allen, auch nicht kirchlichen Verbindungen, ihre Vortheile ziehen.

Polykarp.

Das ist nicht zu leugnen. Einen göttlichen Ursprung haben die Copulationen nicht, das wissen wir alle. Aber sie geschehen auch noch in protestantischen Ländern nach fortwährenden bürgerlichen Statuten, und für die Descendenten der Verehelichten hängen daran große bürgerliche Vortheile. Ein weiser Mann sollte sie nicht verlachen, so lange sie im Staat gesetzmäßig sind. Trotz des kindischen Spottes, den der Pundit in U-pang damit treibt, habe ich doch schon manchem Ehepaar bey ihrer Einsegnung ein gut Wort gesagt, dessen sie sich hernach bey Führung ihrer Ehe gelegentlich mit Nutzen erinnerten.

Kriton.

Aber ein ernsthafter Schriftsteller hat neuerlich in der Berlinischen Monatsschrift seine Gedanken darüber gesagt, daß es wohl gut wäre, wenn man die Geistlichen mit der Copulation der Verlobten nicht weiter bemühete. Er besteht besonders auf dem Argument, daß es durch die sogenannte priesterliche Einsegnung das Ansehn gewönne, als ob die Ehecontracte allein in der Societät durch die Religion eine gewisse Sanction erhalten müßten, welche doch billig alle Verträge haben sollten, weil nach göttlichen und menschlichen Gesetzen der eine so ehrlich und

unverbrüchlich müsse gehalten werden, als der andere, bis es den contrahirenden Theilen von selbst gefiele, den Vertrag aufzuheben.

Polykarp.

Unfehlbar hat man eingesehen, daß dem Staat durch leichtsinnige häufige Aufhebung der Ehecontracte besonders großer Nachtheil zuwachse, und aus diesem Grunde ihnen eine noch feyerlichere Sanction, als andern Verträgen, geben wollen. Es käme darauf an, ob bey den Vorschlägen, die der Hr. v. K. zur beliebigen Aufhebung des gemachten Bündnisses der VerehelIigten, und zur Einführung des Concubinats thut, der Staat sich besser und glücklicher, als bisher, stehen würde. Wenn mich nicht alles betrügt, so steht die Erziehung der in unsern bisherigen bürgerlichen legalen Ehen erzeugten Kinder auf einem unendlich sicherern Fuß, als die Erziehung derer, die aus dem Concubinat entsprossen sind. Die Ehen werden freylich durch diesen erleichtert; aber die Kinderzucht, fürchte ich, verliehrt an der andern Seite desto mehr. Und vernachläßigte Kinderzucht ist wohl dem Staat nicht vortheilhaft.

Kriton.

Der Verfasser jenes Aufsatzes will auch wissen, daß viele anizt deshalb vom Heirathen abgehalten werden, weil es ihnen unangenehm ist, der Copulation wegen, den Geistlichen in die Hände zu fallen.

Poly-

Polykarp.

Man muß es ihm glauben, weil er es sagt. Mir ist kein solch Beyspiel bekannt. Die Ursach, lieber unvereheligt zu bleiben, als sich den Copulationsact gefallen zu lassen, wäre freylich ganz neu und sonderbar.

Kriton.

Die Traugebühren, die manchen Leuten zu viel Kosten machen, würden doch auch wegfallen, wenn die Copulationen abgestellt würden. Dabey verlöhren zwar die Geistlichen, aber das Publicum gewönne.

Polykarp.

Dieser Verlust für die Geistlichen würde soviel nicht zu bedeuten haben. Und wenn die Zeit erst kommen wird, daß der Staat die Geistlichen, wie andere Diener besoldet, wird ihnen selbiger reichlich ersezt werden. Unterdessen möchten zu Rathhause, oder an ein anderes gerichtliches Forum, wo die Verlobten als Ehegatten aufzuzeichnen wären, auch wohl dem Stadt- oder Gerichtssecretär Einschreibegebühren für seine Bemühung bezahlt werden müssen.

Philaleth.

Das denk' ich auch. Aber wir kommen von unserer Hauptsache ab.

Kriton.

Ich dachte eben an die Beicht- und Absolutionsreden der Geistlichen, die selbst vielen Predigern so

lästig sind, von denen man ganzer zwölfhundert Jahr in der christlichen Kirche nichts wußte. Die, Polykarp, werden Sie doch des damit verbundenen großen Misbrauchs wegen eher schädlich, als nützlich, und des Abschaffens vorzüglich werth finden.

Polykarp.

Ich habe die Privatbeichte mit Zustimmung und dem guten Willen meiner Pfarrkinder eingehen lassen, weil wir ihrer füglich entbehren können, und sie bekanntermaßen bloß von Menschen, und zwar in den verderbtesten finstern Zeiten des Christenthums, aufgebracht ist. Allein, wenn unsere gemeinen Christen von Beichte und sogenannter Absolution nur keine papistische Begriffe haben, und die Prediger ihnen die etwannigen Ueberreste davon aus dem Sinn reden: so soll es Ihnen doch schwer werden, ihre Schädlichkeit oder gänzliche Unnützlichkeit für jeden Christen zu beweisen.

Kriton.

Wenn viele lutherische Prediger das nun aber nicht thun, oder sich noch wohl gar die Gewalt, wirklich Sünden vergeben zu können, beylegen, und das Volk in diesem Wahn erhalten — wie dann?

Polykarp.

Dann wär' es nicht gut. Allein ich kann mir kaum vorstellen, Kriton, daß ein einziger von unsern lutherischen Predigern sich dies sollte zu Schulden kommen lassen.

Kriton.

Kriton.

Ein einziger? Guter Mann! ich sage Ihnen die allermeisten. Sie können es ja alle Sonntage von der Kanzel hören, daß der Prediger sagt: Er wolle die Gemeine, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, hiermit von allen ihren Sünden losgesprochen haben.[1]

Polykarp.

Braucht man denn diese aus der römischen Kirche ererbte Formel noch unverändert bey Ihnen?

Kriton.

Das versteht sich. Wer soll sie denn abschaffen, wenn die, die in liturgischen Formeln Aenderungen zu machen befugt sind, es nicht thun?

Polykarp.

Der verständige Prediger selbst. Diese Freyheit hab' ich mir, mit mehreren andern, genommen.

Kriton.

Und das ist Ihnen so frey aus gegangen?

Polykarp.

Es hat nie einer Beschwerde darüber geführt, oder mich deshalb zur Verantwortung gezogen. Und wenn es geschehen wäre, würde ich mich aus Gottes Wort zu vertheidigen gewußt haben.

Kriton.

Ein abermaliger Beweis des guten Verstandes Ihrer Pfarrkinder. Bedienen Sie sich denn jener Formel gar nicht; oder wie fassen Sie selbige?

Polykarp.

Ich gebe ihr eine etwas andere Wendung, und sage, daß ich jedem reuigen Gemüthe unter den und den Bedingungen nach den Zeugnissen des göttlichen Worts die Gnade Gottes und die Vergebung seiner Sünden verkündigen, ihn deren gewiß versichern könnte. Dies, glaube ich, als Lehrer der Religion mit Wahrheit sagen zu dürfen und zu müssen; denn ohne die Gewisheit, daß Gott Sünden vergeben wolle, wäre doch keine Beruhigung und Besserung für ein aufgewachtes Gewissen möglich. Und in einem andern Sinn kann kein ächter protestantischer Prediger jene Formel auch je genommen haben.

Kriton.

Davon werden Sie mich, der ich mit mehreren Geistlichen darüber gesprochen habe, schwerlich bereden. Gesezt aber, der Prediger nähme die obigen Worte in dem eben gedachten Sinn, werden die Leute in der Gemeine sie auch so nehmen?

Polykarp.

Daß sie nicht anders verstanden werden können, läßt sich wohl leicht zu eines jeden Ueberzeugung bringen.

Kriton.

Vielleicht wo man, wie bey Ihnen, keine Privatbeichte hat, sondern sich mit der allgemeinen begnügt. Aber lassen Sie einen Prediger bey uns

lehren, daß Beichte und Absolution an sich ganz unkräftig wären, wenn der Beichtende sein Gemüth und Verhalten nicht besserte, so wird sich niemand zu seinem Beichtstuhl drängen, sondern alles zu dem laufen, der sie mit einem kräftigeren Ablaß auf gut katholisch versehen kann.

Philaleth.

Kriton! Du beurtheilst in der That unsere lutherische Beichthandlung wieder nach Vorurtheilen, und dichtest den Predigern und der Gemeine Begriffe davon an, die sie wirklich nicht haben. Du weißt, ich gehe auch mit den Meinigen zur Beichte. Ich versichere Dich aber, unser — — führt uns allemal, nach verrichtetem Gebet, in einer kurzen Anrede auf den Zweck der christlichen Communion, und deren rechte Anwendung; er erinnert uns an unsere bisherigen Fehler, ermuntert uns zu guten Entschließungen durch das, was Christus an seinen Gläubigen gethan hat, und die Vorstellungen des guten Mannes bey der Gelegenheit sind mir und den Meinigen noch allemal belehrend und erwecklich gewesen. Warum sollte ich mich von eingeführten Kirchengebräuchen absondern, deren Misbrauch abzustellen ist, deren rechter Gebrauch aber für gutgesinnte Gemüther nützlich werden kann.

Polykarp.

Wir spinnen den Faden unsers Gesprächs zu lang, Kriton. Wir könnten ihn abkürzen, wie

Sie dem Geistlichen seine bisherigen Geschäfte abkürzen wollen, um zu andern Verrichtungen desto mehr Zeit zu ersparen. Wenn sich das nun auch in mancher Rücksicht ohne Nachtheil der Hauptsache seines Amts thun ließe, wäre es denn nicht gut, wenn der Prediger die ersparte Zeit zum eigenen weiteren Fortschritt und Wachsthum in jeder ihm brauchbaren Erkenntniß anwenden könnte?

Kriton.

Ja wohl Polykarp.

Polykarp.

Oder soll der Prediger stets im Joche liegen, und nicht um des Lebens auch froh zu werden, ebenfalls, wie jeder anderer Mensch, seine Erhohlungsstunden haben?

Kriton.

Auch die gönne ich ihm gern. Und er wird doch noch für das Wohl der Societät nebenher etwas thun können.

Polykarp.

Zu was für Geschäften haben Sie denn den Prediger, außer seiner eigentlichen Berufsarbeit, noch bestimmt? Soll er ein Handwerk treiben? Soll er sich mit dem Korn- Glaß- Mehl- Obst- Wild- oder Pferdehandel abgeben? Oder auf seine Kosten eine Eisen- Stahl- Lederfabrik anlegen?

Kriton.

Was einjeder will. Der Apostel Paulus arbeitete neben seinem Lehramt auch mit eigener Hand,

nm

um etwas zu erwerben. Die niedrigsten Handarbeiten möchten sich zu den übrigen Geschäften des Predigers nicht wohl schicken. Es giebt aber edlere Handwerke und Künste. Der Geistliche könnte sich ja mit der Kunstdrechslerey, Malerey, Buchdruckerey, Kupferstecherey u. d. g. abgeben.

Polykarp.

Manche der genannten Künste geht izt leider in vielen Staaten nach Brodt. Sollen die Geistlichen, welche doch nur immer Pfuscher darin bleiben möchten, wenn sie sich ihr nicht ganz widmen können, dem armen Künstler noch sein bischen Brodt wegnehmen helfen?

Kriton.

So mögen sie diesen und jenen Handlungszweig ergreifen.

Polykarp.

Dazu wird denn doch ein Kapital gehören, das sehr wenige besitzen. Und wer sein kleines Vermögen nicht binnen Jahr und Tag einhandeln will, wird viel Vorsicht, Klugheit und Betriebsamkeit von seiner Seite nöthig haben. Er wird auch öfters Reisen thun, Messen und Jahrmärkte beziehen, einen weitläuftigen Briefwechsel unterhalten müssen. Wie verträgt sich oftmalige Abwesenheit von seinem Wohnort mit den Geschäften des Lehramts, die ihm dort obliegen? Sollte es glücklich mit dem Handel gehen, so möchte der Gewinn ihn

locken

locken, sich mehr damit, als mit dem Lehren, abzugeben. Aus dem Prediger, sorge ich, wird binnen kurzem, wo nicht ein Wucherer, doch wenigstens so ein geschäftiger Handelsmann, daß er wenig Zeit behält, auf seine eigentlichen geistlichen Verrichtungen zu denken.

Philaleth.

Hast du den Vorschlag auch recht überlegt, Kriton? möchte ich hinzusetzen. Du weißt, wir haben in unserer Stadt zehen Kaufmannshäuser, die alle kein Brodt haben, weil der Handelsleute zu viel sind. Was sollte daraus entstehen, wenn unsere Prediger sich auch noch mit dem Handel abgeben wollten? Würde unserer Stadt dadurch der geringste Vortheil zuwachsen? Auch in den größten Handelsstaaten kann doch nicht alles handeln, sonst wären am Ende mehr Verkäufer, als Käufer; wie viel weniger bey uns.

Kriton.

Wenn der Handel die Prediger zu sehr zerstreuete, und der commerzirenden Einwohner zu viel werden würden: so könnten sie sich ja diesem oder jenem Fach der Wissenschaften widmen; z. B. sich auf die Kräuterkunde, Physik, Mathematik, Mechanik, Hydraulik, Astronomie, Arzneywissenschaft, Chirurgie, Rechtsgelahrheit u. s. w. legen.

Polykarp.

Dergleichen Nebenwissenschaften treiben ja wirklich viele Geistlichen, ohne daß ihr Amt darunter

litte,

litte, theils zu ihrem Vergnügen, theils zum Nuzzen fürs Publicum. Es hat schon mancher Geistliche die Wissenschaften mit treflichen, gemeinnützigen Erfindungen und Beobachtungen bereichert. Nicht wenige treiben aber auch zum Nachtheil ihres Amts Allotria. Sie werden oft bemerkt haben, daß Geistliche, die in Nebenwissenschaften etwas leisten, desto schlechtere Theologen und Prediger sind. Es giebt in allen Ständen nur wenig Menschen von so viel umfassendem Geist, daß sie ganz heterogene Geschäfte zugleich mit gleicher Vollkommenheit betreiben können. Ich fürchte, der Prediger, der sich, neben seiner Hauptwissenschaft und deren Hülfswissenschaften, noch über fremde ausbreitet, wird in beyden ein Stümper bleiben. Wenige Ausnahmen machen in solchen Fällen keine allgemeine Regel.

Kriton.

Oder man könnte die Stadtgeistlichen zugleich Lehrer an Schulen seyn lassen; oder sie als Kassenbediente, Sekretarien, Räthe bey diesen und jenen Landescollegien ansetzen; und die Landgeistlichen Ackerbau, Seidenbau, Bienenwirthschaft, Baumzucht treiben lassen, wie Sie selbst, Polykarp, zum Theil thun.

Polykarp.

Das wäre der beste Vorschlag, wider den ich nichts habe. Warum sollte mancher Geistliche, der wenig zu thun hat, nicht zugleich nebenher ein weltliches

liches Amt mit Nutzen verwalten können? warum nicht einen Theil der Zeit, wenn er auf dem Lande lebt, auf ländliche Oekonomie wenden. Dies leztere ist ja auch bereits bey mehreren wirklich von Alters her der Fall gewesen. Nur steht, wenn es allgemein geschehen sollte und müßte, aus den angeführten Gründen zu besorgen, es werden bald häufige Klagen einlaufen, daß die Prediger ihren geistlichen Aemtern nicht mit gehöriger Emsigkeit vorstehen. Und dann würde die Societät auf der einen Seite wieder verliehren, was sie auf der andern gewonnen hätte.

Kriton.

Wohl nicht mehr Klagen darüber, als wirklich izt schon vorhanden sind.

Polykarp.

Ich sollte gewiß vermuthen, es würde ihrer noch mehr geben. Thut der Prediger, ohne mit fremden Geschäften beladen zu seyn, schon izt nicht, was er eigentlich thun soll — wie wird es aussehen, wenn er der Verrichtungen pflichtmäßig mehr zu besorgen hat? Es ist doch höchst wahrscheinlich, daß ein Mann, der eine Sache allein treiben soll, sie besser treiben werde, als wenn er seine Zeit und Kräfte theilen muß. Alsdenn geschieht alles nicht halb, nicht ganz; im Grunde also weniger, als sonst.

Philaleth.

Ich dächte, wir kämen endlich zum Vergleich, Kriton, und legten die strittige Sache von allen

Seiten

Seiten erwogen, dahin bey: daß es wohl dem gemeinen Wesen am zuträglichsten seyn würde, wenn wir die Geschäfte der verschiedenen Stände nicht unter einander mischten, sondern den Prediger Prediger, und den Handwerksmann, den Kaufmann, den Rechtsgelehrten, den Künstler, den Officier u. s. w. auch seyn ließen, was er ist. Dadurch, daß einjeder in seinem Fach zum gemeinen Nutzen arbeitet, und einerley allein thut, geschieht sicherlich mehr Gutes für den ganzen Staat, als wenn alle allerley thun wollen. Einzelne Ausnahmen sind immer verstattet, und stören die Ordnung des Ganzen nicht. Hat der Prediger Thätigkeit, Geschicklichkeit, Zeit genug zu anderweitigen mit seinem Amt nicht in Verbindung stehenden Geschäften, wohl! so verricht' er sie auch. — Wollen einsichtsvolle religiöse Weltleute auch zuweilen den Lehrstuhl besteigen, und für die Wahrheit und Tugend, welche Menschen glücklich macht, ihren Mund öfnen: es soll ihnen gern vergönnt seyn. Wir wollen sie mit Vergnügen hören. Die Geistlichen werden ihnen mit Freuden ihre Kanzel öfnen. Nur mache man weder das eine, noch das andere, zum allgemeinen Gesetz, wovon, meines Erachtens, der abgezweckte, gehofte Nutzen sich mehr auf die negative, als positive Seite, neigen würde.

Kriton.

Du weißt, Philaleth, daß ich nie aus Rechthaberey auf meinen Sinn bestehe. Ich will Polykarpen

karpen und Dir also nachgeben. Allein der geistliche Stand ist mir aus den übrigen Ständen zu sehr herausgehoben, zu sehr von ihm abgesondert. Und das gefällt mir nicht, weil es zu nichts nüzt, vielmehr in mancher Absicht schadet.

Polykarp.

Welche Absonderung, welches Herausgehoben seyn aus den übrigen Ständen, meinen Sie denn, Kriton? Die eigenthümlichen Beschäftigungen ihres Amts, die jeder andere Stand auch für sich hat, und worüber wir uns schon vereinigt haben, doch nicht?

Kriton.

Nein! aber die ihrem Orden eigene Kleidertracht, die selbst viele Geistliche so lästig finden, zeichnet sie die nicht schon auf den ersten Anblick von allen andern Menschen aus?

Polykarp.

Nun freylich, aber was liegt daran? Trägt der Militärstand nicht auch seine eigene Uniform? Wird er durch seine ausgezeichnete Kleidung von andern Ständen abgesondert? Es ist bey manchen Regierungen schon in Vorschlag gekommen, zur Einschränkung des Luxus in Kleidern, für jeden Stand eine eigene Uniform einzuführen; und die Sache wäre vielleicht nicht übel. Wenn unsere eigenthümliche Amtskleidung gleich noch ein Abkömmling, von der alten spanischen Hoftracht ist: so ist sie doch

anstän-

anständig, und kein weiser Mann wird sich ihrer schämen.

Kriton.

Allein wozu die runde Perucke, wozu der schwarze Rock, der Mantel und Kragen, das Chorhemde, und dergleichen ausgezeichneter Ornat, den Sie in Amtsgeschäften tragen? Könnte nicht jeder in der Kleidung, die ihm beliebte, im rothen oder grünen Rock, mit eigenen herunterhangenden, oder eingeflochtenen und zusammengebundenen Haaren, wie alle andere Leute sie tragen, eben so gut und eben so nützlich predigen, oder andere Amtshandlungen verrichten, als in den bisherigen Pontificalibus?

Polykarp.

Wenn es eingeführt wäre, warum nicht? Sitte und Gewohnheit sind das einzige Regulativ der Kleidertracht. Ich sehe Speners ehrwürdiges Haupt in seinem herabhangenden Silberhaar recht gern. Zu seiner Zeit war es Sitte, auch auf der Kanzel so zu erscheinen. Gegenwärtig ists anders. Nachdem die runden Perucken, die in England der Bequemlichkeit wegen sehr häufig von Leuten, die nicht Geistliche sind, getragen werden, bey uns Predigern Mode geworden sind, wäre es Sonderlichkeit des Pfarrers, wenn er in lang herabhangendem, oder im dicken französischen Zopf und zusammengebundenem Haar vor der Gemeine auftreten wollte.

Philaleth.

Sagen Sie nur kindische, ihren Mann auf eine lächerliche Art auszeichnende Thorheit; denn Thorheit ists doch eben sowohl, eine neue Kleidermode, die nicht bequemer ist, als die alte, aufbringen, als sie zulezt, wenn sie sonst anständig ist, mitmachen.

Kriton.

Dann wäre ja der auch ein Thor gewesen, der zuerst beym öffentlichen Gottesdienst ein Meßgewand umhieng. Und Luther sagt doch: Er wolle zehn Meßgewande umhängen, wenn die Lehre, im Meßgewand gepredigt, nur gut wäre.

Philaleth.

Damit sagte Luther etwas sehr vernünftiges, denn die Meßgewande waren damals eingeführt. Aber Weisheit kann ich in ihrer Aufbringung nicht finden. Ihre Abschaffung hatte zu ihrer Zeit vernünftigen Grund, denn die Bekleidung des Geistlichen damit fiel ins Theatralische.

Kriton.

Hängt denn aber die Nützlichkeit des Predigers und seines Amts von der Farbe des Kleides ab, das er trägt, von den Locken, in die sein natürliches oder gekünsteltes Haupthaar herabfällt, oder von dem Zopf und der Flechte, die es zusammenhält? Warum will man denn den Geistlichen in solchen

Aeußer-

Aeußerlichkeiten an Gesetze binden? Aller Zwang ist doch lasthaft, drückend, höchst unangenehm.

Polykarp.

Wenn sich der Prediger weiter keinem Zwange unterwerfen darf, als dem, den seine eingeführte Kleidertracht erfordert, so hats für einen verständigen Mann wenig damit zu bedeuten. Wir wissen es alle, daß die Farbe des Kleides, der Schnitt des Mantels, die Form des Huts, die runde Perucke oder der Haarzopf den rechtschaffenen nützlichen Prediger nicht ausmachen. Aber es giebt doch ein gewisses, von der Sitte bestimtes Decorum in der Kleidung, das einjeder vernünftiger Mann zu beobachten pflegt. Ich könnte mit allem guten Gewissen einen rothen Rock, einen treßigten Hut, und goldene oder silberne Quasten auf meinem Mantel tragen. Allein, wenn ichs thäte, müßte ich mich doch nicht wundern, daß mich die Leute für einen Narren hielten. Kriton selbst würde mich vielleicht dafür ansehn. Und meine Tracht wäre doch weiter nichts, als eine Beleidigung des Decorum.

Philaleth.

Nim noch dazu, Kriton, daß manche, besonders junge Geistliche, sich bald wie die Gecken kleiden würden, wenn sie an keine gewisse Tracht mehr gebunden wären. Du hast dich ja selbst schon über den Prediger in A*** aufgehalten, der sich mit seiner windigen Haarfresur und seinen Pferdegeschirrmäßigen Schnallen wie ein Hasenfuß trägt.

Kriton.

Alles übertriebene taugt nicht, Philaleth, und dies tadele ich nur an seinem Anzuge.

Philaleth.

Sobald gar kein Regulativ für die Kleidung unserer Geistlichen mehr da ist, so bist Du nicht mehr fähig, solche närrische Uebertreibungen des freyen Anzuges zu verhindern.

Kriton.

Wenn es von Dir abhienge, würdest Du es also den Predigern wohl zum Gesetz machen, überall in ihrer Amtskleidung zu erscheinen, und den gemeinen Mann in dem Wahn bestärken, als ob es sich für keinen rechtschaffenen Prediger schicke, zu Zeiten auch ein Kleid von anständiger beliebiger Farbe, außer der schwarzen, zu tragen.

Philaleth.

Das sind einfältige Leute, die dem Geistlichen diese natürliche Bequemlichkeit verargen. Wenn sie in keinen Amtsverrichtungen sind, mögen sie sich ihrer gern bedienen. Mein Beichtvater besucht mich auch in seinem färbigten Kleide, und er ist mir darin eben so werth, als in seiner Amtskleidung. Sieh hier unsern Polykarp. Wie er izt gekleidet ist, so kleidet er sich auch, außer den gewöhnlichen Amtsverrichtungen, auf seiner Pfarre. Frage ihn selbst, und Du wirst hören, daß sich niemand in der Gemeine daran stößt.

Kriton.

Kriton.

Ist es so, Polykarp?

Polykarp.

Natürlicher Weise! Meine Pfarrkinder binden den Werth des Predigers nicht an pedantisches Aeusserliche, worüber sie längst weg sind. Nachdem sie an mir den Lehrer und Rathgeber fanden, der ich für sie seyn sollte, wurden sie es bald gewohnt, auf den Mann, und nicht auf die Farbe des Rocks zu sehen.

Kriton.

Unsere Betbrüder und Betschwestern in der Stadt würden es Ihnen doch sehr übel nehmen, wenn Sie in der Kleidung über die Straße giengen. Frau von ** erzählte noch vorgestern in Gesellschaft, daß ihr zu ihrer großen Verwunderung unser Oberpfarrer vor dem Thor auf der Brücke mit einem Stabe in der Hand in einem aschgrauen Kleide begegnet wäre, und seufzete hinterher sehr andächtig über den Weltsinn der Leute, der auch izt sogar die Geistlichen ansteckte. Ehedem wäre es nicht so gewesen. Da würde die ganze Gemeine ein groß Aergerniß daran genommen haben, wenn der Prediger ohne Mantel und Kragen ausgegangen wäre.

Philaleth.

Hörtest Du auch wohl, wie die Amtsräthin N** dazu sezte: Fr. v. ** möchte sich einmal vorstellen, der Diakonus wäre neulich in Stiefeln und

 Sporn

Sporn vor ihrem Fenster vorbeygegangen. Und da sie ihm nachgesehen, hätte sie bemerkt, daß er wirklich vor des Majors ** Hause aufs Pferd gestiegen, und mit ihm ausgeritten wäre. Alle Leute auf der Straße wären aber auch stille gestanden, und die Nachbaren ans Fenster gekommen. Sie hätte sonst schon gehört, daß der Mann nicht recht rein in der Lehre seyn sollte. Nunmehr zweifele sie auch nicht mehr daran.

Kriton.

Ich hab' es wohl gehört. Das kömmt eben von der Heraushebung des geistlichen Standes aus den übrigen Ständen her, daß man die unschuldigsten Dinge, die jedem andern Menschen zu seinem Vergnügen, zu seiner Bequemlichkeit, Erhohlung, Gesundheit erlaubt sind, dem Prediger nicht erlauben will. Machten die Geistlichen nicht einen besondern Stand aus, so würde das nicht geschehen, so würden sie sich auch nicht so sehr dem Umgange mit uns Weltleuten zu entziehen genöthiget seyn.

Polykarp.

Lieber Kriton! die Thorheit, in dem Prediger den Menschen zu verkennen, und ihm den Genuß unschuldiger Freyheiten des menschlichen Lebens zu versagen, hat schon unter vernünftigen Leuten abgenommen, und wird noch mehr abnehmen, wenn die Geistlichen nur immer mehr streben werden, sich den Weltleuten durch ihre Einsichten und durch ihre rechtschaffene Amtsführung ehrwürdig zu machen.

Kriton.

Kriton.

So lange die alte Verfassung bleibt, daß die Geistlichen einen eigenen Stand ausmachen, werden sie sich immer sehr eingezogen halten, der unschuldigsten Vergnügungen entbehren, den gesellschaftlichen Umgang mit andern Ständen fliehen, und wo sie Amtshalber erscheinen, stets einen unnatürlichen Charakter, eine feyerliche ernste Amtsmiene annehmen müssen.

Polykarp.

Ich sehe nicht, warum und wozu. Der Civil- und Militärstand besteht ja auch, wie der Geistliche, für sich. Kein Finanzbedienter, Arzt, Kaufmann, Rechtsgelehrter, bekleidet, nachdem wir einen militem perpetuum haben, eine Officierstelle, und kein Officier zugleich ein Richteramt. Dürfen deshalb Personen von diesen Ständen keinen vertraulichen Umgang mit einander pflegen? Den Predigerstand hindert nichts, sich im geselligen Leben mit den übrigen Ständen zu vermischen. Jede Gesellschaft, die für jeden andern weisen und rechtschaffenen Mann anständig ist, ist es für den Prediger auch. Der Geistliche darf in dem geselligen Umgange so wenig aus seinem natürlichen Charakter heraus, zu einem unnatürlichen, gezwungenen, affectirten übergehen, daß er vielmehr durch die Popularität, und edle ungezwungene Offenheit, in der er sich da zeigt, ein gutes Muster der geselligen Tugend werden kann. Gesellschaften, wo es unordentlich

dentlich zugeht, wo man sich einer ausschweifenden wilden Lustigkeit überläßt, werden Sie doch nicht von dem Geistlichen besucht haben wollen.

Kriton.

Die besuch' ich auch nicht. Was für Vergnügen könnte ein vernünftiger Mann da finden. Aber Munterkeit und harmloser Scherz sind gleich aus der Gesellschaft, wie verscheucht, sobald der Geistliche hereintritt. Kaum getraut sich jemand zu lachen, weil der gute Mann gleich den ernsten Sittenrichter macht, und zu dem unschuldigsten Scherz sauer sieht.

Polykarp.

Von solcher pedantischen Möncherey und misanthropischen Laune muß sich der Prediger eben so weit, als von ausschweifender Frölichkeit entfernt halten; in Gesellschaften weder den Frömmling noch den Lustigmacher spielen wollen.

Kriton.

Also verlangen Sie von dem Geistlichen keine strenge klösterliche Eingezogenheit, und Absonderung vom geselligen Umgange mit Weltleuten allerley Standes?

Polykarp.

Auf keine Weise! ein Mann von meinem Stande, dessen Füße in seinem Hause keine Ruhe hätten, der auf seiner Studierstube keine Unterhaltung, in dem Umgange mit seiner Familie kein Vergnügen

gnügen fände, sondern einem ewigen Schwarm von Gesellschaften nachliefe, würde wohl Ihren Beyfall so wenig, wie den meinigen, haben. Aber zwischen klösterlicher Eingezogenheit und täglicher Zerstreuung in Gesellschaften außer dem Hause, giebt es eine edle Mittelstraße, die der würdige Geistliche, mit jedem arbeitsamen Weltmann, der zugleich ein guter Hausvater ist, von selbst gehen wird. Jeder weise Mann wählt sich ja sonst die Zeit und Personen zu seinem Umgange mit Klugheit, mit Rücksicht auf seine Jahre, Umstände, Verbindungen und übrigen Pflichten in der Welt. Nach diesem Regulativ richte sich der Prediger auch, so wird er jene Mittelstraße treffen.

Kriton.

Manche Gesellschaften hängen aber nicht von unserer freyen Wahl ab, und der Wohlstand erlaubt öfters nicht, uns davon abzusondern, wenn sie auch nicht eben nach unserm Geschmack sind. Binden Sie den Geistlichen auch an diesen Wohlstand?

Polykarp.

Allerdings! der Prediger kann nicht eine Welt für sich allein haben. Sein Amt wird ihn gelegentlich noch mehr, als manchen Weltmann, der sich den Zirkel seines Umgangs freyer wählen kann, nöthigen, an sehr vermischten Gesellschaften Theil zu nehmen. Er darf sie nicht fliehen. Und wenn er sich gehörig darin zu betragen weiß, so wird er

nicht nur ohne Anstoß dabey gegenwärtig seyn sondern sogar durch seine Gegenwart Sittlichkeit, Anstand, Ordnung im geselligen Umgange befördern können.

Kriton.

Wenn das Ihre Meinung ist, so stimme ich Ihnen bey. Auf die Weise würde die gar zu große Absonderung des geistlichen Standes von den übrigen Ständen auch wegfallen. Aber ein wichtiger Punkt ist noch vorhanden, Polykarp, der den Predigerstand ebenfalls sehr von andern Ständen unterscheidet, und ihn gewissermaßen unter jene wirklich heruntersezt.

Polykarp.

Und welcher wäre das?

Kriton.

Die Art, wie selbst unsere protestantische Geistlichen besonders der lutherischen Kirche, unterhalten werden, welche durchaus nicht länger bestehen kann.

Polykarp.

So wie izt die Zeiten sind, und die Menschen über Prediger, und Predigtamt denken, scheint eine Aenderung darin immer nöthiger zu werden. Es wäre viel darüber zu sagen. Ich dächte aber, Sie ließen sichs gefallen, diese Materie lieber mit Philalethen durchzusprechen, als mit mir. Er ist ein unpartheyischer Mann, und der möchte ich

nicht seyn, ob ich gleich mit meiner Lage in diesem Stück sehr zufrieden zu seyn Ursach habe.

Kriton.

Sind Sie denn besser gesezt, als andere?

Polykarp.

Ich danke der göttlichen Fürsehung dafür, ja! Die Kirchenkasse reicht einen Theil meiner Besoldung, das übrige tragen meine Pfarräcker ein. Die Stolgebühren aus der Gemeine werden von den Wohlhabenden willig entrichtet, und von den Armen begehr' ich keine.

Kriton.

Da sind Sie vor vielen hunderten glücklich: denn unsere meisten Pfarrer in Städten und Dörfern sind neben ihren elenden, für nichts zu rechnenden Besoldungen auf die ungewissesten Einkünfte angewiesen, die noch dazu recht zusammengebettelt werden müssen. Philaleth willst Du die Einkünfte unserer Geistlichen von Trauungs- und Leichenbühren, von Opfern bey Taufen und Hochzeiten, vom Beichtstuhl, von Haus- und Kirchencollecten, vom Decem u. s. v. vertheidigen, die bey unserer izigen feinen Welt soviel Widersprüche finden, und je länger je verächtlicher werden?

Philaleth.

Wenn ich sie auch nicht vertheidige, weil die Besoldungsart unserer Geistlichen besser seyn könnte, so getraue ich mir doch die bisherige gegen Unbillig-

keit

keit und Verächtlichkeit in Schutz zu nehmen. Unsere Väter fanden wenigstens nichts verächtliches darin.

Kriton.

Weil sie abergläubig waren, und dachten: Je mehr und öfter ich den Kirchen und Kirchendienern gebe, desto mehr Lohn vom Himmel, eine desto höhere Stuffe der künftigen Seligkeit erkauf' ich mir damit.

Philaleth.

Ganz recht! Dieser Aberglaube hat Gottlob! ziemlich aufgehört, und viele von unsern Geistlichen selbst haben zu dessen Zerstörung beygetragen. Vortheile haben sie sich in ihrer Einnahme damit nicht gestiftet, sondern vielmehr manche Quelle, aus denen ihnen sonst Milch und Honig reichlicher zufloß, merklich verstopft. Indessen müssen doch die Geistlichen, die kein anderes Erwerbungsmittel haben, billigermaßen vom Publicum, für welches sie arbeiten, unterhalten werden. Und bevor nicht andere Einrichtungen als die bisherigen zu ihrem Unterhalt gemacht sind, kann ich doch nichts an sich anstößiges darin finden, daß jemand, der dem Altar dient, auch vom Altar lebt.

Kriton.

Lieber Philaleth! geistliche Amtsverrichtungen mit baarem Gelde zu bezahlen, dünkt mir der Natur und dem Zweck des geistlichen Amtes ganz entgegen.

Es ist doch so wahr und einleuchtend, was Moses Mendelssohn sagt: „Religion und Sold — Lehren der Tugend und Bezahlung — Predigten der „Gottesfurcht und Lohn. Die Begriffe scheinen sich „einander zu fliehen. Was verspricht sich der Leh„rer der Weisheit und Tugend für Wirkung, so„bald er bezahlt wird, und den Meistbietenden feil „ist? Was der Prediger der Gottesfurcht für Ein„druck, wenn er nach Lohn ausgehet? — Bezah„len, lohnen ist für diese erhabene Beschäftigung „so unnatürlich, mit der Lebensart, welche diese „Beschäftigung erfordert, so unvereinbar, daß die „mindeste Anhänglichkeit an Gewinnen und Erwer„ben diesen Stand erniedriget. — Was hat die „Kirche mit Dingen zu schaffen, die feil sind, be„dungen und bezahlt werden? — Die Kirche lohnt „nicht, die Religion kauft nichts, bezahlt nichts, „giebt keinen Sold."

Philaleth.

Philosophisch betrachtet völlig wahr. Es ist nur ein Unglück, daß viele unserer bürgerlichen und kirchlichen Verfassungen noch nicht nach ächten philosophischen Grundsätzen eingerichtet sind. Und solange sie das nicht sind, wird man sich doch mit den bisherigen, so gut man kann, behelfen müssen. Wenn also zur Zeit den Lehrern der christlichen Religion ihr nöthiger Unterhalt noch nicht aus dem öffentlichen Schatz gereicht wird, so müssen doch die

Privatpersonen, die Gemeinen, für welche sie ihre Zeit und Kräfte aufwenden, ihre Versorgung über sich nehmen. Ich möchte auch nicht sagen, daß die Predigten der Gottesfurcht, die Lehren der Weisheit und Tugend, die der Geistliche ausbreitet, deshalb für Geld feil wären. Das Publicum kauft sie ihm doch damit nicht, wie eine verhandelte Waare, ab. Es vergilt ihm nur nach Billigkeit die darauf verwendete Mühe und Arbeit, welche ihn seinen Unterhalt anderweitig sich zu erwerben hindert. Lebt denn nicht jeder anderer unserer Mitbürger auch von den Geschäften seines Amts und Standes? Mußt Du nicht, lieber Kriton, Deinen Arzt, Deinen Sachwalter, Deinen Rechtsconsulenten, den Erzieher und Lehrer Deiner Kinder, den Justizbedienten, den Magistrat und Stadtschreiber, wenn Du etwas bey ihm zu suchen hast, auch bezahlen, und gemeiniglich viel theurer, als den Prediger, der mit dem zufrieden ist, was Du ihm für seine Bemühung giebst, und wenn Du nichts zu geben hast, auch nichts von Dir verlangen wird? Mußt Du nicht dazu beytragen, daß der Fürst seiner hohen Würde gemäß leben, und einen Hofstaat halten kann? Wenn das nicht anstößig ist, so kann sich doch auch kein billiger und vernünftiger Mensch im Publicum daran stoßen, daß er zur Unterhaltung der Geistlichen gelegentlich einen festgesezten oder beliebigen Beytrag hergebe.

Kriton.

Kriton.

Es ist wahr. Ich würde mich dessen auch nicht weigern, wenn ichs nur unter andern Umständen, auf eine andere Art zu geben hätte. Was ich z. B. für Richter, Justizbeamte, Rathmänner, Stadtverordnete, Polizeybediente u. s. w. zu geben habe, das liefere ich in die Sportulkasse, oder in andere öffentliche Fonds, aus denen diese Personen besoldet werden. Was ich dem Fürsten, als Vorgesezten des Staats, zu zahlen habe, wird gesetzmäßig eingehoben. Könnte es nicht für die Geistlichen auch so seyn?

Philaleth.

Es könnte vieles seyn, das doch nicht ist. So lang es aber nicht ist, nehme ich keinen Anstoß daran, das unmittelbar in die Hände der Geistlichen zu geben, was andere Kriegs- und Civilbediente mittelbar doch ebenfalls aus meinem Vermögen bekommen.

Kriton.

Für Richter, Sachwalter, Aerzte ist nicht immer etwas zu zahlen. Aber für die Geistlichen giebt es beständig bey hundert Gelegenheiten Ausgaben. Die Summen sind sehr beträchtlich, welche die Prediger dem Publicum kosten.

Philaleth

Im Ganzen, für alle Geistlichen einer Provinz, machen sie freylich etwas aus. Aber wenn die Leute nicht

nicht mehr Steuer und Abgaben zu entrichten hätten, als das Wenige, so sie zum Behuf des Predigers hergeben, so würde sich niemand zu beklagen haben. Manchem Bürger und Bauer kostet sein Prediger des Jahrs nicht den funfzigsten sechzigsten Theil von dem, was er in das Amt, in die Steuerkasse, aufs Rathhaus, an die Gerichtshöfe u. s. w. zu zahlen hat. Billig denkende Glieder der Gemeinen haben sich nie geweigert, zur Unterhaltung ihrer Lehrer beyzutragen. Nur erst in neuern Zeiten lassen sich gewisse Leute, denen ihr luxuriöser Aufwand zu viel kostet, schwierig und unfreundlich finden, wenn sie für Kirchen und Kirchendiener etwas zu bezahlen haben.

Kriton.

Ist denn das nun nicht erniedrigend für die Geistlichen selbst, daß sie von den Gaben der Gemeinglieder leben müssen?

Philaleth.

So müßte es auch, wie schon gesagt, erniedrigend für die Fürsten seyn, daß in deren Zoll- und Accisekassen der ärmste Bettler seinen Groschen einlegen muß. Und können denn die Geistlichen dafür, daß sie auf einen solchen Fuß mit ihrem Unterhalt gesezt sind?

Kriton.

Ich weiß wohl, daß sie nicht dafür können. Das Uebel rührt aus dem Pabstthum her, wo man

es

es so einzurichten wußte, daß alles, auch die kleinsten geistlichen Verrichtungen, dem Clerus Geld einbrachten.

Philaleth.

Und diesem Uebel hätte man zur Zeit der Reformation abhelfen können, wenn man von den fetten Einkünften der secularisirten Bisthümer, Abteien, und anderer geistlichen Stiftungen, mehr zur Besoldung der protestantischen Religionslehrer angewendet hätte. Diese Einkünfte fließen izt Personen zu, welche wenigstens durch Unterricht und Belehrung des Volks in keiner Art für den Staat und die Kirche arbeiten, ob sie gleich anderweitige Verdienste um das gemeine Wesen haben können, und zum Theil wirklich besitzen; da hingegen der größte Theil der Prediger, die das Brodt verdienen, darbet.

Kriton.

Man sezte sie doch damals mit ihren Einkünften so, daß sie anständig leben konnten. Man hätte nur die leidigen Stolgebühren abschaffen, und ihnen mehr Gefälle an baarem Gelde und Naturalien zulegen sollen, so wäre es gut gewesen.

Philaleth.

Da die Preise der Sachen seit jenen Zeiten unglaublich gestiegen, und der Bedürfnisse, auch solcher, die man nicht zu den entbehrlichen rechnen kann, mehr geworden sind, so kann das damalige

Einkommen eines Predigers für gegenwärtige Zeiten doch nicht zu seinem Unterhalt hinreichen.

Kriton.

Gut! so treffe man noch izt bessere Einrichtungen dazu. Man besolde die Religionslehrer, wie andere Diener des Staats besoldet werden, so ist weit mehr Würde und Anständigkeit dabey.

Philaleth.

Das wäre wohl eine wünschenswerthe Sache. Nur fürcht' ich, die Besoldungen würden den guten Männern so kurz zugeschnitten werden, daß sie nicht weit damit reichten.

Kriton.

Das müßte nicht seyn. Zu viel dürften sie nicht haben, aber auch nicht zu wenig.

Philaleth.

Für das zu viele sey ohne Sorge. Damit hat's keine Gefahr. Aber auch die hinreichende, die anständige Besoldung, wer soll die geben?

Kriton.

Natürlicher Weise der Staat.

Philaleth.

Das heißt doch in Staaten, die keine Republiken sind, der Landesherr?

Kriton.

Ja!

Phila-

Philaleth.

Und woraus sollen diese Besoldungen bezahlt werden?

Kriton.

Aus den landesherrschaftlichen Kassen; aus den Abgaben, die die Regenten von den Unterthanen heben, woraus andere Kriegs- und Civilbediente bezahlt werden.

Philaleth.

Diese ungewohnte neue Ausgabe, lieber Kriton, möchten die Regenten, welche in unsern Zeiten zu tausenderley Bedürfnissen des Hofes und des Landes mehr, als ehedem gebrauchen, wohl wahrscheinlicher Weise gern ersparen. Wenn Du keinen andern Fond zur Besoldung der Geistlichkeit auszufinden weißest, so glaube ich, daß in den ersten hundert Jahren noch nichts daraus wird.

Kriton.

Nun so errichte man einen eigenen Fond dazu. Man schätze Reiche, Mittelleute und Aermere, und bestimme nach Maasgabe ihres Vermögens, wieviel ein jedes Glied der Gemeine zur Unterhaltung der Pfarrern alljährlich beytragen soll. Die Regierung treibe das Quantum eines jeden bey, und zahle daraus den Geistlichen ihr festgeseztes Gehalt.

Philaleth.

Das wäre dann eine ganz neue Auflage, eine neue Art von Kopfsteuer, womit der Staat die Un-

terthanen, wenn sie ohne dies andere Auflagen ge- nug haben, gern zu verschonen pflegt. Sie hätte außer dem auch die große Unbequemlichkeit, daß sie mit Zwang eingesammelt werden müßte. Ich möchte die weit größere Abneigung der Gemüther sehen, welche daraus gegen die Prediger entstehen würde; da im Gegentheil izt einjeder das, was er seinem Prediger bey der oder der Gelegenheit, zu der oder der Zeit, aus eigenem Triebe nach Will- kühr geben will und geben kann, aus gutem dank- baren Herzen gern giebt — Noch mehr. Sollte nicht auch dadurch, daß die Prediger von ihren Ge- meinen leben, doch eine gewisse nähere Verbindung unter ihnen erhalten werden, die von beyden Sei- ten ihren moralischen Nutzen haben kann? Mich dünkt, wenn Lehrer und Gemeinen gegen einander keine Erkenntlichkeit mehr hätten, so würde eine gewisse kalte Entfernung des einen von dem andern die natürliche Folge davon seyn.

Kriton.

Und ich dächte, die Abhängigkeit von der Ge- meine, in welche der Prediger eben dadurch gesezt wird, wäre auf mannigfaltige Art schädlich. Sie wird ihn hindern, überall mit der Wahrheit gerade durchzugehen. Um Vortheils willen wird er hie und da schweigen, wo er wohl Ursache zu reden hätte. Mancher wird es mit den Reichen halten, und denen, die ihm viel geben können, stets zu

Diensten seyn, aber den Armen vernachläßigen. Aus der geheimen Predigerchronik ließen sich manche Geschichtchen erzählen, die den authentischen Beweis hierzu liefern.

Philaleth.

Du hast ganz Recht, Kriton. Ich weiß deren auch verschiedene, und wenn durch eine andere Besoldungsart des Geistlichen, als die bisherige, ihm jede Versuchung, so treulos an Menschenseelen, so verrätherisch an der Wahrheit, die er durch sein Amt befördern soll, zu handeln, abgeschnitten würde: so wäre solches mit der Hauptgrund, eine nahe Veränderung darin zu wünschen. Allein dem Geistlichen, dessen Amt in seiner bisherigen Lage dem Meistbietenden feil gewesen ist, traue ich nicht zu, daß er bey verändertem äußerlichen Verhältniß gegen die Gemeine, bey veränderter Art seines Einkommens rechtschaffener denken werde. Ein Prediger, der um Gewinns willen sich an die Reichen drängte und den Begüterten zu Munde redete, aber um die Armen sich unbekümmert ließ, und denen mit seinem Amte zu dienen stets verdrossen war, bleibt sicherlich, auf jeden andern Fuß mit seinen Einkünften gesezt, doch der vorige unwürdige Mensch. Denn wenn er auch gesetzmäßig keine Stolgebühren an baarem Gelde mehr zu fodern, keine willkührliche Belohnungen für gehabte Bemühungen von reichen Pfarrkindern mehr zu erwarten hat: so wird er doch in sei-

nem Amt anderweitige Gelegenheit genug finden, Wahrheit und Recht absichtlich zu verkaufen, und die Sorge für den armen Theil seiner Gemeine wird ihm dann nicht mehr, als zuvor, am Herzen liegen.

Kriton.

Also meinest Du, weil der ehrliche Mann unter den Geistlichen, auch bey itziger Verfassung ihrer Einkünfte, dennoch nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrunde, wie der Apostel sagt, sein Amt führet, und sich nichts daraus macht, wenn ihn ein bemitteltes Beichtkind, dem er die Wahrheit gesagt hatte, verläßt: so könnt' es gar wohl mit den Einkünften unserer Prediger auf dem bisherigen Fuße bleiben.

Philaleth.

Das leztere behaupte ich nicht gerade zu. Ich glaube vielmehr, daß damit eine Aenderung zu machen gut seyn würde, und wenn die gegenwärtigen Zeitumstände fortdauern, muß es einmal dazu kommen. So lange indessen die Fonds zu der neuen Salarirungsart der Geistlichen noch nicht ausgemittelt sind, so lange ist die Hoffnung dazu sehr weit entfernt, und immer unwahrscheinlich; denn diejenigen, worüber wir bisher gesprochen haben, scheinen mir mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden zu seyn.

Kriton.

Kriton.

Wenn ein Landesherr sich der Sache mit Ernst annehmen, und Aenderungen in der Verfassung seiner Geistlichkeit machen wollte: so würd' es dem etwas leichtes seyn, diesen Schwierigkeiten abzuhelfen.

Philaleth.

Von einem erleuchteten weisen Regenten, der von Unglauben und Bigotterie gleich weit entfernt, selbst wahre Religion besizt, und den wichtigen Einfluß, den sie durch das Amt ihrer Lehrer in die menschliche Glückseligkeit, in das allgemeine Wohl des Staats hat, aus Erfahrung kennt, von so einem Regenten müßte freylich die Verbesserung der äußerlichen Situation des geistlichen Standes herkommen, wenn sie je statt finden soll. Allein wenn ein solcher auch den besten Willen dazu hat, so wird die gedachte Schwierigkeit, hinlängliche Fonds dazu ausfündig zu machen, ihn selbst doch ebenfalls drücken. Setze den Fall, Kriton, ein Landesherr, oder ein Reichsrath, bey dem sich die höchste Gewalt im Staat befindet, hätte von allen Einkünften des Landes auch alle Ausgaben zu dessen Bedürfnissen, und zur Ersparung eines proportionirten Schatzes, zu dem er auf den Nothfall greifen muß, bereits wieder angewiesen; die ökonomische Verwaltung seiner Finanzen wäre so ordentlich eingerichtet, daß die Einnahme und Ausgabe seiner

Kassen alljährlich gegen einander aufgienge. Nun soll er auch die Geistlichen, die ihm bisher nichts gekostet, sondern vom Publicum gelebt haben, aus diesen Kassen besolden. Dazu ist kein Ueberschuß in selbigen vorhanden. Wovon sollen denn nun die neuen Zahlungen geleistet werden? Du kannst doch nicht Geld ausgeben, wenn Du keines hast.

Kriton.

Freylich nicht!

Philaleth.

Also mußt Du doch gestehen, daß es, wenigstens in protestantischen Ländern, wo keine reiche Mönchsklöster, deren Schätze zum geistlichen Behuf angewendet werden könnten, mehr aufzuheben sind, daß es da selbst dem Regenten, dessen Staatsökonomie nun einmal ihre feste Einrichtung hat, so leicht nicht seyn würde, neue Fonds zu den Besoldungen der Geistlichen, worauf bisher gar nicht gerechnet war, zu errichten, wenn er nicht von den verschiedenen Confeßionsverwandten zum Behuf ihrer Prediger eigene neue Abgaben will aufbringen lassen.

Kriton.

Auf die Weise, wenn Regenten und Unterthanen, wie Du meinst, solche gesetzmäßig zu entrichtende Abgaben an einer Seite ungern fodern, und an der andern Seite ungern geben würden, allerdings. Allein sollten sich von den wirklich vorhandenen

denen geistlichen Stiftungen, Kirchengütern, Kirchenpächten, Pfarräckern, und deren Ertrag durch Verpachtung, nicht vortheilhafte Einrichtungen zur sicheren und zureichenden Salarirung der Geistlichen treffen lassen?

Philaleth.

Unmöglich! Kriton. Denn da sie mit Inbegriff der bisherigen Einkünfte, die den Geistlichen von Stolgebühren und andern freywilligen Beyträgen ihrer Gemeinglieder zufließen, nicht hingereicht haben, viele Prediger, besonders auf dem Lande und in kleinen Städten, auf ihren kümmerlichen Pfarren vor Mangel und Dürftigkeit zu schützen: wie sollten sie denn für sich allein dazu hinreichen können. Ist das nicht sonnenklar?

Kriton.

Wenn fernerhin eben so viel Geistliche, als bisher, davon unterhalten werden sollen, so leuchtet die Unmöglichkeit klärlich ein. Aber ließe sich nicht ohne Nachtheil der guten Sache, welche das Predigtamt befördern soll, die Anzahl der Religionslehrer vermindern? Wir haben Provinzialstädte im Lande, wo statt acht bis zehn Geistlichen ihrer sechs vollkommen hinreichend wären, weil bey schwachen Gemeinen ein Prediger die Arbeit völlig bestreiten könnte, in welche sich izt zween theilen. Wir haben Gegenden auf dem platten Lande, wo in einem Umkreise von einer oder anderthalb Meilen drey, vier

und mehr Pfarren neben einander liegen, bey deren jeder ein eigener Pfarrer angesezt ist, der, wie sein Nachbar, kaum das nothdürftige Brodt hat.

Polykarp.

Das kann ich von mehreren Predigern in unserer Diöces bezeugen. Ihr Zustand muß jedem Menschenfreunde Mitleiden auspressen, zumal wenn ein so trauriges Schicksal, wie doch öfters auch der Fall ist, einen sehr geschickten und rechtschaffenen Mann trift, der äußerlich besser gesezt zu seyn verdiente, aber weil er unbekannt ist, und keine Gönner hat, auf seiner dürftigen Stelle wohl zeitlebens sitzen bleibt.

Kriton.

Eben darum dächte ich, man machte in solchen Gegenden aus vier oder fünf Pfarren zwo, aus dreyen eine: so hätte jeder Prediger, der dann auf seine ohnehin unbeträchtlichen Accidenzen gern Verzicht thun würde, anständig zu leben, und könnte nun ohne drückende Nahrungssorgen mit viel heiterer Seele, zum wirklichen Nutzen der Gemeine, sein Amt verwalten. Und so auch in den Städten, wo der Prediger bey einer Gemeine zu viel sind. Denn wenn das Gehalt des zweyten Predigers bey einer Stadtkirche dem ersten zugelegt wird, so reicht es vermuthlich, ohne Beyhülfe der Stolgebühren, zu seinem anständigen Auskommen hin.

Philaleth.

Mit deinem Vorschlage ist es also auf eine Verminderung der Geistlichen angesehen. Die könnte dann doch nicht verfügt werden, als bis der Mann, der eine zu schlechte Pfarre hat, stirbt.

Kriton.

Natürlicher Weise. Sie würde auf dem Fall nicht wieder mit einem eigenen Prediger besezt, sondern dem nächsten, und in Städten dem bereits an derselben, oder einer andern Kirche arbeitenden Prediger, zur Verbesserung seines Gehalts, zugelegt. Erhält er dadurch noch nicht so viel Einkommen, als er zu seinem Unterhalt und zur Erziehung seiner Familie nothwendig braucht, so giebt man ihm noch die zweyte erledigt werdende dazu.

Philaleth.

Durch eine solche Reduction der Prediger würde freylich die Besoldung derer, welche bleiben sollen und müssen, am leichtesten vermehrt seyn. Aber stoßen wir bey diesem Project, wenn es ausgeführt werden sollte, nicht ebenfalls wieder auf allen Seiten an? Ich sehe die größten Schwierigkeiten dabey.

Kriton.

Was für welche? Laß hören.

Philaleth.

Wie würde z. B. ein Prediger im Stande seyn, so viel Predigten zu halten, als sonst zwey Collegen hielten

hielten, und die Amtshandlungen allein zu verrichten, welche sonst sein Gehülfe mit ihm theilte?

Kriton.

Er muß nicht verbunden seyn, so viel zu predigen, denn wir haben warlich der öffentlichen Vorträge im Ueberfluß. Hätten wir des Sonntags statt zweyer Predigten in jeder Kirche eine, und in der Woche statt mehrerer auch eine: so würde sicherlich die Versammlung alsdenn auch zahlreicher seyn. Die Menschen sind nach dem, was selten ist, weit begieriger, als nach dem, was sie alle Tage haben können. Ehe die Protestanten in Schlesien überall Bethäuser hatten, thaten sie weite Reisen, um nur einmal im Jahr eine Predigt zu hören. Izt, sagt man, gehen viele nicht aufs nächste Dorf darnach, und die das Bethaus vor der Thür haben, kommen oft am seltensten hinein. Gewiß unsere Christen würden viel begieriger auf die öffentlichen Religionsvorträge seyn, wenn sie seltener wären. Wie oft müssen unsre Geistlichen auftreten, und statt Menschen, den Pfeilern und Wänden predigen.

Philaleth.

Das trift sich zuweilen in der Woche, wo jeder seine irdischen Berufsgeschäfte abwarten muß, und nur die wenigen geschäftlosen oder bejahrten Leute, die in der Stadt sind, Muße genug haben, die Kirche zu besuchen.

Kriton.

Kriton.

Ganz recht! Eben darum könnten wir die Anzahl der Wochenpredigten vermindern. Zu den öffentlichen gemeinschaftlichen Gottesverehrungen ist eigentlich der Sonntag bestimmt. Da ruhet jedes von seinen weltlichen Berufsgeschäften. Aber in den Werktagen ist es Gewissenspflicht, diese emsig zu betreiben. Wer sie liegen ließe, und die Arbeitsstunden mit Kirchengehen zubrächte, würde meines Erachtens nicht thun, was er thun sollte. Ich würde jedem Christen mit dem ehrlichen Luther sagen: „Wenn du aus dem Bette fährst, sollst du „ein kurz Gebetlein sprechen, etwa: Ich danke „Dir, mein himmlischer Vater durch Jesum Christum, deinen lieben Sohn, daß du mich diese „Nacht vor allem Schaden behütet hast, und bitte „Dich, Du wollest mich diesen Tag auch behüten „vor Sünden und allem Uebel, daß Dir all mein „Thun und Leben gefalle. Denn ich befehle mich, „mein Leib und Seele und alles in Deine Hände — „und dann flugs mit Freuden an dein Werk gegangen" das wäre viel besser, als wenn einer von 8 — 9 in der Kirche, und von 9 — 10 Uhr in der, die Wochenpredigt mit anhörte.

Philaleth.

Gut! So gehört sichs auch für den arbeitenden Theil der Stadt. Aber denen, die Lust zum Worte Gottes, und Muße zum Kirchengehen auch in den

Wochentagen haben, werden wir doch die Gelegenheit sich zu erbauen nicht wegnehmen müssen. Wenn auch nur eine Seele durch jede Predigt gewonnen wird, habe ich oft unsern Pastor M ** sagen hören, so wird es am Ende des Jahrs doch eine gute Erndte im Weinberge des Herrn geben. Sprich ihm nur einmal von Abschaffung einer Wochenpredigt, er wird Dich zurecht zu weisen wissen.

Kriton.

Der gute Pastor M **, der gerade nie der fleissigste im Weinberge des Herrn gewesen ist, sondern gern andere Leute für sich arbeiten lässet, sollte das am wenigsten sagen. Seine Rede hat auch mehr frommen Schein, als wirkliche Wahrheit zum Grunde. Wenn die angeführte Ursach gültig seyn soll, so muß von Morgens früh bis Abends spät zu jeder Stunde wenigstens eine öffentliche Predigt in der Stadt gehalten werden. Zwey, drey Seelen würden sich immer finden, denen die eine oder die andere Stunde zu deren nützlichen Anhörung gelegen wäre. Fiele nur eine einzige aus, so könnte man sprechen: Ja, auch in der Stunde hätte doch, wenn Predigt gewesen wäre, eine Seele können für das Reich Christi gewonnen werden. Am Sonntage kann sich jeder, dem die Religion werth ist, zum Gehör der Predigt einfinden. Wer sich außerdem in festgesezten Stunden der Wochentage mit gottseligen Betrachtungen erbauen will, kann es für sich in

seinem Hause thun. Denn er kann ja lesen, und wir haben gedruckte Predigten und Andachtsbücher genug, die ihm dazu behülflich seyn können. Oeffentlicher Predigten in der Kirche an jedem Tage braucht es um deswillen nicht. Die verminderte Anzahl der Geistlichen würd' es ohnehin nothwendig machen, daß alle Wochenpredigten eingiengen.

Philaleth.

Das würde schlechterdings nicht angehen.

Kriton.

Warum nicht?

Philaleth.

Um der Armen willen, die des Sonntags aus der Kirche bleiben, weil sie sich nicht reinlich kleiden können, und sich schämen, in ihrem abgerissenen Aufzuge unter den wohlhabenden Leuten zu erscheinen. Ich habe oft bemerkt, daß diese sich bey den Wochenpredigten am häufigsten einfinden. Hätten wir deren gar keine, so würden die Armen, denen Religionsunterricht und Trost gar sehr nöthig ist, offenbar verliehren. Und die das einzige, so ihnen ihren Zustand auf der Welt noch erträglich machen, sie zur Geduld und Hoffnung auf Gott erwecken kann, entbehren lassen, würdest Du doch selbst unverantwortlich finden.

Kriton.

Ja wohl! So mag man in großen Städten, wo der Armen viele sind, um ihrentwillen in jeder

Kirche eine Wochenpredigt beybehalten. Sonst muß ich Dir sagen: Wenn ich etwas in kirchlichen Sachen anzuordnen hätte, so würde ich unsere sonntägliche Nachmittagspredigten, wie die Wochenpredigten, in rührende, bloß auf Gesang und Gebet eingeschränkte öffentliche Andachtsübungen verwandeln, denn der Gesang erbaut die meisten Leute, welche mit Andacht singen, noch mehr als die Predigt. Auch möchten katechetische Wiederhohlungen der Vormittagspredigt mit Jungen und Alten, wenn sie eingerichtet werden könnten, ebenfalls mehr zur Beförderung der Religionserkenntniß beytragen, als unsere zusammenhängende stundenlange Reden, die von wenigen mit anhaltender Aufmerksamkeit bis ans Ende angehöret werden, weil die wenigsten Zuhörer dem Redner mit ihren Gedanken folgen können.

Philaleth.

Vielleicht. Polykarp mag dies am besten beurtheilen. Was meinen Sie?

Polykarp.

Kritons Gedanke, den schon mehrere gehabt haben, ist nicht unrecht. Manche Leute würden den öffentlichen Religionsunterricht, der ihnen durch Frag und Antwort gegeben würde, leichter fassen, besser behalten, und schneller anwenden lernen, als den, welchen sie aus unsern zusammenhängenden Reden von der Kanzel nehmen. In kleinen städtischen

schen Kirchen, in Landgemeinen ließen sich dergleichen katechetische Unterweisungen auch leicht einrichten. Aber in großen Kirchen, wo der Menschen viel sind, nicht wohl. Man würde schwerlich Leute aus allerley Ständen dahin bringen, daß sie sich öffentlich befragen ließen, und auf die Fragen Antwort gäben. Ueberdies würde die Menge der Anwesenden, und der weite Umfang des Kirchengebäudes solches auch nicht einmal verstatten. Dem Vorschlage öffentliche Religionsversammlungen zu halten, wo bloß geistreiche Lieder mit Zustimmung der Orgel und anderer musikalischen Instrumente gesungen, und nach mannigfaltigen liturgischen Formeln Gebet, Fürbitten und Danksagungen an Gott gerichtet würden, möcht' ich lieber meinen Beyfall geben.

Philaleth.

Wenn nicht immer bey jeder gottesdienstlichen Versammlung der Christen gepredigt werden soll, so wird es freylich keiner so großen Anzahl Prediger, als wir bisher gehabt haben, bedürfen, und die Besoldung zweyer wird einer genießen können. Allein, wenn die Gemeinen groß sind, so giebt es außer dem Predigen, der anderweitigen Amtsverrichtungen sehr viele. Gesezt man hätte nun, um einem Prediger mehr Besoldung zu verschaffen, die Stelle des zweyten eingehen lassen, wie soll jener allein alle diese Geschäfte bestreiten?

Kriton.

Wenn die Zeit und Kräfte eines Mannes dazu nicht hinreichten, so müßte sein Gehülfe allerdings bleiben.

Philaleth.

Und wo sollen denn nun für beyde hinlängliche Einkünfte herkommen, wenn die Stolgebühren aufhören, und die Gemeinglieder nicht mehr schuldig sind, zum Unterhalt ihrer Geistlichen etwas herzugeben?

Kriton.

Alsdenn müßten die Stadtkirchen und Landpfarren, welche an Kapitalien und liegenden Gründen reicher sind, den ärmeren etwas abgeben. Auf solche Art würden auch die Geistlichen eines Landes in ihren Einkünften gleich gemacht werden können.

Philaleth.

Das möchte sich wohl ohne Unbilligkeit, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einen oder andern Theils nicht thun lassen. Der Geistliche, der viel Arbeit hat, und an einem theuern Orte lebt, muß doch billigermaßen mehr Einkommen haben, als ein anderer, der weniger zu thun hat, oder an einem wohlfeilern Orte wohnet.

Kriton.

Darauf müßte allerdings Rücksicht genommen werden.

Philaleth.

Aus welchem Rechtsgrunde könnte denn die an Kapital und Pfarräckern reichlicher dotirte Kirche eines Orts verpflichtet werden, ihr Eigenthum zum Behuf der Kirche des andern Orts herzugeben?

Kriton.

Müssen doch wohl reiche Kämmereyen einer Stadt aus ihren Fonds zum Nutzen anderer Städte etwas abgeben. Warum sollte bey Kirchengütern nicht dasselbe geschehen können.

Philaleth.

Sobald es aufs müssen ankömmt, hört die Frage vom Recht auf. Alsdenn läßt sich alles einrichten.

Kriton.

Es würde Recht werden, sobald die Religion, der Staat, und das äußerliche Wohl des ganzen Corps der Geistlichkeit selbst dadurch gewönne.

Philaleth.

Wie wenn nun gewisse Particularvermächtnisse und milde von Privatpersonen gemachte Stiftungen nach dem lezten Willen ihrer Stifter ausdrücklich zur Besoldung der Lehrer dieser und keiner andern Kirche angewendet werden sollten? Dergleichen Vermächtnisse, aus welchem Grunde es auch seyn möchte, umzustossen, dawider protestire ich als Jurist in optima forma.

Kriton.

Ich weiß nicht, was nach der Jurisprudenz in solchem Fall erlaubt, oder nicht erlaubt wäre. Ließe sich die Sache nicht, wie ich sie mir vorstelle, von rechtswegen thun, so würde der Staat schon Mittel wissen, mein Project auszuführen.

Philaleth.

Ich fürchte, lieber Kriton, es scheitert am Ende doch, besonders in Ansehung der Landpfarren. Du willst auf mehreren benachbarten Pfarren einen Prediger ansetzen, damit selbiger ein hinlängliches Gehalt aus deren Einkünften ziehe. Verschiedene Pfarren haben auch verschiedene Patronen, die das Recht haben, die Prediger zu berufen. Dies Recht wird sich niemand nehmen lassen. Und wer soll es nun bey entstehenden Vacanzen unter mehreren ausüben?

Kriton.

Sie müssen sich, wie es schon izt in ähnlichen Fällen geschiehet, über das zu bestellende Subject vereinigen, oder nach einer eingeführten Wechselreihe das Patronatrecht üben.

Philaleth.

Dies wäre ein Auskunftsmittel. Vergissest Du denn aber, daß viele Landgeistlichen schon neben der Mutterkirche ein Paar oft ziemlich entlegene Fi-

liale haben, die ihnen zusammengenommen doch blutwenig einbringen?

Kriton.

So legt man ihm noch mehrere zu. Es wird doch auf der Nähe, oder in mäßiger Ferne, unter vielen eine Pfarrstelle von einigem Belang seyn, die sich mit jenen vereinigen läßt.

Philaleth.

Auch das wollen wir annehmen. Aber dann sage mir, wie der Prediger wegen Vielheit und Entfernung der Oerter alle zu seinem Amt gehörigen Geschäfte, da und dort, wo er an einem Tage, vielleicht zu einer Zeit verlangt wird, verwalten soll. Der Mann wird die ganze Woche durch beständig auf Reisen seyn müssen, und wenn Du ihm nicht innerhalb seiner Parochie von Viertelmeile zu Viertelmeile Vorspann in Bereitschaft hälst, so wird er doch nicht überall hinkommen, wo er jeden Tag zu thun hätte. Ueberlege ferner, wie es mit den vielen Predigten an einem Sonntage werden, wo und wann er sie halten soll. Kaum wird er im Sommer binnen zwölf bis sechzehn, geschweige im Winter binnen acht Stunden, damit fertig werden. Vergiß auch nicht zu bedenken, wie der katechetische Religionsunterricht der heranwachsenden Jugend, den der Prediger wöchentlich zu geben hat, von ihm besorgt werden soll, wenn die jungen Leute nicht in

seinem Wohnorte selbst, oder doch, wegen des angrenzenden Filials, nahe um ihm sind.

Kriton.

Ich habe bey meinem Vorschlage alle diese Umstände wohl bedacht, und im voraus Rücksicht darauf genommen. Wenn Du den ganzen Plan zur Verbesserung unserer zu geringen Pfarrstellen, auf den mich selbst zuerst ein angesehener Geistlicher gebracht hat, hören wirst: so, denke ich, sollen Deine Einwürfe dagegen ziemlich wegfallen.

Philaleth.

So laß ihn uns ganz wissen. Ich bin sehr begierig ihn zu hören.

Kriton.

Er ist im kurzen dieser. Der Prediger, dem man auf der Hauptpfarre, oder an der Mutterkirche mit den dazu gelegten nächsten Dörfern, bestellt, muß ein eigentlicher Gottesgelehrter, ein Mann von Geistesgaben und ausgebreiteter Wissenschaft seyn; vorzüglich aber von der Seite des sittlichen Charakters eine erprobte Frömmigkeit und Rechtschaffenheit besitzen. Dieser predigt nun jeden Sonntag vormittag einmal, in dem einen oder dem andern Dorfe nach der Reihe, und wo er predigt, da hält er zugleich zu gewissen Zeiten Communion, und verrichtet die Taufhandlungen an den in der Zwischenzeit gebohrnen Kindern. Nachmittags stellt

er

er in der Kirche einen kurzen katechetischen Unterricht über die gehaltene Predigt mit den Kindern an, besucht die Kranken, oder kopulirt die Verlobten.

Philaleth.

Also in der Zwischenzeit von vier bis sechs und mehr Wochen willst Du die Gemeine ohne öffentliche Religionsübung, die Kranken ohne Trost, die Kinder so lange ohne Taufe liegen lassen? Wie wenn eines schwach wäre und der Nothtaufe bedürfte? Oder ein Sterbender das Abendmahl begehrte? Wer soll jene verrichten, dieses reichen? da der Prediger nicht auf der Nähe ist.

Kriton.

Macht mir Philaleth diesen Einwurf in seinem, oder in fremdem Namen?

Philaleth.

In meinem oder in fremdem, gilt gleich viel. Beantworte ihn nur; denn es würde doch den Leuten sehr anstößig seyn, wenn sie des Amts ihres Predigers in solchem Fall entbehren müßten.

Kriton.

Erlaube mir, daß ich Dir durch eine Gegenfrage antworte. Hatten die ersten Christen auch Krankencommunionen und Nothtaufen?

Philaleth.

Nein!

Kriton.

Und kam dabey das Seelenheil der Sterbenden in Gefahr? War ihre Seligkeit in dem künftigen Leben daran gebunden?

Philaleth.

Nein! denn davon steht kein Wort in den Schriften der Apostel.

Kriton.

Wenn das ist, so wird es auch unsern christlichen Landleuten zu keinem Anstoß gereichen können, daß nicht jeden Augenblick ein Geistlicher vorhanden ist, der dem sterbenden Kinde die Taufe und dem Erwachsenen in seinen lezten Zügen das Nachtmahl gebe. Jene kann im Nothfall ein anderer verrichten, und den großen Misbrauch, der mit dem leztern bey Sterbenden getrieben wird, sollte man einmal ganz abschaffen. Daß indessen die Kranken auf dem Lande, wegen Entfernung des Predigers, eines belehrenden, tröstenden Zuspruchs, und die Gesunden der öffentlichen Religionsübung nicht Monate lang entbehren, dafür ist bey meinem Entwurf auch gesorgt.

Philaleth.

Auf was für Art?

Kriton.

Auf die Art. Ich setze in jedem eingepfarrten Dorfe oder auf zweyen nahe an einander gelegenen Dör-

Dörfern einen geschickten Schullehrer an, der von der christlichen Religion so viel richtige theoretische und praktische Kenntniß hat, daß er nicht allein die Jugend mit gesundem Verstande nach einer guten Methode darin unterweisen, sondern auch die Alten belehren, ihnen in Sachen des Gewissens rathen, in gesunden und kranken Tagen mit Unterricht und Trost beystehen kann. Dieser vertritt an den Sonntagen, da der Pfarrer nicht selbst predigen kann, weil er anderswo zu thun hat, dessen Stelle gerade in der Art, wie es in W*** gehalten wird, wenn Polykarp abwesend ist. Er lieset entweder aus einem Manuscript, das ihm der Pfarrer dazu gegeben hat, oder aus einer gedruckten Postille für Landleute, die sich machen läßt, wenn man noch keine zweckmäßige haben sollte, eine Predigt vor, oder hält mit Jungen und Alten des Sonntags in der Kirche eine Katechisation, wie er sie in der Schule zu halten gewohnt ist. Dies wird, wenn er gut lieset, und gut katechisirt, für die Gemeine eben so erweckend seyn, als es mir und allen Leuten in der W***schen Kirche gewesen ist.

Philaleth.

Wider diesen Vorschlag hab' ich nichts einzuwenden. Allein wo willst Du Leute von solchen Eigenschaften als Du an den Schullehrern auf dem Lande verlangst, hernehmen?

Kriton.

Izt sind sie freylich noch selten zu haben, aber man wird sie durch wohl eingerichtete Schulseminarien zuziehen können.

Philaleth.

Wo sind denn dergleichen?

Kriton.

Was noch nicht ist, kann werden, sobald man will. Pflanzschulen zur Bildung populärer Kinderlehrer in der Religion für Stadt- und Landgemeinen wären ein eben so würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit für jeden christlichen Staat, als die Universitäten, zur Erziehung gelehrter Leute in allen Fächern der Wissenschaften, es nur immer haben seyn können. Der lezten haben wir in Deutschland überflüßig genug. An den ersteren fehlt es noch. Was bis izt zu deren Errichtung geschehen ist, bedeutet fürs Ganze noch nicht viel. Das angefangene Werk kann aber fortgesezt, vervollkommet werden, sobald der Staat verhältnißmäßige Kosten, welche die erste Einrichtung erfordert, dazu hergeben will. Und dann einem Manne, wie der Domherr von Rochow, die Direction darüber aufgetragen, so würde man sehen, wieviel darin binnen wenigen Jahren würde geleistet werden.

Philaleth.

Daran ist kein Zweifel. Allein wenn das geschähe, was Du projectirt hast, Kriton; wenn

soviel

soviel Predigerstellen eingiengen, so würden wir ja alsdenn mehr unstudierte, als studierte Religionslehrer bekommen. Und würde das nicht nachtheilig für die christliche Kirche seyn?

Kriton.

Nichts weniger, als nachtheilig. Ich denke vielmehr es soll ihr Nutzen bringen; denn ein grosser Theil unserer Geistlichkeit gehört wohl nicht eigentlich zu den gelehrten Leuten. Du findest fünf, sechs Pfarrer von kümmerlicher Wissenschaft gegen einen wirklich gelehrten Prediger. Hast Du nie an den Oertern, wo Consistorien sind, Gelegenheit gehabt, einer öffentlichen Prüfung unserer Candidaten zum Predigtamt beyzuwohnen?

Philaleth.

Nein!

Kriton.

Ich habe mehrere mit angehört, und es hat mich manchmal befremdet, daß unsere Candidaten, die doch jahrelang auf Schulen und Universitäten studirt hatten, zum Theil nicht mehr gelernt haben. Ich Laie hätte viele Fragen, auf welche sie unrichtige oder verwirrte Antworten gaben, bloß mit Hülfe meines gesunden Verstandes richtiger und deutlicher erörtern wollen. Wenn man sich auch vorstellt, wie viel junge Leute ohne vorzügliche Geistesfähigkeit, ohne regen Trieb zu ihrer Wissenschaft, und dabey

ohne

ohne alles Vermögen, welches die Anschaffung der Hülfsmittel zur Gelehrsamkeit erfodert, sich der Theologie widmen: so darf man sich nicht wundern, daß sie in der theologischen Wissenschaft so sehr viel nicht leisten. Und was kann die christliche Kirche, wenn von dergleichen halbgelehrten Predigern wenigere vorhanden sind, dabey verliehren?

Philaleth.

Um Vergebung! Kriton, nicht jeder wirkliche Gottesgelehrte hat auf der Kanzel die Gabe zu predigen, die man ihm wünschte. Ein anderer, der weit weniger Gelehrsamkeit, als er, besizt, übertrift ihn öfters darin weit, und wird mit viel größerm Beyfall von den Leuten gehört.

Kriton.

Du wirst doch das nicht mit Anwendung auf unsern Herrn P** sagen, dem das Volk in unserer Stadt haufenweise zuläuft, ohnerachtet man weiß, daß es mit der theologischen Wissenschaft nur schlecht bey ihm bestellt ist.

Philaleth.

Du wirst mir wohl nicht zutrauen, daß ich den Werth des Predigers und seiner Vorträge nach dem Zulauf des Volks bestimme, denn das Volk urtheilt ja mehrentheils ganz schief darüber. Herr P** ist ein Schwätzer, der bloß mit seiner Stimme und wortreichen Phraseologie den Leuten die Ohren füllt, und

und durch affectirtes theatralisches Aeußerliche ihre Sinne bezaubert. Noch vor einiger Zeit, da ich seinen Vortrag mit anzuhören genöthiget war, hat er mit der unerträglichen Jagd, die er auf schöne Ausdrücke, sinnreich seyn sollende Anspielungen, übel passende Vergleichungen und verfehlte Allegorien zu machen pflegt, mir und andern verständigen Leuten äußerst misgefallen. Eben an dem Mangel gründlicher theologischer Wissenschaft liegt es, daß er mit seinem Schwall von Worten und Bildern den Pöbel aus allerley Ständen einnimt, aber einsichtsvolle Christen ununterrichtet und unerweckt nach Hause schickt. Ich wollte mit meiner Einwendung nur so viel sagen: daß gelehrte Erkenntniß von der Religion besitzen, und diese Erkenntniß populär vorzutragen wissen, zwey ganz verschiedene Dinge sind.

Kriton.

Das sind sie allerdings. Allein die Männer, die ich nach meinem Plan auf weniger Pfarrstellen, als man bisher besezt hat, zu Predigern bestimmt habe, sollen beydes in sich vereinigen. Die Stellen der halbgelehrten Prediger, die dem Volke, Jahr aus Jahr ein nichts als ihre nothdürftig erlernte, mit dem gesunden Verstande schwer zu fassende Dogmatik und Kasuistik vortragen, will ich eben durch die guten Schullehrer ersezt haben, welche aus den gedachten Seminarien hervorgehen. Von denen versprech' ich mir für die wahre Religion des Volks

mehr Nützen, als von unsern auf unsern Universitäten facultätsmäßig unterrichteten, aber in Lehre und Leben verdorbenen theologischen Studenten. Nach meiner Idee müßten diejenigen jungen Leute, welche sich dem Dienst der Religion widmen, wenn sie nicht wegen vorzüglicher Talente und großer Begierde zu den Wissenschaften besonders viel versprechen, statt auf die Universität geschickt zu werden, in die Schulseminarien gehen, um da theoretisch und praktisch das zu lernen, was sie künftig zu ihrem Amte brauchen. Die Schulhalterdienste auf dem Lande und in den Städten würden alsdenn nicht mit herumlaufenden unwissenden Candidaten, brodlosen Handwerksleuten, oder abgedankten Lakaien, besezt werden dürfen, sondern es würden tüchtige Subjecte dazu vorhanden seyn.

Philaleth.

So tüchtige Subjecte würden aber auch mehr Brodt und Ehre verlangen, als unsere bisherigen Dorfschulmeister genossen haben, sonst würde sich keiner dazu finden.

Kriton.

Natürlicher Weise muß ihnen beydes von rechtswegen werden.

Philaleth.

Hast Du schon darauf gedacht, wo Du die Mittel dazu hernehmen willst?

Kriton.

Kriton.

Ich denke, wenn nicht mehr soviel Pfarrstellen, als sonst, zu besetzen sind, so werden die Einkünfte von den Kirchengütern, Pfarräckern, Pächten, vom Decem und so weiter, imgleichen von dem Schulgelde, das wohlhabende Bürger und Bauern an die Schulkasse, welche der Prediger verwaltet, bezahlen, zureichend seyn, neben dem Pfarrer auch die Schullehrer seiner Parochie hinlänglich zu besolden. Und sollten sie nicht hinreichend seyn, so müßte der Staat zutreten, und einen gewissen jährlichen Zuschuß dazu hergeben; so wie der König von Preußen vor etlichen Jahren ein ansehnliches Kapital aussezte, dessen Zinsen zu besserer Besoldung einiger Schulhalter auf dem Lande angewendet werden sollten. — Damit nun auch in den Seelen der gemeinen Kinderlehrer wahre Ehrliebe, und ein edles Gefühl von der Nützlichkeit ihres Standes und Geschäfts erhalten würde, so müßte der Pfarrer sie nicht als seine Bedienten behandeln, sondern als seine Untergehülfen im Amte, über deren Lehrmethode, Amtsführung, Lebenswandel bey ihm nur die Aufsicht und Direction stünde. Hätte ein solcher Lehrer gewisse Jahre bey der Schule gearbeitet, und sich vorzüglich brauchbar zum Dienst der Religion gezeigt, so müßte er zu einer Pfarrstelle befördert werden. Ja es ließe sich leicht auch für die wirklich gelehrten Candidaten der Theologie zum Gesetz machen, erst in einer solchen niederen Stadt,

oder

oder Landschule ihre Geschicklichkeit zu üben, bevor sie Hoffnung hätten, zu einem Predigtamt hinauf zu rücken. Ich müßte mich sehr irren, sonst, dünkt mich, würde diese Einrichtung zur Ausbreitung einer erleuchteten praktischen Religionserkenntniß unter dem Volk viel beytragen, wir bekämen dadurch auf den Hauptpfarrstellen geschickte Prediger, und der geistliche Stand würde aus der Armuth und Geringachtung, in welcher ein großer Theil seiner Mitglieder sich wirklich befindet, gänzlich herausgerissen.

Philaleth.

Du überredest mich schier, daß ich dem entworfenen Plan Beyfall gäbe. Was sagen Sie dazu, Polykarp? Kriton will die Geistlichen so wenig im Ernst abgeschafft wissen, daß er vielmehr lange schon darauf gesonnen hat, sie besser, als bisher, zu setzen. Nun sehen Sie doch wohl, wie wirklich gut er es mit ihnen meinet.

Polykarp.

Wie sollt' ich das nicht sehn. Der Plan ist an sich ganz wohl ausgesonnen, vielleicht hie und da noch auszubessern, auszufüllen, abzuändern. Doch ließe sich etwas daraus machen.

Kriton.

Für vollkommen gebe ich ihn auch nicht aus. Aber was dünkt Ihnen? Gieng' es wohl einst

damit,

damit, oder halten Sie die Ausführung desselben für unmöglich?

Polykarp.

Im geringsten nicht, nur möcht' ich ihm, so gut er an sich ist, noch auf eine ziemliche Zeit seinen Platz unter so vielen andern nützlichen Projecten, die zur Verbesserung bürgerlicher und kirchlicher Einrichtungen vorlängst gemacht, aber nie ausgeführt sind, anweisen. Eine bessere Einrichtung des äusserlichen Zustandes unserer Geistlichkeit im Ganzen gehört mit zu den piis desideriis, deren unsere Väter schon so viele hatten, welche aber bis izt noch immer die nämlichen geblieben sind. Bey wie viel tausend Dingen in der Welt ließen sich heilsame, wünschenswürdige Verbesserungen machen. Und doch bleibt es immer beym alten. Wer etwas neues, noch so gutes einrichten will, kömmt selten damit durch. Es wird erst noch vieles anders werden müssen, ehe Ihr Vorschlag zu Stande kommen kann. Die Häupter unserer christlichen Staaten haben in den neuesten Zeiten zur Verbesserung der Oekonomie, der Finanzen, des Commerz- und Militärwesens viel gethan. Für die moralische Glückseligkeit der Völker ist durch ihr unmittelbares Zuthun im Ganzen desto weniger geschehen. Das Religions- und Kirchenwesen ist leider! in den meisten christlichen Ländern noch von der Beschaffenheit, daß es in die politischen Verfassungen tief eingreift. Und da

 man

man sogar, wiewohl irriger Weise, dafür hält, daß solches an alten Friedensschlüssen und Reichsgesetzen unabänderlich gebunden sey: so hat man es aus politischen Ursachen immer in seiner alten Verfassung gelassen. Bey vielen unserer Großen ist wirklicher Unglaube, wenigstens Kaltsinnigkeit gegen alles, was Religion heißt, an die Stelle des vorigen Aberglaubens getreten, und Ursach geworden, daß wahre Gottesverehrung auch bey einem großen Theil Menschen aus den niedrigern Ständen ihr Interesse verlohren hat. Wenn man einst die wichtigen Vortheile, welche der Staat mittelbar durch erleuchtete Religion, und rechtschaffene Sittlichkeit in allen Ständen gewinnt, mehr einsehen und berechnen wird; alsdenn möchte, nebst mehreren zur Verbesserung des Religionszustandes bereits gethanen Vorschlägen, die Reihe auch vielleicht einmal an den Ihrigen kommen.

Philaleth.

Verbesserung des Religionszustandes, sagen Sie? Mir vergeht alle Hoffnung dazu, wenn ich sehe, wie izt von denen, welche auf Geist und Scharfsinn Anspruch machen, und ihn zum Theil auch wirklich besitzen, weit mehrere darauf aus sind, das ganze christliche Religionsgebäude niederzureißen, als daß sie zur Aufführung eines sicherern, festeren Baues Hand anlegen sollten.

Polykarp.

Dies ist sehr zu bedauern, Philaleth. Allein die göttliche Fürsehung hat von Zeit zu Zeit die Religion ihren eigenen Gang gehen lassen. Ich hoffe, sie wird selbige zur bestimmten Zeit auch aus der schiefen Lage, welche Menschen ihr, bald rechts, bald links, gegeben haben, und noch geben wollen, in eine geradere zu bringen wissen.

Kriton.

Das denk' ich auch. Leute unserer Art, geistlichen und weltlichen Standes, müssen sich zusammenthun, und den Werth der Religion, den wichtigen Einfluß, den sie in die menschliche Tugend und Glückseligkeit hat, durch Worte und Thaten predigen. Vielleicht ist an manchen auch protestantischen Orten der Pfafferey noch so viel, daß einige Schriftsteller sie zu bestürmen noch immerfort nöthig und nützlich finden. Und wenn das wäre, dürfte man es ihnen so sehr verargen? Sie könnten es ja wohl zu eben der Zeit, da sie jene aufs bitterste angreifen, mit dem ächten Christenthum und dessen würdigen Lehrern recht gut meinen.

Polykarp.

Das wäre möglich, wie ich es auch zu glauben geneigt bin. Doch sollt' ich denken, die Lesewelt hätte sich nach gerade an dem ewigen Spotten und Durchhecheln der Pfafferey müde gelesen, und gute Schrift-

steller würden weit mehr Nutzen stiften, wenn sie statt dessen ihre Federn für die Ausbreitung ächter Religion und Sittlichkeit schärften. Viele Leser verkennen ihre eigentliche Absicht, und deuten das, was die Pfafferey gilt, auf Religion und Religionslehrer überhaupt, welches denn der guten Sache des Christenthums in keinem Fall vortheilhaft ist. Schwache, aber unschuldige Seelen werden dadurch geärgert, unbefestigte Gemüther in ihrem Glauben an Gott und die vortrefliche Lehre des Evangelii wankend gemacht, und leichtsinnige Herzen zur gänzlichen Irreligion hingerissen.

Philaleth.

Ja wohl! Polykarp, so ist es, so lehrts die Erfahrung. Statt dieses Schadens, an dem manche sonst einsichtsvolle Gelehrte wider ihren Willen dennoch schuld werden, würden sie, bey Beherzigung dessen, was der Welt zu sagen, das nützlichste ist, zur Erfüllung des edlen Wunsches viel beytragen können, den jüngst einer unserer verehrungswürdigsten Fürsten Deutschlands, der Marggraf zu Baaden, öffentlich geäußert hat, nämlich daß die Einwohner großer und kleiner Staaten „durch Tugend, Religion und Ehre zu einem freyen „wohlhabenden, gesitteten und christlichen Volk immer mehr heranwachsen möchten.“ Dies ist doch Dein Wunsch auch, Kriton?

Kriton.

Von ganzen Herzen.

Philaleth.

Können wir also vor der Hand unsere protestantische Geistlichkeit noch nicht auf den besten, vollkommensten Fuß gesezt sehen: so wollen wir zufrieden seyn, wenn sie auch bey ihrer bisherigen äußerlichen Verfassung zu jenem großen Zweck in der Art mitzuwirken fortfährt, in welcher viele ihrer einsichtsvollen und rechtschaffenen Glieder jederzeit dazu gewirkt haben. In künftigen Jahrhunderten wird manches zu Stande kommen, wozu izt noch kein Anschein da ist. Alles Gute wächset und reift erst mit der Zeit.

Druckfehler.

S. 4. Z. 5. statt natürlichen Neigung, lies natürliche Neigung.
= 27. = 17. — Ungarn, lies Siebenbürgen.
= 68. = 7. — mageres, lies magerers.
= 72. = 14. — hätten, lies hätte.
= 77. = 10. — mir, lies nur.
= 112. = 4. von unten, statt deren, lies und ihrem.
= 150. = 14. statt den Geistlichen, lies die Geistlichen.
= 157. = 3. von unten, statt Festtagen, lies Festtage.
= 176. = 9. statt Betriebsamkeit, lies Betreibung.
= 182. = 5. — in meinem Körper, l. in meinen Körper.
= 221. = 10. — gereinigten Kirche, lies gereinigteren Kirche.
= 222. unten, erbettelte, lies erbettelt.
= 245. unten, Wollen, lies Wollten.
= 300. Z. 3. von unten, denn, lies dem.
= 305. = 6. statt Lehrer, lies Lehren.
= 316. = 16. — Handelsstaaten, lies Handelsstädte.
= 320. = 3. — von ihm, lies von ihnen.
— = 10. — ihres Amts, lies des Amts.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

(1731)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lüdke, Friedrich Germanus

Gespräche über die Abschaffung des geistlichen Standes

Berlin ; Stettin 1784

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/97.2124
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11073079-3
VD18 10256598-007